gem.
1942 s Pichler

Allerlei

Geschichten aus Tirol

von

Adolf Pichler.

Jena,
Druck und Verlag von Friedrich Frommann.
1867.

Vorrede.

Seit Jahren verbringe ich einen Theil des Sommers und Herbstes in abgelegenen Thälern und auf den Hochjöchern mit naturwissenschaftlichen Forschungen. Dabei interessiren mich nicht bloß Felsarten und Versteinerungen, auch Land und Leute erregen um so größere Aufmerksamkeit, weil ich bei diesen Ausflügen viel Gelegenheit habe, das eine und die andern in den verschiedensten Verhältnissen und Beziehungen zu beobachten. Gern gedenke ich während des Winters, wo tiefer Schnee Feld und Alpen überzieht, der sonnigen Tage und zeichne dann, was ich geschaut und erlebt, zu ernster oder froher Erinnerung auf. So entstand mein Buch „Aus den Tirolerbergen". Manche Gestalt, die mir begegnet, mancher Stoff, den ich bei diesen Bergfahrten aufgelesen, war jedoch zu selbständig, um sich in jenen Rahmen zu fügen: er beanspruchte eigene, unabhängige Darstellung.

So reiften nach und nach diese „Allerlei Geschichten aus Tirol". Ich habe mich bemüht, sie mit jener parteilosen Liebe des Naturforschers aufzuzeichnen, der von keiner anderen Tendenz weiß, als seinem Gegenstande nach allen Seiten gerecht zu werden, und je mehr er dieses erreichen will, für sich um so weniger in Anspruch nehmen darf.

Auch in den Bergen Tirols flutet der Strom einer neuen Zeit gewaltiger von Tag zu Tag. Ein altes Geschlecht sinkt allmählich ins Grab, ich möchte dem Leser manche Gestalt noch am Abend, ehe sie zur Ruhe geht, schildern und dadurch das

Bild einer nahen Vergangenheit erneuern, — sei's auch nur mit leichten Linien, während sich die Gegenwart mit voller Kraft der Farbe in den Vordergrund drängt.

Der Tiroler, oder sollen wir sagen: Tirol? — hat seine Eigenthümlichkeiten. Der Mensch lebt hier in einer mächtigen Natur; indem ihn nun diese fast zur Staffage herabdrückte, stellte sie ihn andererseits auf seine eigene Kraft, daß sich das Volk eine Geschichte schuf, die fortwirkt von Geschlecht zu Geschlecht und jeden oft ihm unbewußt hebt und trägt.

So bewegen sich diese schlichten Erzählungen im Hochgebirge, das um desto mehr zur Schilderung herausforderte, je vielgestaltiger und großartiger es das Leben seiner Söhne bedingt; sie bewegen sich vor dem Hintergrund geschichtlicher Ereignisse, die das Volk nicht bloß erduldete, bei denen es entschlossen mithandelte.

Andere Eigenthümlichkeiten, wenn auch nicht von durchschnittlicher Geltung oder stets von löblicher Art, durften zur Ergänzung des Bildes nicht fehlen; sie entspringen weniger aus dem Wesen als aus Verhältnissen, welche nicht der Tiroler schuf, und sind, obwohl sich Leute, denen ihr Fortbestand nützlich erscheint, gegen den Umschwung der Zeiten stemmen, bereits in der Auflösung begriffen.

Ich wünsche nur, daß jeder Deutsche in den Geschichten, die ich hier erzähle, den Schlag verwandter Herzen fühlen und erkennen möge, daß die Männer am Inn und an der Etsch trotz alledem und alledem nicht zu den verkrüppelten und schwachen Zweigen, sondern zu den Kernstämmen des großes deutschen Volkes gehören.

Gebe Gott, daß nach langer Zersplitterung und Ohnmacht die Morgenröthe neuer Größe, neuer Herrlichkeit dem viel duldenden deutschen Volke zu leuchten beginne!

Innsbruck, 19. März 1867.

Adolf Pichler.

Inhalt.

Im Allbach.

Der Frühling gehört in den Alpen durchschnittlich zur Regenzeit, so daß Kraut und Blumen sich eher darüber freuen mögen, als Touristen und Dichter. Bisweilen gibt es jedoch eine Ausnahme, dann ist freilich nichts mit den herrlichen Tagen zu vergleichen, deren Genuß uns vergönnt wird. Ja, da trägt das Land seine Schützenfarben: Thal und Höhen überzieht schwellendes Grün von Blumenschmelz durchwoben, die Berge jedoch umhüllt der schneeweiße Mantel, von dem breite Falten zum Föhrenwald niederfließen, während sich, noch dunkler durch den Gegensatz, der Himmel tiefblau darüber wölbt. Solche Tage in der Studierstube zu verdämmern, wäre eine Todsünde gewesen, ich nahm mir gar nicht mehr Zeit, die Versteinerungen, über deren Untersuchung ich lange vergebens geschwitzt, in den Schrank zu legen, ergriff Bergstock und Hammer und eilte auf den Bahnhof. Schon qualmte der schwarze Rauch aus dem Schlott; ein greller Pfiff, und lustig dampfte ich hinab ins schöne Unterland, in die Blüthenfülle des reichen üppigen Lenzes. Zu Brixlegg verließ ich den Waggon; seitwärts zog durch die Wälder und Wiesen ein Pfad, immer höher und hö=

her ins Allbach, wo ein liebes verständiges Völklein wohnt, eigenthümlich in Art und Weise, aber nicht älplerisch verbohrt, und gerne bereit, das Gute aufzunehmen, wenn es auch von außen kommt. Der Leser muß es sich schon gefallen lassen, wenn ich hie und da vom Pfad ablenke, vielleicht pflückt er nicht ungern mit mir eine gelbe Jochaurikel, oder schlägt einen Stein los, in welchem kleine Nester Fahlerz schimmern: letzte Spuren des reichen Bergsegens Tirols, der mit so manchem andern Guten nur mehr in der Erinnerung der Väter lebt.

Dort öffnet sich eine enge Klamm: dumpf rauscht der Bach und treibt Qualm empor, der feine Rauch steigt über die Tannnen, welche den Rand einfassen, und spielt im Glanze der Morgensonne alle Farben des Regenbogens. Solche Schluchten sucht der Geognost gern auf; der Bach hat ihn der Mühe des Steinsprengens überhoben, und überall den harten Kern der Erde bloßgelegt, so daß er nur zuzugreifen braucht. Diese Schluchten sind aber auch die letzte Zuflucht des Frühlings; wenn auf den Höhen das Gras schon fahl wird und der Sommer glüht, kehrst du hier vom Mai Schritt für Schritt in den April und März zurück. Wären es auch nicht die Steine, so verlockt die Schönheit dieser Plätzchen zu einem Aufenthalt, und es gibt leicht eine Ausrede, die kleine Naturbummelei, welche mit dem eigentlichen Zweck der Reise nicht zusammenhängt, zu entschuldigen. Ich stieg über die steile Graslehne hinunter, Feuerlilien flammten aus dem grünen Haselbusch, an dessen Zweigen ich mich festhielt und auf einen kleinen Absatz schwang, über den ein Ziegensteig einwärts leitete. Bald erhoben sich rechts und links kleine Felsenköpfe, der kühle Luftzug brachte

den Duft der Schlehenblüthe; endlich schlossen die Wände enger zusammen und gönnten gerade nur einer kleinen Mühle Raum, wie sie die Bauern für ihren Hausbedarf einrichten. Sie war auf einer niedern Grundmauer kantiger Steinblöcke ganz von Holz gezimmert, die Bretter halbvermodert und überwuchert von feuchtem Moos, am Rad hingen lange Strähne Wasserfaden, als hätten sie es für immer eingesponnen. Aus der Spalte des Schiefers nickten mannshoch die Federn eines prächtigen Farren, die langen Ranken des Erdbeerkrautes spannen sich von Rasen zu Rasen, der hier und da eine Ecke umhüllte. Noch blühte hier die Anemone blau, roth und weiß in den Farben der Trikolore und die gelbe Primel: über die breiten Polster des Heidrichs summte die Biene, und das Rothkehlchen besann sich zwischen den blühenden Erlen wieder auf das Lied, das es vor länger als einem Monat draußen im Thale gesungen. Zu hinterst in der Schlucht, wohin kein Sonnenstrahl drang, spannte sich sogar eine Brücke von Schnee über das Wasser. Lang betrachtete ich das reizende Bild, endlich holte ich Hammer und Meißel hervor und begann mein Tagwerk, in die Wette mit dem Schwarzspecht, der unfern einen alten Buchenstamm abklopfte. Da öffnete sich die Thüre der Mühle, ein kleiner, breitschulteriger Mann, auf dem Rücken eine leere Kraxe, trat heraus. Sein Haar war stark mit Grau gemischt, das Auge hatte fast einen stechenden Blick, als sollte ihm nichts entgehen, doch wurde der Ausdruck unheimlichen Lauerns durch einen Zug unverwüstlicher Gutmüthigkeit gemildert, und bald spielte um den Mund ein freundliches Lächeln.

„Grüß Gott," begann er, „hab euch durch eine Lücke ge-

sehen und erst für einen Maler gehalten. Kommt mancher her und zeichnet, was dann die reichen Leute um viel Geld kaufen, daß ich nicht bloß die Klamm hier, sondern auch noch mein Gütchen gern dafür weggäbe. Ihr seid wohl ein Knapp', der Erz sucht, da werdet ihr aber nicht viel aufklauben, geht mit mir ins Allbach, dort schaut eher was heraus."

Der Mann hatte Recht, der Schiefer barg hier nur einzelne Blättchen Glimmer, — Katzensilber, wie ihn die Bauern verächtlich nennen, weil nichts daran zu gewinnen ist. Wir kletterten schweigend über den steilen Abhang bis zum Fußpfad, den ich verlassen, dort fuhr der Alte fort: „Die nächste Woche will ich die Mühle ausflicken, deswegen hab ich heut Werkzeug hinabgetragen; denn eh's auf die Alm geht, muß man Mehl haben. Nun meldet aber auch Ihr, was hat Euch hergeführt?" Während wir langsam vorwärts gingen, gab ich ihm über alles Auskunft; nach mancher Rede bogen wir um einen Vorsprung und Allbach lag mit allen Buchten und Höhen klar vor uns. Links drängten sich Kalkfelsen vor, zu hinterst leuchtete die Spitze eines Gletschers so hell, daß der vom Waldesdunkel verwöhnte Blick sich geblendet abwenden mußte. Mein Begleiter deutete mit dem Finger auf zum Schrofen. „Da kommt ihr zu spät; bunte Steinchen, fast wie Marbel gibt es freilich noch genug, aber das Erz, Silber und Gold viel tausend Zentner ist längst schon aufgeräumt oder mit den Knappen in die Hölle versunken, weil sie die Gabe Gottes schändlich mißbrauchten. Nicht bloß im Wirthshaus haben sie gesoffen, wie es wohl auch ein ehrlicher Christenmensch mitunter thut, man mußte ihnen den Wein durch Brunnenröhren in die Stollen

leiten, bis endlich unser Herrgott zornig dreinschlug, die Wässer der Tiefe schwellen hieß, und Mann und Maus ertränkte. Aber dort, dort bei der schneeigen Spitz gibt es mehr Silber als Eis und unsere Finanzler hätten es gewiß längst schon geholt trotz der kalten Pein, wenn nicht das Hinaufklettern wäre. Schaut, jener stattliche Bauernhof mit mehr und größern Fenstern als manches Schloß ist vom Gelde der Spitz erbaut und ausgestattet."

„Nun, was ist's mit der kalten Pein?" unterbrach ich ihn.

Er zog die Augenbrauen pfiffig in die Höhe und erwiederte lächelnd: „Ihr Herrenleut glaubt doch nichts; eigentlich ist es bei den Bauern seit einigen Jahren auch nicht besser, sie lachen dem Meßner ins Gesicht, wenn er zu Martini das Korn fürs Wetterläuten fordert. Es gibt ja doch keine Hexen mehr, die unter Donner und Blitz den Hagel werfen, — zwar der Lexen Moid sagt man allerhand nach, wird aber nicht wahr sein. Nu gut, die kalte Pein! Den Schatz auf der Spitz muß einer hüten, der alle hundert Jahre abgelöst wird, wenn sich ein anderer statt seiner anstellen läßt. Hundert Jahr! denkt mancher Geizhals, das wird auszuhalten sein, wenn man sein Lebtag Geld genug hat, und dann sobald es dran und drauf kommt, kann man sich ja in Pelz einnähen lassen. So meinte auch der Sepp, der den Palast dort erbaute. Er war ein armer Kleinhäusler, und gangen ist's ihm schlecht genug, daß er wie Esau um ein Linsengericht gewiß alles verkauft hätte. Da fielen ihm allerlei lästerliche Gedanken ein, er hing ihnen nach, vom Gedanken zum Wunsche ist es nicht weit, und dann hat der Teufel lockern Boden für seine Saat. Im Fasching legte er sich

hungrig zu Bette, da hörte er spät in der Nacht den Lärm der Zecher und den Klang der Tanzmusik aus dem Wirthshaus beim Knollen. Ihr müßt dort einkehren, die Wirthin ist meine Gevatterin und hat sie kein frisches Bockfleisch, so gackern Hühner genug in der Steige.

Ja beim Knollen ging's in alter Zeit oft saggerisch zu, jetzt haben die Leut das Geld nimmer — gerade wie damals der Sepp. Der sprang, als er die trunkene Mette hörte, mit einem greulichen Fluch vom Stroh und forderte den Teufel auf ihm zu helfen, wenn er etwas könne. Weißt wohl, der Schwarze läßt sich nicht zweimal laden; das Haus krachte in den Grundfesten, und aus dem Boden stieg ein Mann in der Tracht des verflossenen Jahrhunderts. Sein Gesicht schimmerte wie Eis, er zitterte am ganzen Leib und rief mit den Zähnen klappernd: „„Alle Jahre kannst du von der Spitz Geld holen, so viel du zu tragen vermagst; ist aber deine Zeit um, so wirst du Schatzhüter an meiner Statt. Willst du, so geh mit.““ Sepp überwand den ersten Schrecken und folgte der Aufforderung. Bald war er der reichste Mann im Unterinnthal; wer Grund und Boden verkaufen wollte, bot es ihm, so daß er endlich mehr hatte als mancher Baron nicht bloß in Tirol, wo die meisten ihren Grundbesitz an der Schuhsohle herumtragen, sondern in der ganzen Monarchie. Da kaufte er auch jenes Mahd, — es liegt noch Schnee drauf —; als er hinaufstieg, um es zu besichtigen, schlüpfte er und verschwand in einen Abgrund, ohne daß es je gelungen wäre, seine Leiche zu entdecken. Noch ist aber die Sache nicht aus. Er war sonst ein guter Kerl, schenkte den Armen und gab den Franziskanern

manche Butterkugel für Messen, deswegen durfte er in der heiligen Weihnacht zurückkehren und sich wärmen. Seine Nachkommen heizten dann immer die große Stube, daß der Ofen springen wollte, doch wagte niemand zu bleiben. Nur ein Knechtlein konnte die Neugier nicht bändigen, es spähte durch das Fenster. Da sah es ihn, wie er am Ofen hockte, ein brennendes Scheit nach dem andern hervorzog und auffraß, wie unser eins ein Würstchen. Das Knechtlein fand man des Morgens ohnmächtig, es hat sein Lebtag nicht mehr gelacht. Der Geist ist übrigens auch schon lang erlöst, — dort springt gerade sein Urenkel mit einem saubern Diendl daher."

Zwei junge Leute wurden zwischen den Bäumen auf einem Wege sichtbar, der zu einigen höher gelegenen Häusern emporführte. Der Bursch trug die kleidsame Tracht des Thales, vom Hut nickte eine große Blutnelke und ein Zweiglein duftigen Rosmarins, beides mit einem breiten, flatternden Seidenbande zum Strauß verschlungen. Das Mädchen war in Hemdärmeln, welche von zierlichen Spitzen umfranst, den runden, etwas gebräunten Arm fast ganz nackt ließen. Sie trug eine weiße, in glatte Falten gebiegelte Schürze; den Strauß am blauen Mieder suchte sie, als wir uns näherten, sorgfältig zu verbergen. Mein Begleiter betrachtete das schöne Paar mit Wohlgefallen, endlich nachdem er sich einen Augenblick an ihrer Verlegenheit geweidet, sagte er lachend: „He ihr Zwei, was ist denn heute für eine Prozession, daß ihr so zierlich aufgeputzt zum Dorfe rennt? Lisele, brauchst nicht auf die Seite zu schauen; mir scheint gar, du hast den Hans endlich aus der heißen Pein erlöst, in der du ihn so lang schmachten ließest —

freilich nicht hundert Jahr, sonst wär's auch zum Heirathen für immer zu spät."

Das Mädchen erröthete bis auf das Busentuch und sagte halb unwillig zum Burschen, der bereits erwiedern wollte: „Geh, Hans, sag nichts, sonst trägt uns der Schwätzer von Haus zu Haus."

„Nu, nu, nicht so oben aus," rief der Alte schmunzelnd, „der Pfarrer wird euch schon von der Kanzel verkündigen, ich brauch' es nicht zu thun. Uebrigens wünsch' ich viel Glück zur Brautprüfung, ihr seid ja auf heute bestellt; ich mein' wenn ihr auch den ganzen Katechismus vergessen habt, über das Kapitel von der Liebe werdet ihr gewiß Bescheid wissen. Fehlt sich nichts, seid nette Leut, werd' schon auf die Hochzeit kommen und eine ordentliche Ehrung thun."

„Nimm's für die Einladung, daß wir dich hier getroffen haben," erwiederte der Bursch und reichte treuherzig die Hand. „Wenn dein Kamerad, — er meinte mich — auch kommen will, ist's recht: ein ordentliches Frühstück mit festen Knödeln, einem gesottnen Kalbskopf und Schmalznudeln wird auf dem Tisch stehen."

Das Pärchen ging eilig wie es gekommen, ohne eine weitere Antwort abzuwarten. „So eine Braut ist doch ein spassiges Ding!" sprach der Alte endlich. „Sie ersehnt nichts so sehr als die Hochzeit und redet man davon, wird sie roth, als hätte sie den Bräutigam gestohlen. Zwar die da hätt' einige Ursache, wie lang hat sie sich gespreizt und warum? Da hat einmal ein Missionär von der Jungfrauschaft gepredigt, wie sehr sich unser Herrgott daran freue, und denen, die sie

bewahrt, droben ein Ehrenplätzlein einräume, als ob alle brave Eheleute, die wahrlich auf Erden nicht immer den Himmel haben, nur Bagage wären. Bin zwar auch ein Junggesell, das ist aber nicht meine Schuld, gehört auch nicht hierher." — Der Blick des Alten trübte sich und erst nach einer Weile nahm er den abgebrochenen Faden wieder auf: „Das Lisele wollte nun auch heilig werden, wie die Notburg, deren Gebeine ober dem Altar zu Eben in einem goldverzierten Glaskästlein prangen, sie lief von einer Kirche zur andern und der Hans half ihr fleißig beten. Das war wie man zwei Oechslein eines vorn, das andere hinten an den Wagen spannt; eines zieht da-, das andere dorthin: sie betete um ewige Jungfrauschaft, obwohl ihr die Liebe aus den Augen lachte, und er verlobte sich zu allen Heiligen, daß sie sein würde, und heulte dabei Nachts wie ein Kater vor ihrem Fenster. Diese Narrenwirthschaft that nicht lang gut, ich beschloß daher, mich dreinzulegen und dem Hans, den ich aus der Taufe gehoben, einen guten Rath zu geben. Es war im Jahre 1859, wo der Bonapartl, dem ich auch ein Ehrenplätzlein vergönne, aber recht tief drunten, den großen Krieg anfing: da sprengten wir aus, der Hans wolle aus Verzweiflung Kaiserjäger werden. Lisele fing nun an den Kopf zu hängen — natürlich, träf' ihn eine Kugel, wer müßt' es verantworten als sie! Um einen so schönen Hans wär auch Schad gewesen, wie um keinen andern. Als er nun eines Abends Abschied nehmen wollte, da weinte Lisele, daß es einen Stein hätt' erbarmen mögen, er reichte ihr die Hand, krampfhaft hielt sie ihn fest, und sie stünden wohl noch voreinander, hätte sich Hans nicht endlich ein Herz gefaßt, und den Arm um ihren

Leib gelegt. In einem langen Kusse war der Bann gelöst. Lisele ging zu einem Serviten in Rattenberg beichten: das war ein alter, vielerfahrner Mann, keiner von den Ueberfrommen, wie sie manchmal zu Brixen ausgebacken werden und die Himmelsthür mit dem Schädel einrennen möchten. Er tröstete sie in ihrer Herzensnoth wegen dem Ehrenplätzlein neben der unbefleckten Jungfrau Maria droben im Himmel und legte ihr auf, der Mutter Gottes zu Absam nach der Hochzeit eine Wachskerze zu opfern. Ich hab ihr gerathen, damit zu warten, bis der erste Bub da sei, und sie dann beim Wachszieher nach dem Gewichte von diesem zu bestellen; da hättet ihr aber sehen sollen, sie wär' mir bald ins Gesicht gesprungen. Seitdem schaut sie mich immer scheel an, thut aber nichts, sie nimmt mich doch zum Gevatter. Ich hab sie oft auf dem Buckel aus der Schule heimgetragen, wenn es witterte, daß man nicht einen Schritt vor der Nase sah und manchmal auch geblattert, sobald sie zu unbändig that. Hat nicht übel angeschlagen und war auch recht. Sind wir doch verwandt und gar nicht so weit auseinander. Jaggs Urgroßmutter war Seppen — Hansens — Jörgels Schwester und dieser eine Base von Hiesens — Stanis — Melchers Buben meinem Ahndl. Also wißt ihr's!"

Mir ging bei diesem homerischen Stammbaum etwas das Gesicht aus dem Leim, obwohl ich die Sitte der Bauern kannte, Verwandte durch die Angabe der Sippe zu unterscheiden, wenn etwa nicht ein Spitzname an ihrer Person oder am Hofe haftet.

Wir waren zu einer kleinen Kapelle gelangt, über welche sich ein ungeheurer Lerchenbaum neigte. Der Gipfel war vom Blitz gebrochen, nur wenige Aeste trugen noch den grünen

Schmuck, die meisten starrten vertrocknet hinaus, graue Flechten hatten sich am Stamme angesiedelt, dessen borkige Rinde, vielfach gespalten, zu eng geworden schien und überall in die markleere Höhlung blicken ließ, wo sich eine Natter verkroch. Ameisen wuselten geschäftig hin und her, indem sie die Splitter des todten Holzes auf einen nahen Haufen fortzuschleppen bemüht waren.

„Warum fällt man den Baum nicht?" fragte ich meinen Begleiter.

Der stopfte erst ruhig sein Pfeiflein, schlug mit dem Stein Feuer und legte den glimmenden Schwamm auf den Tabak. Nach einigen vollen Zügen erwiederte er: „Den Baum? Er steht zur Erinnerung an eine schreckliche That und ich möcht' es keinem rathen, ihn anzutasten. Schaut nur hinein in die Kapelle, seht ihr den Christus am Kreuz? Er ist mitten durch die Brust geschossen. Einst hing er unter den Aesten der Lerche; seit sich aber die Hand des Frevels wider ihn erhoben, ward er in der Kapelle untergebracht." —

„Das könnt ihr mir ja auch erzählen!" bat ich ihn. „Sehr gern," erwiederte er, „im Grund hab ich heut nicht mehr viel zu versäumen, die Kühe versorgt der Knecht und die Bienen, — nun die werden auch nicht schwärmen, wenn auch die Kirschenblüthe bereits heraus ist. Die Geschichte spielt wieder in der Familie unseres Hans. Es ist überhaupt sonderbar, daß sich an manches Geschlecht so viel Merkwürdiges knüpft, während andere entstehen und vergehen wie das Kraut im Garten und kein Mensch fragt darnach. Trägt sich im Thal was Eigenthümliches zu, sei's Glück oder Unglück, ist gewiß ein

Hochmair, so schreibt sich der Stamm jenes stattlichen Hauses, damit verflochten. Da ließe sich viel mittheilen, vielleicht ereignet sich alles gerade deswegen, weil die Leute daran glauben.

Was das Kreuz betrifft, so hört. Der Großvater des Schatzhüters auf der Schneespitz war ein verrufener Wilddieb; es mag vielleicht nicht unwahr sein, wenn man ihm nachsagt, das Blut eines Menschen und einer Gemse sei ihm gleich gewesen und er habe manchen landesfürstlichen Jäger, der ihm in die Quere kam, weggeputzt. Einmal wurde er zu Ostern im Beichtstuhle nicht mehr losgesprochen, verzweifelnd verließ er die Kirche und besuchte seitdem nie mehr einen Gottesdienst. Auf der Jagd ward ihm das alte Glück untreu, beim Zielen legte sich ein Nebel vor seinen Blick, er zitterte, wenn er losdrückte. Man behauptete, er sähe in diesem Augenblick das Gespenst eines jungen Mannes, den er, nachdem er ihn angeschossen, trotz aller Bitten mit dem Kolben todtgeschlagen und in die Schlucht geschleudert. Sei dem, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß er menschenscheu oft wochenlang in den Wäldern herumirrte und sein Hauswesen ganz in Unordnung gerieth.

Wo das Auge des Herrn fehlt, gedeiht nichts! ist ein alter Spruch. Er war nahe daran, vergantet zu werden. Da erinnerte er sich an den Rath eines bairischen Raubschützen. Lange schwankte er, die Noth drängte jedoch immer mehr, Gott half ihm nicht, was sollte er sich noch länger um Gottes Sohn kümmern, aus dessen Kirche er ausgeschlossen war. Der verhängnißvolle Frohnleichnamstag brach an, . . . er lud den Stutzen, jedoch für kein Wild. Unter hellem Glockenklange

zog die Prozession über die Felder, die Fahnen wallten, die Chorknaben stimmten das Sanctus an und feierlich erhob der Priester die Hostie in der Goldmonstranze zum Segen, — da krachte ein Schuß, es krachte ein Donner aus hellem Himmel, und das Haus des Wilderers brannte lichterloh. Aus den Büschen unweit des Baumes drang ein fürchterlicher Schrei, die Prozession zerstob in scheuer Flucht, nur der Geistliche wagte mit wenigen Männern an die Stätte zu eilen. Da hing das Christusbild durchbohrt von einer Kugel, einige hundert Schritte seitab lag der Wildschütz, den Stutzen in die Faust gepreßt, die Augen rollend wie im Wahnsinn. Er winkte dem Priester, die andern blieben zurück. Nach einer langen Unterredung erhob sich dieser und ging düster schweigend in die Kirche, wo er die ganze Nacht hindurch betete: der Wildschütz verschwand im Gebüsch und kein Mensch im Thal sah von ihm eine Spur mehr. Viele Jahre verflossen, da kam ein Brief aus Welschland an den Pfarrer. Am nächsten Sonntag verkündete dieser von der Kanzel, der Frevler sei nach strenger Buße mit Gott versöhnt gestorben; jeder, dem er Aergerniß gegeben, solle ihm verzeihen, und der eigenen Sünden gedenken, damit der Herr auch ihm gnädig sei. Der Abgeschiedene habe geglaubt, sein Gewehr unfehlbar zu machen, wenn er am Frohnleichnamstage während des Segens einem Christusbilde die Kugel in die Brust schieße. Nachdem er es gethan, habe der Erlöser am Kreuz das Haupt erhoben und ihn mit dem Aug voll Thränen schmerzlich mild angeschaut. Durch diesen Blick mehr erschreckt als durch den Blitz, der von seiner Stirn auf das Haus, wo er so viel verbrochen, abgelenkt worden, im innersten Mark ge-

troffen, habe er sich aufgerafft, um zu fliehen, überall sei ihm aber das Antlitz mit der Dornenkrone vorgeschwebt, bis er endlich ohnmächtig niedersank. Er faßte auf Zureden des Pfarrers den Entschluß lebenslänglicher Buße, das übrige kennt ihr. In der Kapelle hing zum Beweis der Wahrheit eine Holztafel mit vielen Reimen, — sie ist im Lauf der Zeiten zu Grund gegangen und niemand hat sie erneut. Seht ihr, der Schatzhüter steht nicht allein in seiner Familie! Vielleicht verbindet ein unsichtbarer Faden diese Geheimnisse bis herab zum Jahr 1809, wo ein Bruder als Landesvertheidiger den andern, welcher als Soldat im bairischen Heere diente, unbewußt an der Zillerbrücke ins Herz schoß und dann im Irrenhause zu Hall endete."

Ich dachte eine Zeit lang schweigend über diese Sagen nach. Sind sie und andere verwandte voll ernsten sittlichen Gehaltes im Grund genommen nicht der ergänzende Gegensatz des deutschen Sprichwortes? Hier spitzt Reflexion die Erfahrung zu einem abstrakten Satze, der wieder nicht selten durch einen plastischen Ausdruck Mark und Knochen gewinnt; dort verdichtet sich das sittliche Gefühl des Volkes zur märchenhaften Erzählung, die oft vielleicht an ein ganz unbedeutendes Ereigniß anknüpft. Man schleppe hier nicht die deutsche Götterlehre herbei; die Deuteleien, deren man sich in neuester Zeit befleißigt, scheinen nicht überall wohl angebracht, obwohl in mancher Mythe ein unverwüstlicher, sittlicher Kern steckt. Es sind eben verschiedenartige Ausflüsse desselben Volksgeistes.

Der Alte trat unruhig an eine lichte Böschung, ich folgte ihm und sah bald, wie sich über die Berge des Innthales dicke

Wolken schoben. „Noch ist es nichts!“ meinte er; da wehte plötzlich ein kalter Wind, am Gratelkopf ober uns kräuselten sich, wie hingezaubert, Nebel empor, rasch ergriff er den Stock und forderte mich auf, ein Gleiches zu thun.

„Die Hexen beginnen da droben wieder ihren Ball, in einer Viertelstunde plätschert es, schaut, daß wir unter Dach kommen.“

Mir schien diese Prophezeiung nicht recht mit den Grundsätzen der Wetterkunde zu stimmen, er merkte das und fügte bei: „Es ist so! Glaubt von den Hexen was ihr wollt, ich habe sie auch nie gesehen, trotzdem, daß ich einmal in der Christnacht auf einem Schemel von neunerlei Holz kniete; wenn es aber da droben Nebel wirft, regnet es sehr bald. Es wird nur ein tüchtiger Spritzer, wir können derweil beim Hochmair unterstehen, in einer Viertelstunde erreichen wir das Haus und ihr macht dort mit einem der besten Männer unserer Gemeinde Bekanntschaft.“

Wir eilten am Rande der Schlucht vorwärts. Aus der Tiefe flatterten leichte Nebel empor, als wollten sich die Nixen des Wassers zu den Geistern der Luft aufschwingen, bald trug jeder Berg eine undurchdringliche Tarnkappe. Der Wechsel der Scenerie war sehr rasch vor sich gegangen — wer darf es unsern Vätern verdenken, wenn sie solchen Erscheinungen gegenüber, unbekannt mit den Gesetzen der Natur, die Brust voll dunkler Ahnung göttlichen Waltens, das Wirken dämonischer Kräfte vermutheten? Besser sind viele unserer Gebildeten gewiß nicht, vielleicht kaum klüger: die Berechnungsformel als Grund der Erscheinungen ist für manchen wohl auch schwerlich

mehr als ein — Gespenst. Die Menschen bleiben sich im Großen und Ganzen so ziemlich gleich.

Der Sturm wuchs zusehends, auf den Wiesen schlossen sich die Kelche der Gentianen und eine Schaar Ziegen rannte blökend über die Berglehne den Häusern zu, Unterstand zu suchen. Diese Zeichen wußte ich zu würdigen, und beeilte daher den Schritt ebenso sehr als mein Gefährte. Als wir vom Hofe Hochmairs nur mehr etwa einen Büchsenschuß entfernt waren, blieb ich stehen, weniger um zu verschnaufen, als das Anwesen zu überschauen. Es war ein stattliches Gebäude, das sich vor mir erhob, die Wände überall weiß getüncht, die Fenster eingefaßt von einem breiten grünen Rahmen, auf dem Gesimse standen Blumentöpfe, besonders reich war aber der Söller ausgestattet. Hier erhoben sich Gestelle, treppenförmig eines über dem andern, die Holzstäbe und Latten waren mit Schlingpflanzen verkleidet; Blumen mit großem Farbensinn gruppirt, schufen eine angenehme Abwechslung, dazwischen hingen einige Bauer aus Draht, deren Bewohner lustig sangen. Auch der in Tirol beliebte Kreuzschnabel war dabei und kletterte rastlos an den Spangen auf und ab. Am Firste des Daches kreuzten sich die Balken in kunstvoll geschnitzte Drachenköpfe auslaufend, welche die offenen Schnäbel mit der herausgebogenen Zunge einander zuwandten. Darüber ragte ein kleines Thürmchen von Holz mit einer Glocke, um das Gesinde zu rechter Zeit an den Tisch zu rufen. Auch der Garten, den sonst die Bauern nur zu gern vernachlässigen, konnte den Blick des Kenners befriedigen. Eingefaßt von glatten Sprinzen, war er regelmäßig in Beete abgetheilt, die Kieswege säumte kurz geschorner Buchs.

Neben den Kräutern, welche urkundlich aus Miniaturen und Initialen nachweisbar bereits die Gärten zu Karls des Großen Zeit schmückten und auf dem Lande bisher höchstens die Kapuzinerkresse und Sonnenblume als Zuwachs erhielten, erhob sich manches Gewächs, dem man sonst nur in den Anlagen der Städter begegnet. Besonders viel schienen die sammtrothe Amaryllis und die zierliche Leierblume zu gelten, sie standen mitten in einem Beete, eingefaßt von einem Kreise weißer Kiesel, während ihre Schwestern, die bärtige blaue Schwertlilie, die weiße Narzisse mit dem Goldkrönchen, die bunt gestreifte Tulpe an den Rand und die Ecken verwiesen waren. Der Hauptplatz gehörte doch eigentlich den Nutzpflanzen; in geraden Reihen wölbten sich bereits die Köpfe des Salates, die Kohlraben setzten schon Knoten an und der Karviol begann flache Rosetten auszubreiten. In einem Winkel wuchs der gelbe Saflor, mit dem die Bauern anstatt des Safranes die Suppe färben, überragt von der steifen Stockrose; in einem andern der duftige Brotklee, die Würze des Weihnachtszeltens, und die hoch aufschießende Sonnenblume, deren Same den Meisen für den langen Winter zum Naschen bestimmt war. Rosen und Lilien, die Könige der Pflanzenwelt, blühten noch nicht. An der Sonnenseite stand ein mächtiges Bienenhaus, die Stöcke sorgfältig nach den neuesten Erfahrungen geflochten, so daß mein Freund, der Immenvater im Oetzthal, sich über das Wohlergehen der lieben Thierlein gewiß herzlich gefreut hätte. Sie flogen aber auch daher, schaarenweise den Sturm fliehend, jedes mit einem schweren Höslein von gelbem oder rothem Blütenstaub. Es ist beim Thier wie beim Menschen: hat es seine ordentliche

saubere Pflege, so arbeitet es um so lieber, ausgenommen wem im Unflat am wohlsten ist. Aber auch die Vierfüßler dieser Sorte waren nicht ganz verwahrlost wie der verlorene Sohn; festgefugt schlossen die Bretter des Stalles, aus dem man ihr behagliches Grunzen hörte, und die Außenseite des Kofens zeigte deutliche Besenstriche.

„Die Schweine und die Zäune!" — sagte mein Begleiter, „da merkt man am besten, wie es in einer Wirthschaft steht." — Ich warf einen Blick auf die Felder, sie waren vortrefflich angebaut, alles gedieh auf das üppigste; auch hier konnte man beobachten, daß der Oekonom seiner Sache völlig gewachsen war und so weit es anging die Errungenschaften neuerer Forschung dem urväterlichen Schlendrian vorzog. Der Alte hatte mit Recht auf die Zäune hingewiesen, sie waren mit der größtmöglichen Ersparung von Holz und dennoch fest und sicher gezimmert. Unsere Bauern denken sich: „Den Wald läßt ja unser Herrgott wachsen, was soll ich mich darum kümmern?" Als sei morgen der jüngste Tag, schwenden sie Holz; was der Sturm wirft, lassen sie verfaulen; dafür schlagen sie die schönsten jungen Bäume zu Zaunstecken und reißen den Nachwuchs aus, um mehr Weide zu gewinnen. Freilich trifft sie oft die furchtbarste Strafe in Gestalt von Lawinen und Murbrüchen; anstatt jedoch die Schuld zu bekennen und in Zukunft klüger zu verfahren, bürdet man alles dem lieben Gott auf, als ob er die Thorheit der Menschen zu verantworten hätte. Auf dem ganzen Weg hatte ich den guten Stand des Holzes bewundert: nun erfuhr ich, daß Hochmair den Bauern ein gutes Beispiel gegeben, bis sich endlich die ganze Gemeinde, durch den

handgreiflichen Vortheil belehrt, entschloß, die Bäume besser zu hegen und nicht mehr leichtsinnig zu schädigen. Auch für die Kultur der Felder leistete er manches, indem er zuerst mit unbekannten Pflanzen, welche der landwirthschaftliche Verein empfahl, Versuche machte und, wenn sie sich bewährten und gut angewöhnten, den Nachbarn Samen und Schößlinge vertheilte. Daß er um das Geld im Thale zu behalten eine eigene Versicherung stiftete, erwähnen wir nebenbei. Brennt ein Haus ab, so wirkt die ganze Gemeinde beim Neubau mit; weil die Gebäude sehr zerstreut stehen, so verzehrt die Flamme nie viel auf einmal und es hat daher jeder nur einen geringen Ersatz zu leisten, sei es, daß er Handarbeit thut, Holz liefert, Sand fährt, oder einen kleinen Geldbeitrag zahlt.

Ich war nach diesen Mittheilungen begierig, den Herrn des Hauses kennen zu lernen. Er stand auf dem mit runden Kieseln gepflasterten Vorplatz, vom Scheitel bis zur Sohle ein tüchtiger und richtiger Tirolerbauer, das gelungene Original des gelungenen Sohnes, der uns im Walde begegnet. Die hohe Gestalt des Greises war kaum von den Jahren gebeugt, die Strohfarbe von Bart und Haar verdeckte das Grau, aus dem Gesichte, welches tausend kleine Fältchen wie das Gekritzel eines Geschwindschreibers durchzogen, glänzte ein lebhaftes blaues Auge, die Mienen zeigten die heitere Gelassenheit eines würdigen Alters. Die Tracht unterschied sich weder durch Stoff noch Schnitt von der des Thales, da war kein Schnürchen mehr als es der gemeinste Bauer trägt und doch machte der Mann einen fast vornehmen Eindruck. Er ließ uns ruhig an sich kommen; bereits zauste der Sturm den Gipfel des mächtigen

Ahornes vor der Thüre, einzelne Tropfen schlugen nieder, als wir vor ihn auf das viereckige Pflaster traten.

Hois reichte ihm die Hand: „Laß uns eine Weil unterstehen.“ —

Nach kurzem Gruße führte er uns in die Stube. Auch hier war nichts Auffälliges, nur erschien das Geräth durch die Ordnung, mit der es an den Wänden vertheilt war, veredelt. „Ihr kommt von Sprugg,“ wendete er sich an mich, „da kennt ihr vielleicht den Hartl aus unserem Thal. Er war lang ein Thunitgut, der im Gymnasium viel lederne Hosen zerriß und doch nie fertig wurde; da ist ihm nach dem Tode seiner Eltern das Geld ausgegangen, und er hat, wo er gerade zu essen kriegte, lang im Thal herumdörchert. Das gefiel der Gemeinde schlecht, der Rath stellte ihm Spitz und Knopf zusammen und ließ ihm die Wahl, entweder von uns beköstigt zu Innsbruck Prüfung zu machen oder den Kommißkittel anzulegen, wenn er nicht in das Arbeitshaus wolle. Hartl hat lang geheult; — alle sagen, er habe viel Talent und eine gute Feder, soll man aber mit so einem Schlingel lang spaßen? Kennt ihr ihn?“

„Sehr wohl,“ erwiederte ich, „er ist ja mein Schüler.“

„Und wie führt er sich auf?“

Ich zuckte die Achseln. —

„Wem nicht zu rathen ist, ist auch nicht zu helfen! Wartet einen Augenblick, ich muß doch meine Alte holen, den Hois bringt man gar zu wenig vor den Schuß.“ Rasch ging er zur Thür hinaus, wir hörten seinen schweren Schritt auf der Stiege.

„Nu, wie gefällt er euch?“ fragte Hois.

„Wär' schon recht, wenn es mehr solche Bauern gäbe, sind aber dünn gesät.“

„Dafür ist er aber auch vom Himmel gefallen.“

„Vom Himmel?“

„Habt ihr nie davon gehört? Man singt hie und da noch das Liedl, welches darüber gemacht wurde, freilich sind es Spottverseln, aber das schadet dem Jagg nichts, wir haben ihn doch alle gern. Er ist vom Himmel gefallen, ich werd' es euch erzählen, wenn wir weiter gehen. Laßt aber nichts merken; es wär' ihm unlieb, wüßt' ein Stadtherr die närrische Geschichte und thät' sie am End' gar ins Tagblatt drucken.“ —

Meine Frage wurde durch das Eintreten Jagg's abgeschnitten, hinter ihm trippelte ein altes Frauchen mild und gutmüthig fast wie das Mütterlein, welches Rembrandt so fleißig gemalt. Sie machte ihrem Mann keine Unehre und durfte sich immerhin an seiner Seite sehen lassen, beide waren mit einander grau geworden, das Alter hatte sie verändert, ihnen aber nichts genommen. Jede Lebensstufe hat ihren Reiz, er tritt aber nicht bei jedem hervor: der eine wird im Lauf der Zeiten faul, der andere geräth in Essiggährung — diese zwei waren aber zur selben Reife gelangt, die einen friedlichen Abschluß bildet, aber kein unwillkommenes Ende. Beide zeigten eine gewisse Aehnlichkeit der Züge, die mehr geistig als körperlich ebenso sehr auf Verwandtschaft der Seelen als des Stammes schließen ließ, denn in diesen abgelegenen Thälern ist fast alles versippt. Auch sie ging in der Tracht des Thales, jedes Fältchen des reinen Gewandes war fast so regelmäßig gezogen, wie eines oder das andere um ihre lächelnden Lippen, uur eine

große silberne Kette mit einer goldenen Schaumünze um den Hals zeichnete sie aus, — noch ein Erbstück vom Schatzhüter, wie Hois behauptete.

„Ist euch mein Bub nicht begegnet?" fragte sie rasch mit einem forschenden Blicke auf mich. „Er kommt wohl ins Wetter, wenn er sich nicht vorwärts tummelte."

„Der sagt längst schon im Widum Katechismus auf," platzte Hois heraus, „er müßt' sich nur verspätet haben von wegen vieler Bußeln, was auch hie und da schon auf dem Weg zum Pfarrer geschehen sein soll."

„Du bist und bleibst doch immer der alte Esel," fuhr die Bäuerin dazwischen. „Hast mehr als vierzig Jahre auf dem Buckel und könntest schon einmal gescheid werden."

„Wart du!" rief der Zurechtgewiesene. „Aber was soll ich mit dir zanken, ich weiß was Klügeres." Damit wandte er sich zum Tisch.

Hochmair hatte aus dem grünen mit großen Zuglöchern versehenen Wandschrank eine dickbäuchige Flasche und eine zinnerne Schüssel, auf welcher sich ein Berg von Nudeln thürmte, geholt und bereits eine Reihe kleiner Stengelgläschen angefüllt. „Müßt es nicht verschmähen," sagte er zu mir, indem er mir ein Glas reichte. „Das ist Faulbeereler, meine Dirnen haben die Träubchen abgelesen und ich sie zweimal destillirt; so einen Branntwein kriegt ihr in keinem Wirthshaus. Die Nudeln hat meine Alte gebacken, man hat sie deswegen von je gerühmt und mir ist sie durch ihre unvergleichliche Kunst von Jahr zu Jahr lieber geworden. Gelt Alte! Bring dir's!" Sie nahm schmunzelnd das Glas aus seiner Hand und nippte davon.

Draußen patschte der Regen; wir sprachen von dem und jenem, bald aber geriethen wir in das Gebiet der Landwirthschaft, und da war es dem Alten eben recht, einen Botaniker vor sich zu haben. Der Leser verlangt wohl nicht zu hören, wie Düngerhaufen zweckmäßig anzulegen seien, und welche Frucht sich für diesen oder jenen Boden am besten eigne: ich konnte mich hier, wie auf jedem andern Gebiete, an dem vielerfahrenen Sinn meines Wirthes freuen, der sogar ein und das andere Buch, welches nicht in Tirol gedruckt war, vom Ofensims herunterlangte und mein Urtheil darüber hören wollte. Oft trafen wir in unsern Ansichten zusammen, bisweilen nicht: dann begründete er seine abweichende Meinung so klar und bündig, daß man sah, wie ernst er über das Gelesene nachgedacht und ich von ihm so viel lernte, als er von mir. Wenigstens waren die Gesichtspunkte, von denen er die Dinge ansah, stets neu. Unsere Verhandlung drehte sich nicht um die hohe Politik, zu welcher in großen Städten jeder Gevatter Pfannenflicker seinen Senf gibt; Jagg meinte: Von Oesterreich höre man so wenig Gutes, daß man lieber nicht nachfragen solle; jene möchten die Suppe ausessen, die sie eingebrockt, — wir sprachen von Land und Leuten in Tirol, von dessen nächster Vergangenheit und Zukunft. Allmählich hatte der Regen aufgehört, unvermuthet erhellte ein Sonnenstrahl die Stube und goß seinen Glanz über die Stirn des Alten, ich erhob mich zum Abschied und versprach noch auf der Thürschwelle, ihm Sämereien zu schicken.

„Das wär' freilich sehr recht," erwiederte er mir freundlich die Hand schüttelnd, „aber nur nicht zuviel auf einmal, man übersieht sonst Wachsen und Gedeihen nicht, und mißräth

eines, wird auch das andere verworfen. Zwar jetzt zieht bald mein Bub auf: hab' kein Geld gespart, ihn was lernen zu lassen, und so kommt alles in gute Hände. Vorwärts will auch ich, jedoch mit Bedacht. Für niemand taugt das Neue schlechter als für den Bauern, wenn es eben nur neu ist! So lebt denn wohl!"

Hois und ich traten aus der Thüre — wie hatte sich alles verändert! Der Staub war gelegt, dafür aber rieselten von allen Seiten Bäche zwischen den Gangsteinen des Pfades, der Ahorn schimmerte in goldigem Grün, an jedem Blatte funkelten Tropfen, über die Matten zitterten wechselnde Lichter, bisweilen leuchtete, von der Sonne erhellt, ein Grasfleck zwischen den Föhren, während sich vom Schnee des Gebirges durchsichtige Nebel losrissen und im klaren Blau verschwammen.

„Nicht wahr, so eine neugewaschene Landschaft ist doch schön?" bemerkte Hois, „aber kehrt euch um, draußen im Thal thut es noch wüst."

Eine graue Wand lag vor den Bergen des Unterlandes, quer spannte sich ein prachtvoller Himmelsring, so heißt hier der Regenbogen, der mit den niederrauschenden Wässern immer weiter zurückwich, bis endlich das Sonnenwendjoch klar aus der Flut tauchte und nur mehr über den Höhen gegen Norden ein dünner Schleier schwamm.

Hois erzählte mir auf dem Wege zum Wirthshaus den Sturz vom Himmel, meine Einladung auf ein Glas Wein lehnte er ab; er wolle einmal mit Dampf nach Innsbruck fahren, mich aufsuchen, und mit mir ins Museum gehen, sich all die Bilder und ausgeschoppten Vögel auslegen zu lassen.

Entschuldig' es der Leser, der vielleicht auf die Geschichte Jagg's schon längst gespannt ist, wenn ich Hois hier in das Wort falle. Führe ich ihn selbst redend ein, so wird darüber die Suppe kalt, welche mir die Kellnerin, weil ich heute der einzige Gast im Wirthshause bin, unerwartet schnell vorsetzte. Zudem lieferte die dicke Wirthin, die es für ihre Pflicht ansah, mich zu unterhalten und hie und da mit dem Wedel die Fliegen zu verscheuchen, wobei sie mir stets einige in die Schüssel jagte, noch manchen Zug, der die Umrisse, welche Hois nur flüchtig entwarf, zu einem runden Bild ergänzte.

* * *

Bei den Bauern hat die Verwandtschaft noch etwas zu bedeuten; die Leute sind auf einander angewiesen, man kümmert sich daher nicht bloß um Vater und Großvater, sondern auch um Vettern und Basen bis zu einem Grade homöopathischer Verdünnung, den zu bestimmen selbst einem geübten Rechner bisweilen schwierig werden dürfte. So fangen auch wir nicht mit der Henne, sondern dem Ei an, aus welchem sie gekrochen.

Einiges wurde bereits über den ehrsamen Stamm der Hochmair mitgetheilt: vor drei oder vier Generationen spaltete er sich jedoch in zwei Zweige. Im Unterinnthale herrscht nämlich das Recht der Erstgeburt auch jetzt noch, ohne daß es der nivellirenden Büreaukratie gelungen wäre, dieses durch Gesetze, welche schwächer sind als die Sitte, zu beseitigen. Der älteste Sohn übernimmt das Gut, die jüngern bleiben entweder als Knechte bei ihm, oder sie weichen: in letzterem Falle dürfen sie, wenn sie arbeitsunfähig geworden, in das Haus zurück-

kehren und finden unter jeder Voraussetzung eine warme Herberge.

Die Hochmair hatten sich bis zu jener dunkeln Zeit, von der wir zu sprechen begannen, stets wie das fürstliche Haus des Laertes durch einen Sohn fortgepflanzt; damals hinterließ aber der Besitzer zwei Buben, welche bereits zu seinen Lebzeiten unter einander oft uneins waren. Stolz lag schon im Blute, wie sollte es daher der Jüngere, welcher den Aeltern an Kraft und Gewandtheit weit überragte, ertragen, jenem zu dienen? Nach einem kurzen Wortwechsel beschloß er zu weichen, um so lieber, da er das Herz der einzigen Erbin eines Gütchens errungen hatte. Freilich war dieses so klein, daß ein Bursche, der auf der einen Seite des zugehörigen Feldes einen Burzelbaum schlug, auf der andern darüber hinauskugelte: Konrad zog aber Hafergrütze auf dem eigenen Herd den Fleischtöpfen am Ofen des Bruders vor; zudem trat er nun als gleichberechtigt neben diesen, anstatt hinter ihm zu stehen. Die Liebe zur Braut war freilich nicht so groß, wie der Stolz des Freiers, was thut aber das? — Die Bauernregel lautet: Besser die Lieb' kommt in der Ehe, als sie geht mit der Ehe.

Wir machen nun einen großen Sprung bis in die Tage unseres wackern Jagg, unbekümmert um die wechselnden Schicksale beider Linien, welche, wenn sie sich auch, wie es der Brauch heischte, gegenseitig zu ihren Festen einluden, dennoch in einer gewissen Spannung verharrten.

Er war der zweite Sohn der jüngern Linie. Von dem ersten wissen wir nichts weiter, als daß er sein Bruder war, und das ererbte Gütchen, welches mitten inne zwischen der

Kirche und Hochmairs Hof liegt, fleißig bewirthschaftete. Die ältere Linie kam in Folge des schrecklichen Brudermordes, den Hois oben erwähnte, dem Erlöschen nahe. Dem letzten Besitzer war in der traurigen Einsamkeit des Alters nur ein Töchterlein geblieben. Wenn er nach dem Gebetläuten vor der Thüre die Sense dengelte, ließ er oft den Hammer sinken und überschaute mit einem trüben Blick die herrlichen Kornfelder und Mähder. „Wer wird hier Herr sein nach mir!“ dachte er im Stillen. „Viele hundert Jahre sind meine Väter auf dieser Scholle gesessen, drüben auf dem Friedhof modern sie, ein eisernes Kreuz neben dem andern verkündet mit goldener Inschrift ihr Lob — hat man mir die letzte Schaufel nachgeworfen, wie dann? Zieht ein Wanderer vorüber und fragt, wem gehört der stattliche Hof, so wird es nicht mehr heißen: einem Hochmair. — Ja ja, es vergeht alles, nicht bloß der Mensch, sondern auch die Geschlechter.“ Mit keinem Laut gedachte er der verstorbenen Söhne, die goldenen Knäufe ihrer Todtenkreuze schimmerten im Abendroth über die Friedhofsmauer, herb schloß sich sein Mund und ohne daß er es achtete, rollte eine Thräne auf den Boden.

Wieder faßte er den Hammer und dengelte. Plötzlich erhob er das Auge, blickte hinüber auf das Gütchen seines Vetters, lang sann er nach, dann schüttelte er den Kopf: „Nein, nein! ich kann dem Moidele nicht die Heimat rauben, das hat sie nicht verdient! Mag Gott walten, wie er will.“ —

Es waren die Regungen jenes Bauernstolzes, der, in seiner Art viel berechtigter als der Hochmuth eines armen Adels, dessen Anspruch auf einem Blatt Papier beruht, mit echt ari-

stokratischem Sinne verwandt ist; diese Regungen hatte der Alte in sich durchzukämpfen, ja sogar der Gedanke, den Hof an die jüngere Linie zu übertragen, durchzuckte ihn flüchtig. Daß Moidele als alte Jungfrau sterbe, durfte er nicht fürchten: Reichthum lockt Werber und wär' sie auch das ärmste Mäuschen gewesen, im Unterinnthale hätt' es immer einen Buben gegeben, sie zu freien und heimzuführen. Noch hatte es übrigens Zeit, sie war ja erst dreizehn Jahre alt, aber freilich so hübsch wie die Mutter Gottes im Glaskasten vor dem linken Seitenaltar, welche am Mariahimmelfahrtstage in feierlicher Prozession von den Jungfrauen herumgetragen und mit ihren Flachslocken, den rothen Wängelchen und Lippen als bäuerliches Ideal der Schönheit verehrt wird. „Walt' es Gott!“ murmelte er noch einmal und legte die Sense nieder, um in die Stube zu gehen.

Da raschelte es am Zaun, ein halbgewachsener Bube lugte herüber; er hatte nichts am Leib als ein grobes Hemd und kurze Lederhöschen, die nackten Schienbeine waren zerkratzt, auch das Gesicht von verharschtem Blute fleckig. „Bist du's, Jagg?“ sagte der Alte ernst.

„Ja, ich hab eins!“ rief der Junge, und zeigte ein rothes Schnupftuch über den Zaun, worin etwas zappelte. „Ich hab' eins, wo ist denn das Moidele?“

„Was hast du denn?“ fragte der Bauer.

„Hat dir's Moidele nicht erzählt? Ich hab' ihr ein junges Eichkatzel versprochen und auch richtig da drüben ein Nest ausgespürt. Heut bin ich hinaufgestiegen, die stachligen Taxen haben mich aber zerkratzt, bis ich es ausheben konnte. Auch

ein Rothkröpfel will ich dem Moidele bringen, das Schlagel ist in der Holerstauden schon aufgerichtet."

„Moidele betet jetzt drinnen den Rosenkranz und legt sich dann schlafen: gib her, ich behalt' es ihr derweil auf."

Dem Jungen schien das nicht recht, er reichte aber doch seine Beute gutwillig über den Zaun, und wendete sich zum Gehen.

Der Alte trat schweigend auf die Schwelle, plötzlich jedoch kehrte er sich um, über sein vertrocknetes Gesicht spielte ein freundliches, fast freudiges Lächeln und er rief: „He Vetter, warum bist denn zu Ostern nicht gekommen, wie all die andern Firmlinge, und hast dir das Eierbrot geholt?"

„Ich hab' schon wollen," entgegnete der Bube, „der Vater hat aber gemeint, ich solle warten, bis du es sagen ließest, sonst käm' es gar so bettelhaft heraus."

„Brauch ist Brauch!" murrte der Alte, „das hätt' auch dein Vater wissen können. Indeß lassen wir das. Er kann thun wie er will, ich red' jetzt mit dir. Wir treiben übermorgen zur Alm, hilf mit. Kannst schon morgen Abends kommen, daß du nichts versäumst, oder gar Mittags zum Essen, man muß allerlei vorrichten. Nachher müssen wir heuen, verding dich nicht weiter, ich brauch' dich und auch den Sommer hinaus bis zum Herbst gibt es mancherlei. Hast gehört?"

„Ja gewiß."

„So schlaf gesund!" — Der Bursche verschwand pfeifend in der Dämmerung.

Da ist ja das Geheimniß zum vorhinein verrathen, brummt der Leser unwillig und schiebt das Blatt weg: die zwei

kriegen sich ohne weiteres! — Freilich kriegen sie sich und damit wäre das Räthsel gelöst, wie bei jedem großen und kleinen Roman mehr oder minder schlau am Schlusse; mög' es mir niemand übel nehmen, daß ich mit der Thür ins Haus gefallen bin. Sie kriegen sich, sie haben sich schon längst, wenn wir uns an Faulbeereler und Nudeln erinnern: der alte Jagg war einst der junge Jagg und sein Weib ging bis zum zwanzigsten Jahre als holdes Jungfräulein zur Kirche, — sie haben sich schon! Aber wie sie sich kriegten und das Schicksal dabei den Kuppelpelz verdiente, ist nicht uninteressant. Darum Geduld!

Jagg arbeitete nach Kräften bei seinem Vetter, der in dieser Beziehung keinen Spaß verstand und ihn oft heimlich beobachtete. Eine solche Theilnahme widmete er sonst keinem Dienstboten. So sehr er aber mit Jagg zufrieden war, er ließ es mit keinem Wörtlein merken, sondern behandelte ihn eher barsch. Der machte sich aber mit dem glücklichen Leichtsinn der Jugend wenig daraus, war doch sein Bäschen das Moidele um so freundlicher, insbesondere, wenn er ihr am Samstag ein ganzes Tuch voll Jochblumen brachte. Da saß sie dann Sonntags, prüfte und wählte sorgfältig die herrlichen Blüten, damit eine neben die andere zurechtkäme und band sie zum Strauße. Das war eine Pracht! Speik, Edelweiß, Jochrauten, Steinbrech, Brunelle, Alpenrose und wie alle die seltenen Blüten heißen, kunstvoll vereinigt zu sehen. Auch der todten Brüder und der Mutter vergaß sie nicht, vor allen andern erhielt diese ihr Kränzchen, das um die Inschrift geschlungen wurde. „Schau schau," sagte mancher Kirchengänger, „wie das nett ist, siehst die Blümeln alle Tag auf dem Berg und gehst achtlos dran vor-

bei, und wenn sie so bei einander sind, meinst, es gäbe nichts Schöneres."

Nach einigen Wochen fehlten aber am Montag früh stets die Kränzchen. Moidele klagte es Jagg, der nahm entschlossen einen Ochsenziemer, ging Sonntag Abends in der Dämmerung auf den Friedhof und versteckte sich hinter einem breiten Leichensteine. Freilich klopfte sein Herz als es dunkler und dunkler wurde und durch die Finsterniß nur mehr die weißen Schädel aus der Todtenkammer hergrinsten; er war sich aber der guten Absicht bewußt, besprengte die Stirn mit Weihwasser und betete ein Vaterunser. Endlich hörte er Tritte, ein Bursch schwang sich über die Mauer, löste sorgfältig die Kränze ab und wollte sich wieder davon machen. In demselben Augenblicke jedoch, als er, den Rand der Mauer ergreifend, die Füße nachzog und die Knie oben anstemmte, hieb ihm Jagg mit dem Ochsenziemer einen so derben Strich über den Hintern, daß er mit lautem Geheul jenseits hinunterstürzte. Jagg wollte ihn noch verfolgen, er war jedoch von der Dunkelheit begünstigt verschwunden. Tags darauf erzählten die alten Weiblein, daß auf dem Friedhof eine arme Seele ganz entsetzlich geschrien habe, und beteten wohlmeinend einen Rosenkranz. Jagg hatte aber die arme Seele erkannt und den festen Vorsatz gefaßt, sie noch einmal recht tüchtig bei den Ohren zu nehmen.

Es war Eduard, der Sohn des Zangerlbauern, den man für so reich hielt als den Hochmair. Sein hochgelegenes Gut hätte unter tüchtiger Bewirthschaftung immerhin einen schönen Gewinn abgeworfen, so zog er es aber vor, ohne Rücksicht auf die Zukunft jedes Jahr so viel möglich herabzuschinden; der

Wald mußte die Kosten für den Acker zahlen, dieser wurde für das Vieh erschöpft, Rinder und Schafe hatten nur als Gegenstände der Spekulation einen Werth. Schien Hochmair nicht abgeneigt, jeden für einen Proletarier zu halten, der nicht auf dem festen Grunde eigenen Bodens stand, so hegte Zangerl wenig Neigung für die Bauerschaft: vor seinen Augen adelten Banknoten und Staatspapiere. Er war daher Wochen und Monate abwesend, trieb mit allem möglichen Handel oder Schacher, wobei er die Gesetze nur in sofern berücksichtigte, als sie ihm nützten, im Falle des Gegentheils aber sie zu umschleichen suchte. Einen offenen Bruch wagte er nirgends, denn er brauchte bei seinen Geschäften den Namen eines ehrlichen Mannes und den konnte ihm niemand bestreiten, so lang er nicht zu Rattenberg im Thurm des Landgerichtes gewohnt. In der Einrichtung des Hauses zeigte sich jene lächerliche Hoffart, welche einige bunte Fetzen und Goldleisten für nobel hält, und Achtung für ein geschliffenes Glas oder eine Seidenborte aus der Stadt fordert. Nebenbei schaute aber überall die ursprüngliche Rohheit durch.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme, so auch Eduard. „Der muß etwas anders werden!" rief Zangerl stark angetrunken im Wirthhause und schlug dabei auf den Tisch, daß die Gläser tanzten, „etwas anderes als ihr Bauernlümmel! Er kennt jetzt schon den Kurszettel comme il faut, sagt der Franzos, drum hab ich ihn zur Studie nach Sprugg gethan, kosten mag's, was es will. Das könnt ihr nicht, ihr Krautfresser und Nudelbrucker!" Da stand ein kleines Bäuerlein, dem dieser Tabak zu stark wurde, auf, faßte den Prahler am Kragen

und warf ihn zur Thür hinaus. Als er über die Schwelle in den Koth taumelte, rief ihm einer spottend nach: „Ist das Agio gefallen?“

Eduard gerieth ganz vorzüglich. Mit Mühe gelangte er in die dritte Klasse des Gymnasium; dort fing er bereits an, Cigarren zu rauchen und nach Mädeln zu schielen, denn für einen „feschen“ Burschen, der mit Thalern klappere, sei auch ein Stadtfräulein nicht zu gut. Als ihn der Präfekt zu einem Fasttag verurtheilte, hängte er diesem zum Spott Würstchen und Bretzen mit einem Seidenband an die Thüre. Er wurde mit Trommeln und Pfeifen ausgejagt. „Zu gut ist er gewesen für diese Innsbrucker Esel!“ sagte sein Vater und führte ihn von jetzt an auf alle Märkte mit, um ihn in das Geschäft einzuweihen. Der Bub lernte mit dem Geld bald säuberlich umgehen; nahm er zwar nichts ein, so gab er doch viel aus, insbesondere zu Wien, wo er weidlich über die Kleinstädter und Elendbauern in Tirol spöttelte. Deswegen hatte aber doch niemand im Thal vor ihm einen Respekt und nur einige Urlauber, die beim Militär das Lumpen gelernt, hielten zu dem Gelbschnabel, der für sie im Wirthshaus die Zeche zahlen mußte.

Das ist auch schon anderswo dagewesen, — kehren wir zu Jagg zurück.

Der Herbst war mittlerweile angerückt, die Taglöhner wurden entlassen, weil man sie nach der Ernte nicht mehr nöthig hatte, und auch unser Junge wurde zum Alten in die Kammer gerufen. Er zeigte auf den Tisch, wo einige blanke Thaler neben einem saubern neuen Kleide lagen und sagte in seiner kurzen trockenen Weise: „Das Gewand nimmst mit, dein Geldl

leg' ich dir sicher an; mußt früh sparen lernen, damit spat was hast. Sonn- und Feiertag kommst auch im Winter zum Essen, in der Früh schaust alle Tag nach, hie und da gibt's schon was zu thun. Laß dir die Schuh gut nageln, beim ersten Schnee mußt du mit dem Schlitten um Holz. So jetzt kannst gehen."

Mit einem kurzen und herzlichen Geltsgott! trollte Jagg zur Thüre hinaus. Am Küchenherde stand Moidele, eine Pfanne in der Hand; er huschte hinein und erzählte ihr voll Freude, daß ihn der Vetter weit über Gebühr gehalten.

Das Mädchen erwiederte: „Mein Vater gibt keinem mehr als ihm gehört, übrigens bin auch ich deine Schuldnerin für all die schönen Blumen, die du mir vom Joch gebracht. Hast dabei Haut und Kleider zerrissen; da nimm das Leibel, ich hab's zu Rattenberg für dich gekauft und mit rother Seide ein Band von Alpenrosen um die Knopflöcher eingenäht."

„Bist du gut, Basele!" rief Jagg freudestrahlend. „Ich will's gewiß nur an Festtagen anlegen und stets in Ehren tragen. Schlaf gesund, und wenn ich dir eine Freud' machen kann, werd' ich's redlich thun." Er ging überglücklich nach Hause.

So verflossen noch einige Jahre; Jagg arbeitete fleißig und Moidele wurde immer schöner, aber keines hätte an Liebe gedacht, bei Leibe nicht! gern haben durften sie sich ja doch von Herzen, denn sie waren Vetter und Basele. Der Leser mag sich gedulden, vorläufig können wir ihm keine herzbrechende Episode erzählen, Moidele war nicht wie die Stadtfräulein im Institut erzogen, Jagg las keine Romane, wohl aber jodelte er, daß die Felsen wiederhallten — die Mädeln gehörten nach

seiner Meinung nur für ältere Buben und bis dahin hatte er nichts verredt.

Doch halt, eine Geschichte trug sich doch zu, die eines Wortes werth scheint. Sie betrifft das Eichkätzchen, welches Jagg Moidele verehrt hatte. Es war mit einer Drahtkette, die am Ring über einen Stab lief, auf dem Geländer des Söllers angehängt; im Winkel stand ein zierliches Häuschen mit Stroh, wo es schlafen und bei schlechtem Wetter unterducken konnte. Jagg hatte an Feierabenden alles verfertigt und vom Joch einen Sack Zirbelnüsse gebracht, welche das zahme Thierchen aus der Hand Moideles holte und dann aufknusperte.

Sie stand eben wieder auf dem Söller und hatte mit dem Eichkätzchen, das ihr auf die Schulter gesprungen war, zärtliche Zwiesprache gehalten, da flog ein Stein daher, zerschmetterte ihm den Kopf, daß es hinabglitt und noch einigemale krampfhaft zuckend an der Kette vom Söller niederhing. Das Mädchen sprang leichenblaß zurück; plötzlich erschallte hinter dem Ahorn heiseres Lachen und Eduard wurde sichtbar, elegant mit einem herrischen Röcklein angethan, im Aug' eine Lorgnette, ein Röhrlein zwischen den Fingern drehend.

Der Bursch grinste widerlich zu ihr hinauf: „Wie kannst du mit dem Luder spaßen, die Busseln wären bei mir besser angewendet. Der Bettelbub konnte dir freilich nichts besseres geben, er vermochte es nicht, ich bring dir aber von Wien Goldfischeln und zwei Vögelen aus Afrika, die immer schnäbeln. Am Stubenthor kriegt man sie das Stück um einen Louisdor." — Das Mädchen fand vor Schmerz und Zorn keine Sprache, um diese Frechheit zu beantworten. Da sprang Jagg aus

dem Hof, wo er Tannenäste zu Streu hackte und die Rede gehört hatte: im Nu überschaute er den Zusammenhang der Dinge und stürzte wüthend auf Eduard: „Du Schelm, bin ich dir einmal an die Thür gekommen, daß du mich einen Bettelbuben heißest?“ — Eduard trat verächtlich einen Schritt zurück und maß ihn höhnisch von oben bis unten. „Wer erlaubt denn dir, du schofler Bauernknecht, den Sohn Zangerls zu dutzen?“

Jaggs Brust arbeitete wie ein Blasbalg, keuchend stieß er ein langgedehndes Du-u-u hervor, sprang gleich einem Tiger mit zornfunkelndem Auge auf seinen Gegner los und schüttelte ihn wie ein Strohbündel beim Halse. Es war aber bei dieser Scene noch ein Zeuge gegenwärtig, den niemand vermuthet hatte. Der alte Hochmair erschien an der Thüre.

„Jagg, zieh dich!“ rief er gebieterisch den Zeigefinger hebend und Jagg ließ augenblicklich los. Nun aber wandte er sich, die Brauen finster zusammenziehend, gegen Eduard: „Jagg ist mein Vetter und kein Bettler, merk dir das, du Lausbub, und wenn ich dich noch einmal hundert Schritt weit bei meinem Hof ertappe, so laß ich dich von der Stalldirn beim Ohrwaschel wie einen Schuhu an das Stadelthor nageln.“

Eduard fand es für gerathen, abzufahren; als er sich aber in Sicherheit glaubte, kehrte er sich um, lachte noch einmal höhnisch, setzte den Daumen an die Nase, spreitete die Finger und plärrte die Zunge gegen den Alten: eine verächtliche Geberde, die niemand mißdeuten konnte. Hochmair ging darüber erbost rasch gegen das Gitter, kehrte aber eben so schnell um. „Es ist nicht der Mühe werth, daß ich meine Hände an diesem

Kerl besudle!" murmelte er vor sich hin und wendete sich zu Moidele, die das todte Eichhorn auf die Brüstung gelegt hatte und laut schluchzte. „Sei ruhig, Kind," sagte er gütig, „ich bestelle von den neuen Stutzhühnern, die sollen dir Freude machen."

Das Mädchen erwiederte: „Die sind aber nicht mein Eichkatzl, das hab ich so lieb gehabt."

„Wein' nicht, Moidele," tröstete Jagg, „ich hol' dir ein noch schöneres, da droben hab' ich ein Nest ausgespürt, es sitzen schwarze Junge mit weißen Brustflecken drein, die bring' ich dir."

Welcher Schmerz dauert in diesen glücklichen Jahren länger als eine, höchstens zwei Stunden? So vergaß auch das Mädchen bald seinen Kummer und war heiter wie zuvor.

So entschwanden die Tage begleitet vom einförmigen Wechsel der Jahreszeiten und den Arbeiten, welche diese forderten. Wieder war es Herbst geworden, wieder wurden die Tagwerker abgelohnt und auch Jagg in die Kammer gerufen. „Du bist jetzt achtzehn Jahr vorbei," begann der Alte, „und jeder Bauernarbeit völlig gewachsen; verstehst sie auch, so weit man sie bei uns lernen kann, gründlich und würde dich jeder gern als Knecht dingen. Damit ist aber nicht geholfen, du mußt weiter trachten. In der bisherigen Weise wird es auch bei uns in Tirol nicht ewig gehen, ein rechter Mensch soll die Welt sehen und fremdes Brot gegessen haben. Bei mir warst du eigentlich doch nur in deines Vetters Hause und bist höchstens bis Rattenberg und auf die Alm kommen. Also hör' meinen Beschluß und daß du dich nicht lang besinnst: deinem Vater ist's

auch recht. Dem Aichinger zu Hall hab' ich seit Jahren Holz für den Schiffbau geliefert und kenne ihn daher gut. Mir zu Gefallen nimmt er dich in die Lehr, den Winter hindurch hilfst du beim Zimmern der Flöße und Plätten, Nachmittag gehst in die Schreibstube, wo sie raiten und Briefe abfassen, das schadet dir auch nichts und weil du in der Schul' immer der erste gewesen bist, so wirst du auch hier alles geschickt angreifen. Das weitere hörst du vom Aichinger. Im Frühjahr fährst du als Ruderknecht mit nach Ungarn; auf dem Rückweg, den du mit den andern zu Fuß machst, gibst du gut Acht auf die Felder, erkundigst dich bei den Bauern, welche dich auf dem Heu übernachten lassen, genau um alles was den Ackerbau betrifft, und schaust die Werkzeuge gut an. Ist's dir nicht recht? Was machst denn für ein langes Gesicht? Ah ja, du fürchtest wegen dem Zahlen! Das ist mit dem Aichinger schon in Ordnung; ich lege drauf, was du nicht mit der Handarbeit verdienen kannst, sei wohlgemuth!" Jagg machte aber noch immer ein langes Gesicht. Als ihm der Alte den Plan entwickelte, fiel es ihm plötzlich centnerschwer auf das Herz, daß er von Moidele scheiden müsse, und die Liebe, die bisher ihm unbewußt seine Brust erfüllt hatte, flammte mächtig auf. Er blieb stumm, eine Thräne stieg in sein Auge.

„Nu," knurrte der Vetter, „ist's dir nicht recht?"

„Ja freilich," stotterte er, „ich weiß gar nicht, wie ich dir danken soll; von der Heimath geht aber jeder ungern fort."

„Von der Heimath?" fragte jener.

Jagg wurde feuerroth, Hochmair schaute ihn mit einem durchdringenden Blicke an, vor dem er scheu die Augen senkte.

Dem Alten war alles klar. Nach einer Pause fuhr er fort. „Moidele hat dir, derweil du auf der Alm warst, dein Gewandl sauber und reinlich zusammengerichtet, daß du dich vor niemand zu schämen brauchst, es liegt bereits beim Boten. Morgen kommst du noch zu einem guten Frühstück, dann machst du dich auf die Sohlen nach Hall. Jetzt geh' zu deinem Vater, er soll dich, eh' du über die Schwelle des Hauses trittst, ordentlich segnen." —

Jagg griff nach der Klinke, verfehlte sie jedoch, so daß ihm der Alte die Thüre aufmachen mußte, er taumelte über den Hausgang und gelangte vor die Thüre: wie, wußte er schwerlich; da stand Moidele ganz traurig, die Stirn gesenkt. Er blieb stehen; als er ihr in das Auge blickte, das voll Thränen hing, streckte er die Hand aus und wagte die Frage: „Thust mich nicht ganz vergessen, wenn ich fort bin?" — Sie reichte ihm schweigend die Hand. Da erscholl die Stimme des Alten aus der Kammer: „Moidele!" Das Mädchen fuhr auf, noch einen Blick und sie eilte in das Haus.

Das Frühstück war recht trübselig. Jagg, der sonst eben so tapfer in die Pfanne hieb, als er die Axt schwang, spürte keinen Hunger, obwohl Moidele die Rahmsuppe gekocht hatte: diese hielt mit Mühe die Thränen zurück und die nassen Flecke im Schurz waren auch nicht vom Brunnenwasser; der Vetter redete fast nichts. Es schlug neun, Jagg stand auf. Der Alte faßte ihn bei der Hand: „Was du zu wissen brauchst, hab' ich dir gesagt — so, jetzt behüt' dich Gott. Brav bist immer gewesen, hast nicht gespielt und getrunken, hab' auch in der Fremde Gott den Herrn vor Augen und bring' keinen Schand-

fleck auf die Hochmair." Er griff in den Weihbrunntopf, besprengte noch die Stirn des Scheidenden und machte ein Kreuz darüber: „So jetzt behüt' dich Gott!" Jagg ergriff den Stock, Moidele nestelte ihm noch einen Strauß auf den Hut und reichte ihm den Ranzen. Keines vermochte ein Wort zu reden, ja nicht einmal den Blick zu heben, — so schieden sie.

Wir würden nur den kundigen Seelenmalern, deren Deutschland eine erstaunliche oder entsetzliche Menge besitzt, in das Handwerk pfuschen, wollten wir die Empfindungen schildern, mit denen Jagg über den steinigen Weg nach Reit im Winkel stolperte und Moidele sich in das stille Kämmerlein zurückzog. Viele haben Aehnliches erlebt und die verstehen das Leid dieser jungen Herzen ohne weitere Erörterung — wer es nicht erfahren hat, dem nützt ohnehin keine Beschreibung.

Ein Jahr darauf, etwa zu Michaeli, suchte der Vater Moidele im Garten, er zog einen Brief heraus: „Da schreibt mir der Aichinger, unser Jagg sei brav, recht brav; zu Allerheiligen geht die Kramer Urschel auf den Haller Markt, willst ihm nicht einen Hosentrager oder so etwas schicken?" Moidele nickte. Ihre Seele war voll Jubel, denn ein Jahr — und sie hatte bis jetzt nichts von Jagg gehört. Zu fragen hatte sie nicht den Muth.

Nach dem Haller Markt brachte ihr die Kramer Urschel einen Brief, sie entfaltete ihn mit klopfendem Herzen und las:

Liebes Basele!

Zuerst grüß Gott. Den Hosentrager hab' ich erhalten, was du daraus merken kannst, daß ich dir schreibe, denn sonst

hätt' ich mir ja gar nicht getraut. Der Hosentrager hat mich gefreut, daß ich es gar nicht sagen kann, aber noch mehr, weil du so fleißig an mich denkst, was ich auch alle Tag' und Stunden thue. Es ist mir seitdem gut gangen, schon zweimal bin ich in Wien gewesen. Da haben sie mir auch den Kaiser gezeigt. Ich hab' nämlich gefragt, wo denn der Franzl zu sehen sei und bin dann mit einem Kameraden auf die Bastei gestiegen und hab' lang lang gewartet. Endlich ist ein kleines Mandl daher kommen, mein Kamerad hat mich mit dem Ellenbogen gestoßen und ins Ohr geraunt: „der ist's!" Ich hab' aber gemeint, er halt' mich für Narren, denn so hab' ich mir den Kaiser nicht vorgestellt. Er hatte ein schwarzes Röckl an und ein altes Hütl auf, grad wie unser Aktuar; hintennach ist aber ein langer Kerl gelaufen in einem grauen Kittel mit goldenen Borten. Den hab' ich angepackt: „Ist's wahr, ist das der Kaiser?" Und der hat es gehört und sich umgekehrt und lachend gefragt: „Was willst Tiroler?" — Dann hab' ich gesagt: „Schau, ich möcht' gern den Kaiser Franzl sehen, und da lügen sie mich nun an und disputiren mir auf, du seist es. Im Gemeindehaus hängt allerdings ein Porträt, das dir ein Bischen gleichsieht, dort hast du aber rothe Wangeln und ein anderes Gewand."

Da lachte das Männlein, daß es sich schüttelte und sagte: „Ja ich bin der Kaiser!" „Nu, wenn du es selber sagst," erwiederte ich, „wird es wohl wahr sein; lügen thust doch nicht, dazu bist du zu alt."

Da fuhr er in den Sack, klaubte einen Dukaten heraus, druckte ihn mir in die Hand und sagte: „Da ist mein Porträt

drauf; nimm den zum Andenken und wann du nach Tirol kommst, so erzähl' deinen Landsleuten, daß es dem Franzl gut gehe und er sie grüßen lasse." Sag das dem Vetter, er soll's, damit es die Leut' alle erfahren, am Sonntag von der Kanzel verkünden lassen. Den Dukaten möcht' ich dir gern verehren, du könntest ein Löchl durchschlagen und ihn am Hals tragen, bis ich wiederkomme.

Richtig! die Hauptsach' hätt' ich bald vergessen. Sag' dem Vetter, ich hätt' die ungarischen Schweine kennen gelernt. Das seien böse Vieher, ganz anders als die unsern, kurzgestockt und krauswollig wie die Schaf. Wenn er die Zucht probiren will, so treib' ich ihm das nächstemal ein tüchtiges Stuck herauf.

In der Stephanskirche bin ich auch gewesen, da könnt' man alle Häuser von Allbach hineinstellen und wär' noch Platz für die ganze Gemeinde. In Wien gehen die Leute übrigens nicht so fleißig Kirchen wie bei uns, sie essen auch am Freitag Fleisch in den Wirthshäusern und niemand verbietet ihnen das. Ich bin aber ein guter Tiroler blieben. Auch den Eduard hab' ich gesehen. Er hat ein Weibsbild am Arm geführt von lauter Seide und Sammt und ihre Wangen sind roth angeschmiert gewesen wie Ostereier.

Ich wollt' ihn als Landsmann anreden, denn nachtragen hab' ich ihm seit der österlichen Beicht' nichts; er hat aber gethan, als ob er mich nicht kenne und mir den Rücken zugewendet. „Lauf zu," hab' ich mir gedacht und bin weiter gegangen.

Auch Lutherische, die es in Tirol nicht gibt, hab' ich kennen gelernt; war recht neugierig darauf, aber sie schauen aus

wie andere Leut', und die lutherischen Bauern in Niederösterreich sind mit mir fein und freundlich gewesen, wenn ich um eine Nachtherberge ersuchte, wie die andern. Unser Herr segnet ihre Aecker wie die katholischen, er wird wohl wissen, wozu sie da sind und das Uebrige geht mich nichts an.

Jetzt bin ich wieder zu Hall. Der Aichinger hat mich zum Franziskaner geführt, der die Buben, die Pfarrer werden wollen, im Latein unterrichtet und da muß ich Geographie studiren. Dein Vater hat es so angeordnet, dafür helf' ich den Paterlen beim Aufputzen der Altäre und im Garten. Ich hab' schon angefangen; du hast keinen Begriff davon, wie groß die Welt ist und wie viel Königreiche und Kaiserthümer in der Welt sind. Aber Tirol gibt es halt doch nur eins, solche Almrosen und — das trau' ich mir nicht zu sagen, obwohl du mein herzallerliebstes Basele bist. Der Guardian hat mich neulich gefragt, ob ich nicht Laienbruder werden möcht'? Da müßt' ich eine Kutte anlegen und dürft' dein Leibel nicht mehr haben. Es ist noch ganz wie neu, ich mußte mir aber auf dem Rücken ein Stück einflicken lassen, denn es ist mir nach und nach zu eng geworden.

So, jetzt weißt du alles, laß mir hie und da durch den Boten sagen, wie es dir geht; wenn ich einen Allbacher sehe, möcht' ich ihm um den Hals fallen.

Jetzt behüt' dich Gott und grüß' den Vetter.

Dein aufrichtiger Jakob.

Moidele mag nun über diesen Brief nach Belieben nachsinnen, sie hat dazu drei Jahre Zeit, denn bis dahin trug sich gar nichts zu, was auf ihr und Jagg's Schicksal Einfluß ge-

habt hätte. Letzterer tummelte sich wacker in der Welt um, und lernte durch eigene Anschauung mehr, als mancher Prediger auf der Kanzel wußte. Da bekam er am Vorabend des Kirchtages einen Brief durch die Hallerpost.

Lieber Jakob!

Ich fang' an alt zu werden, ist mir auch mein Lebtag so viel über die Leber gekrochen, daß sich niemand wundern darf, wenn es mir in die Knochen fuhr und diese mürb werden. Mit meinen Geschäften thut es sich nimmer recht, ich komme nicht mehr nach, wie es sein soll und das Moidele kann auch nicht allem vorstehen, weil sie ein Mädel ist und die Sach' einen Mann braucht. Ich hab' nun auf dich ein treues Vertrauen, du weißt und kennst das Anwesen, bist auch kein junger Lapp, der nichts erfahren hat. Komm also und werd' Oberknecht. Ich hab' schon für dich vorgesorgt: wenn ich sterben sollt', kriegst du einen redlichen Theil und darfst es ruhig annehmen, denn das Moidele, dem eigentlich alles gehören soll, hat gern zugestimmt. Wohnen kannst bei deinem Vater, das Haus ist ja nur einen Sprung von uns, Kost und Lohn kriegst von mir. Ueberleg dir's und dann thu, was du für recht hältst.

Dein Vetter Hochmair.

Ob Jagg kommen wird? — —

Sehen wir uns indeß nach Eduard um. Er bummelte den ganzen Sommer im Thal herum, denn der Vater konnte ihn nicht mehr ausschicken, weil ihm nach der Heimkehr anstatt Geldbriefen immer nur Schuldverschreibungen nachfolgten.

„Du mußt dir um eine schauen, die Geld, viel Geld hat," sprach Zangerl eines Abends zum Söhnlein. „Meinen

Seckel hast du fast gelüftet, und in der Bauerschaft bringst du es nur dann vorwärts, wenn du dein eigener Knecht sein willst."

„Hab' auch schon daran gedacht," lautete die Antwort, „die Sache aber verschoben: im Grund genommen komm' ich immer früh genug, ich brauch' nur die Hand auszustrecken und auf jedem Finger tanzt ein Mädel."

„Mach' dich an Hochmairs Moidele!"

„Ans Moidele? Geld wär' da, aber — doch was, es wär' eine Schand': allen Mädeln im Thal hab' ich schon die Cour geschnitten, nur ihr nicht; am End' muß es sich die Bauerntrampel zur Ehre rechnen, wenn ich Ernst mache." Er schwieg eine Weile, wie es schien mit dem Feldzugsplan beschäftigt, dann sprang er auf und suchte den Kalender.

„Was willst?" forschte der Alte.

„Ist morgen nicht Patronatsfest?"

„Das hätt' ich dir gleich sagen können."

„Beim Wirth Tanz, ich bin dabei. — Burgl!" herrschte er zur Thüre hinaus, „laß morgen nach dem Essen das Feuer nicht auslöschen und leg' das Brenneisen ein, damit ich mich frisiren kann, und du, Sepp, — es galt dem Knechte — halt die kleine Leiter bereit, ich brauche sie bei Nacht." Vater und Sohn saßen noch eine Weile stumm in der Stube, dann ging dieser, ohne sich um jenen zu kümmern oder ihm auch nur eine gute Nacht zu bieten, in seine Kammer.

Am Festtag nach dem Hochamt pflanzte sich Eduard vor die Kirchenthüre; die Lorgnette eingeklemmt, geputzt wie ein Ladenschwengel und des Sieges gewiß wartete er auf Moidele.

Sie trat an der Seite ihres Vaters aus der Thüre, ohne daß beide den Gecken eines Blickes gewürdigt hätten. Dieser Anfang war wenig verheißend, er strampfte mit dem Fuß und näherte sich schnell entschlossen dem Mädchen. „Du kommst doch heute zum Tanz; ich habe die Ehre, dich für den Abend zu engagiren."

Moidele blickte betroffen den Vater an, dieser antwortete kurz: „Ob wir kommen oder nicht, ist einerlei; mit dir tanzt meine Tochter keinen Schritt."

Lautes Kichern erscholl, die Bauernburschen hatten sich im Kreise versammelt und äußerten ihre Freude über die Niederlage des Burschen, den keiner leiden mochte. Anstatt sich beschämt zurückzuziehen, stellte er sich vor Hochmair, der dem Gitter zuschreiten wollte und sagte mit herausfordernder Miene: „Mit dir will ich nicht tanzen, sondern mit Moidele, und die hat doch selbst einen Mund, so daß du dich für sie nicht bemühen mußt."

Hochmair richtete sich stolz auf, drängte ihn bei Seite und sprach mit gemessener Würde: „Bursch, wir sind auf dem Friedhof; entweihe die Gräber nicht durch deine Frechheit." —

„Wahr ist's!" riefen einige Bauern, „und wenn du nicht gehst, machen wir dir Füße."

Eduard eilte wüthend ins Wirthshaus, wo er schon Vormittag zu trinken begann, um für den Tanz die rechte Stimmung zu erlangen.

Nach der Vesper versammelten sich die Gäste im Anger des Wirthes. Unter der Linde waren für jene, welche nicht tanzen wollten, Tische gestellt, der Tanzplatz befand sich im er=

sten Stocke eines einschichtigen Hauses. Treppe und Thüre waren mit Tannengewinden geschmückt, um welche sich rothe, blaue und gelbe Papierstreifen flochten. Aus dem Hintergrunde lockten bereits einzelne Geigenstriche und Clarinettöne.

Da trat Hochmair mit Moidele in den Garten; die Nachbarn äußerten ihre Freude über sein Erscheinen, ohne ein Wort beizufügen, warum er sich so selten sehen lasse: jeder wußte ohnedem, daß er seit dem Tod von Weib und Söhnen nur hie und da der Tochter zu lieb, der übrigens auch nicht viel darum zu sein schien, die Gesellschaft besuche. Die Nachbarn rückten zusammen und räumten dem hochgeschätzten Paar den besten Platz. Kaum hatten sie sich niedergesetzt und nach dem Brauch von einigen angebotenen Gläsern genippt, als sie Eduard erblickte. Die Kellnerin mußte ihm einen blanken Zinnteller reichen, darauf stellte er ein Glas Terlaner Schaumwein und trat keck vor Moidele, ohne den Alten auch nur anzuschauen. „Laß dir's schmecken, Diendl, das ist Schampaninger und mit dem wartet nur auf, wer ihn zu zahlen vermag!"

Nun erhob sich Hochmair langsam und gab dem Kerl eine solche Maulschelle, daß er wie vom Blitz getroffen der Länge nach ins Gras stürzte und das Glas sammt dem Teller weitab flog. Die ganze Gesellschaft sprang im wilden Aufruhr von den Stühlen, ein Tisch fiel um und vergrößerte den Lärm. „Kellerin, den Schaden zahl' ich!" rief Hochmair in das Getöse und verließ mit Moidele den Platz. Eduard raffte sich auf, die Bursche packten ihn und schleuderten ihn lüftlings über den Zaun; er kehrte zur Thür des Wirthshauses, ein Bauer stieß ihn zurück, so daß er fluchend entfloh. Zwei Urlauber,

welche jedoch keine Lust verspürt hatten, für ihn die Haut zerbläuen zu lassen, folgten ihm und wuschen ihm beim nächsten Brunnen das Blut vom Gesicht. Dabei ernüchtert rief er: „Ihr habt's gesehen, das Mädel ist roth geworden, als ich ihr das Glas bot; sie hat mich heimlich doch gern, wär' nur der verdammte Alte nicht! Heut Abend geh' ich fensterln, da treff' ich sie allein. Ich nachgeben? Da kennt ihr den jungen Zangerl schlecht.“ —

Die Sonne neigte schon tief nach Westen, als Jagg die Straße verließ und den steilen Pfad gegen Allbach einschlug. Manches Mädchen guckte ihm nach, er war aber auch ein bildsauberer Bursch geworden. Flog er als Nestvöglein mit glatten Wangen aus, so umhüllte jetzt Kinn und Lippen ein starker blonder Bart, den noch kein Scheermesser berührt hatte. Das Auge hatte einen ernsten forschenden Ausdruck: er war eben ein Mensch, der auf alles achtete, wenn er auch nicht über alles sprach. Die Hitze war noch groß, er hatte daher die graue Lodenjoppe über die Schulter geworfen, und das buntseidene Leibchen aufgeknöpft; wenn der Wind einen Flügel zurückwehte, so sah man darunter das reinliche Hemd, und einen breiten rothen Hosenträger mit allerlei Seidenstickereien. Gemsen und Jäger tummelten durcheinander, in der Mitte prangte rechts der heilige Name Jesu, links Maria, beiderseits darunter ein Schiff von Rossen gezogen, wie sie auf dem Inn und der Haller Lend verkehren: Moideles Meisterstück.

Jagg war offenbar in erregter Stimmung; da und dort pflückte er ein Blümchen, einen Baumzweig und warf ihn acht-

los wieder weg; auch stehen blieb er manchmal, wenn sich ihm eine kleine Veränderung aufdrängte, welche Feld und Wald in seiner Abwesenheit erlitten. So überraschte ihn die Nacht und er hatte wohl noch eine gute Stunde in die Heimat. Bezüglich des Weges machte er sich keine Sorge, er hätte ihn auch mit verbundenen Augen gehen können, so bekannt war er ihm; allein bei Hochmair durfte er so spät doch nicht mehr einkehren, und beschloß daher, lieber gleich das väterliche Haus aufzusuchen. Nun hatte er auch keine Eile mehr und mäßigte den Schritt. Aus der dunkeln Tiefe rauschte der Bach, oben funkelte Stern an Stern, bis sie erblaßten und der volle Mond sein Recht behauptete. Von den Schneehörnern, die geisterhaft herabschimmerten, stieg sein Licht in die Tiefe und strahlte plötzlich hell durch die Zweige der Eschen, welche den Rand des Pfades einsäumten und mit leisem Geräusch Blatt um Blatt fallen ließen. Jagg trank in vollen Zügen die freie Luft. Einige Jahre früher hätte er noch lustig hinausgejodelt in die Nacht, heute fühlte er beim Anblick der lang vermißten Heimat eine bange Freude, der er keinen Ausdruck zu geben vermochte.

Hochmairs Haus lag im friedlichen Glanze des Mondes vor ihm, seiner Brust entrang sich ein tiefer Seufzer, er blieb stehen, um sich zu sammeln. Dort, ja dort war Moidele's Fenster, leuchtend wie blankes Silber . . . da hörte er plötzlich Geflüster und Tritte, eine schwarze Gestalt schien zum Söller empor zu klettern, . . . er riß einen Zaunpfahl aus und sprang vorwärts, . . . ein greller Pfiff und alles war verschwunden. Er trat vor das Haus, nirgends regte sich eine Seele, er griff an die Stirn, ob ihn ein Traum geneckt . . . noch einen Schritt

zum Söller, da lehnte die Leiter, was sollte er denken? Ein Aufruhr von Leidenschaft wogte durch seine Brust . . . Was thun? . . . Lauern? . . . Würde der späte Besucher, welcher so unvermuthet gestört worden, wiederkehren? . . . Schwerlich! . . . Man könnte ihm den Weg verlegen, selbst wenn er es wagte . . . Jagg nahm die Leiter über die Schulter und trug sie fort nach Hause; dort warf er sie vor die Thür des Stadels und kroch in das Heu. Der Morgen traf ihn noch wach. Blaß und verstört raffte er sich auf, um geradewegs Hochmair aufzusuchen. Er hatte sich die Sache nach allen Seiten überlegt und fand schließlich, daß er kein Recht zu klagen besitze. Wenn sich Moidele einen Liebhaber erkor, durfte er, der Knecht, dem sie in keiner Weise verbunden war, dagegen Einsprache erheben, weil er eitle Hoffnungen, thörichte Wünsche gehegt? Was ging ihn dann die Leiter am Söller an; war es doch in Allbach so wie durch das ganze Unterland der Brauch, beim Mädel zu fensterln. Und dennoch fühlte er unsäglichen Schmerz, wenn er an Moidele dachte, wüthende Eifersucht auf einen Nebenbuhler, welchen er nicht kannte, den er nicht packen durfte. Sollte er nun dennoch beim Hochmair Dienst nehmen? — Ja! einmal war er dem Alten zu Dank verpflichtet, gerade sein Wegbleiben hätte auf ihn den Verdacht gelenkt, als ob er es jetzt neben Moidele, da für ihn keine Aussicht mehr vorhanden, nicht mehr aushalte, oder gar mocke.

„Pfui Teufel,“ rief er, „ich will zeigen, daß mir nichts daran liegt, ich will . . . . hätt' ich doch nur auf meiner Wanderung ein einziges Mädel gesehen, das sich Moidele auch nur

von fern vergleichen dürfte! Ich will schweigen, niemand soll etwas merken."

Aus diesen Gedanken weckte ihn, da er gerade den Stadel verließ, der Zuruf des Dorfbaders: „Nu, da liegt ja auch Zangerls Leiter; ich kenne sie ganz gut; du hast dir eine saubere Brühe eingebrockt: dank Gott, wenn du nicht ins Zuchthaus kommst." —

Jagg starrte ihn mit aufgerissenen Augen an. —

„Das Beil, mit dem du Eduard über den Kopf gehauen, wird wohl im Heu versteckt sein. Jagg, du kannst von Glück reden, daß es stumpf und schartig war, und der Kerl einen Schädel von Buchenholz auf den Schuldern trägt, — sonst" — er strich mit dem Finger quer über den Hals und machte die Pantomine des Hängens. —

„Ja was ist denn um Gotteswillen?" stöhnte Jagg voll Angst.

„Stell' dich nur unschuldig; wenn ich dir aber gut rathen soll, so beicht' dem Landrichter offen, dann kommst du schneller aus dem Zuchthaus. Der alte Zangerl ist gestern noch nach Rattenberg, um die gerichtliche Beschau zu holen. In höchstens zwei Stunden wird das Verhör aufgenommen und protokollirt. Ein Kranker erwartet mich; geh' nur und schau, wie du dich herausputzest." —

Jagg stand noch lang, als jener schon fort war, in dumpfer Verwirrung ohne sich zu rühren. „Bin ich denn auf eine Irrwurz treten," rief er endlich aus, „daß die ganze Welt um mich verkehrt ist?"

Hören wir den Schluß eines Gespräches in Moidele's Kammer zwischen dieser und dem alten Hochmair. „Ich sag' dir," sprach er, „wie ein Räuber hat er ihn überfallen und ihm mit dem Schiffbeil auf den Kopf geschlagen."

„Aber ist es denn auch bewiesen? Ihr kennt Eduard und Jagg, verdient dieser nicht mehr Vertrauen, als jener?"

„Es sind drei Zeugen für die Sache, das genügt!"

Das Mädchen ließ kleinlaut den Kopf auf den Arm sinken, nach einer Weile richtete sie sich aber auf und sagte mit lebhaft gehobener Stimme: „Der Zorn hat ihn hingerissen, als er sah, daß Eduard einbrechen wollte — wie stünd' es mit meinem guten Ruf, hätt' er nicht zugeschlagen?"

„Für deinen Ruf und den unseres Hauses," erwiederte Hochmair stolz, „werd' ich sorgen, und habe stets dafür gesorgt, da braucht sich niemand einzumischen. Das beste ist, man schaut ihn, wenn er sich nach überstandenem Zuchthaus doch noch ins Thal wagen sollte, gar nicht mehr an, — hörst du?"

Das Mädchen schwieg erblassend, der Vater ergriff rasch den Hut und verließ stumm die Stube.

Jagg ging langsam vorwärts; ganz in sich vertieft, blickte er weder rechts noch links. Aus der Thüre des Gemeindehauses rief ihm der Schullehrer — er hörte nicht. Da schüttelte ihn jener beim Arm: „Du kommst gerade recht, ich hätt' dich sonst suchen müssen, geh nur in die Stube." Ohne ein Wort zu entgegnen, klopfte er an, und öffnete die Thüre, ehe man herein gerufen hatte. Hochmair stand zwischen zwei Gemeinderäthen, helle Freude leuchtete auf dem Antlitz des armen Bur-

schen, als er einen Freund entdeckt zu haben glaubte, und mit ausgestrecktem Arm lief er auf diesen zu. Der Alte machte eine abwehrende Geberde: „Ich hab dich rufen lassen, um dir in Gegenwart zweier unverfänglicher Zeugen zu verkünden, daß es zwischen uns aus ist, — aus für immer. Du hast mir, du hast dem ganzen Thale, du hast allen Schande gebracht, in Zukunft gehen wir ohne Grüß Gott und Behüt Gott aneinander vorbei. Da hast du deine ersparten Gröscheln," — er legte einen Lederbeutel auf den Tisch — „nun sind wir fertig!"

Jagg erschrak so, daß er sich an der Stuhllehne halten mußte. Die drei Männer wandten sich zum Gehen.

„Ich bin unschuldig!" rief ihnen Jagg nach.

Der Alte kehrte sich noch einmal um: „Unschuldig? auch noch lügen!"

„Lügen, ich lügen!" rief Jagg sich hoch aufrichtend, „lügen! Das sagst du mir und kennst mein Herz von Jugend auf wie mein Beichtvater. O mein Gott!" Er knickte zusammen und barg das Gesicht zwischen den Händen, schwere Tropfen rollten durch die rauhen Finger.

Die Männer entfernten sich, ohne ihn anzusehen.

Gehen wir zu Zangerl. Eduard lag mit verbundenem Kopf bleich und erschöpft, ihm zur Seite der Alte, da klopfte es an die Thüre. „Du weißt, was du sagen sollst!" flüsterte er dem Sohn rasch in das Ohr und öffnete mit einem tiefen Bückling dem Landrichter, welchen der Chirurg und der vierschrötige Gerichtsdiener begleiteten, die Thüre. Dieser stellte den Tisch vor Eduard, welcher — so erzählte der Bader nachher —

ein scheinheiliges Gesicht schnitt, wie der Fuchs im Kindbett, legte die Akten darauf und setzte sich, um das Diktirte aufzuzeichnen. Der Landrichter überschaute unter seiner Brille hervor, die er wie so mancher eher zu tragen schien, den Blick zu maskiren, rasch das Zimmer, er schüttelte leise den Kopf, als ob er seine eigenen Gedanken dabei hätte. „Sie haben die Wunde untersucht?“ wendete er sich an den Chirurgen, „kann man ohne die Gesundheit oder das Leben des Klägers zu gefährden, ein Verhör aufnehmen?“

„Nach meiner Ansicht unbedenklich!“

„Darf man sich auf seine Aussagen verlassen? hat ihn nicht die Gehirnerschütterung ...“ er brach ab und sah den Arzt forschend an.

„Er redet ganz klar und vernünftig.“

Nun wendete sich der Richter an Eduard und forderte ihn auf, im Namen Gottes die Wahrheit frei und unverhohlen mitzutheilen.

„Ihr wißt,“ begann dieser, „daß ich mit Jagg schon lang in Feindschaft lebte.“

„Ein erschwerender Umstand,“ unterbrach ihn der Richter. Um die Lippen des Alten spielte schadenfrohes Grinsen.

„Gestern Nachts,“ lispelte Eduard, „um 9 Uhr ging ich nun zu Hochmairs Moidele fensterln. Hätt' ich gewußt, daß ich eine Viertelstunde nachher vielleicht vor dem Richterstuhl des Ewigen hätte stehen können, wahrlich, ich wär' zu Hause geblieben.“ Dabei faltete er andächtig die Hände und schielte auf das Crucifix an der Wand.

Der Landrichter, unwillig über die Heuchelei, schnitt fer-

nere Ergießungen dieser Art, wie sie Eduard noch beabsichtigte, ab mit einem barschen: „Weiter!“

„Eh' ich jedoch hinaufstieg, eh' ich mich versündigen konnte, vernahm ich Geräusch; wir, — die zwei Urlauber und ich, welche dieses bestätigen werden“ —

„Sind schon verhört.“

„Erkannten Jagg im hellen Mondschein, wie er ein Beil schwingend bergauf rannte. Unglück zu verhüten, rieth ich zu rascher Flucht. Zu meinem Schmerz ließen sie die Leiter angelehnt, welche sie mir herbeizutragen geholfen hatten.“

„Ein Beil? Das wissen die Urlauber nicht so genau anzugeben als ihr.“

„Ich habe es deutlich funkeln gesehen. Jagg, der mich erkannt haben mußte, stürzte mir wüthend nach und holte mich bald ein.“

„Wo?“

„Bei der Lache am Kreuz, etwa dreihundert Schritt vor dem Brückchen über die Mur, hinter welchem unser Haus steht.“

„Weiter!“

„Verreck', Hund! schrie er mich an und schwang das Beil, trotzdem, daß ich jämmerlich um Barmherzigkeit bat. Er traf mich so, daß ich ohnmächtig niederstürzte und eine Zeitlang von Sinnen war. Als ich mich etwas erholte, verband ich mit dem Schnupftuch den Kopf, kroch in unser Haus, der Vater machte mir auf und trug mich jammernd in das Bett.“

„Ja,“ rief der Alte, „bei diesem Anblick hätt' mir das Herz brechen mögen. Ich holte gleich den Bader, der es bestätigen wird, und eilte dann zu Euer Gnaden.“

„Wer hat euch aber das Gesicht so zerkratzt?" fragte der Landrichter.

Eduard sah verlegen den Vater an, erwiederte jedoch bald: „Werd' mir es wohl beim Fall an den spitzen Steinen des Weges geschunden haben."

Dem Landrichter entging nichts, er schwieg jedoch scheinbar zerstreut.

Eduard faltete wieder die Hände: „Eine Bitte hätt' ich noch aus christlicher Nächstenliebe. Wenn man den Jagg nicht in das Zuchthaus sperrte, sondern nur auf ein paar Jahre zum Militärdienst abgäbe!" —

Der Richter würdigte ihn keiner Antwort und sagte zum Gerichtsdiener: „Die Untersuchung ist schwierig genug; es kann sich nicht bloß um ein einfaches Vergehen, sondern um ein Verbrechen handeln. Jagg muß" — er ließ dabei einen Seitenblick auf Eduard gleiten — „jedenfalls verhaftet und nach Rattenberg geliefert werden; fahnden Sie daher auf ihn. Bis er zu Haft gebracht ist, setzen wir mit den Verhören aus."

Eduard lächelte, der Landrichter schien es nicht bemerkt zu haben, sondern stand auf und verabschiedete sich mit einer leichten Handbewegung. Der Vater ging an das Fenster und sah ihm nach, plötzlich wendete er sich zum Sohn: „Da kommt ja der Hochmair, vielleicht gar zu uns, jetzt heißt es aufpassen." Und es war so. Hochmair erkundigte sich bei der Dienstmagd, ob der Kranke Besuch annehme, schon trat ihm aber Zangerl entgegen: „Das ist schön, daß ihr endlich auch einmal eurem Nachbar die Ehre gebt." —

„Führt mich zu Eduard.“

Man sah dem alten Hochmair den inneren Widerwillen an, mit dem er sich dem Kranken näherte. „Wollt ihr nicht Platz nehmen, Nachbar?“ sagte Zangerl und schob geschäftig einen Stuhl hin, „sonst tragt ihr uns ja, wie das alte Sprüchlein vermeldet, den Schlaf fort.“

„Ein gutes Gewissen,“ erwiederte Hochmair kurz, „ist stets ein gutes Ruhekissen. Ich bin da, um euch zu sagen, wie leid es mir thut, daß ein Hochmair solchen Unfug verübt und euch zu schwerem Schaden gebracht hat. Das darf auf unserer Familie nicht liegen bleiben; es geht mich zwar eigentlich nichts an, aber ich bezahle die Kur, die versäumte Arbeit und was der Gemeindeausschuß an Schmerzensgeld festsetzt.“

„O das können wir ja anders ausgleichen!“ sprach Zangerl rasch.

„Was macht Moidele?“ fragte Eduard. „Hat sie sich vom Schrecken erholt?“

Auf dem Gesicht Hochmairs lohte Zornglut, er preßte den Hut in der Faust und wandte sich zu Zangerl: „Habt ihr verstanden, warum ich da war?“

„Ja,“ erwiederte dieser, „Geld haben wir selbst, doch euer Besuch erfreut uns alle! Nehmt es meinem Buben nicht übel, wenn er dumme Streiche gemacht hat, er wird schon gescheider.“

„Geb' es Gott! Doch das ist eure Sache, ihr habt ihn erzogen und müßt die Früchte ernten. Lebt wohl!“

Er verließ das Zimmer. Abends erzählte Zangerl im Wirthshaus, wie beweglich Hochmair seinen Sohn um Verzei-

hung gebeten; dabei blinzelte er mit den Augen und schnalzte mit der Zunge: „Es wird noch ganz anders werden!“

Aber Jagg, der arme Jagg — gibt es denn für ihn gar keinen Trost? Lang sann er hin und her, doch es fiel ihm nichts Kluges ein. Sein Blick streifte die Kirche, das Thor stand weit offen, er ging hinein und kniete ganz hinten nieder, um sich bei der Mutter Gottes, an die er auch aus der Ferne stets sein Gebet gerichtet, Rathes zu erholen. Die Stille wurde nur hie und da durch ein altes Weibchen unterbrochen, welches den Kreuzweg murmelte und einige Tropfen Weihwasser sprengend, wieder hinaustrippelte. Da hörte er auf dem Platz reden: „Wenn sie ihn nur nicht hängen!“ Er stürzte fort. „Fort, so weit mich die Füße tragen!“ dachte er und stand — vor Hochmairs Haus. „O Moidele,“ seufzte er, und wie von Geißelhieben getroffen kehrte er um und schlug den Seitenweg ein, der zur Alm führte. Ehe ihn das Gebüsch aufnahm, schaute er noch einmal zurück und drückte den Hut tief in die Stirn. Bald wurde er müde, Angst und schnelle Bewegung lähmten ihn, er setzte sich vor der gesperrten Almhütte auf einen Stein und beschloß zu erwarten, was da kommen würde. Da stieg der Senner Wastl vom Dorf herauf, Tritt für Tritt, wie es bei diesen Leuten Brauch ist. Als er Jagg erblickte, nahm er die Pfeife aus dem Mund und schrie schon von weitem: „Schau, daß du weiter kommst; der Scherg sucht dich überall, um dich einzustecken!“

Jagg sprang auf und starrte verzweifelnd ins Blaue: „Ist denn kein Gott, der mir hilft? ich bin unschuldig.“

Der Senner empfand Mitleiden. „Weißt was?“ sagte er, „jetzt iß Nocken bei mir, und nachher wird's schon werden. Wenn du ein so gutes Gewissen hast, wie du redest, so ist es wohl das beste, du stellst dich selbst in Rattenberg, den Kopf werden sie dir nicht abreißen.“

Jagg versank in stummes Brüten, unterdessen kochte der Senner und trug die dampfende Schüssel vor die Thüre auf die Bank.

„Iß, Jagg,“ rief er freundlich und klopfte ihm auf die Schulter, „hast dir's überlegt?“ —

„Hart ist's, aber besser so, als ich ziehe in Ketten ein, gehetzt vom Hund des Schergen.“

„Iß, du brauchst Kraft!“

Jagg griff zu, er hatte ja seit vierundzwanzig Stunden keinen Bissen genossen.

Nachdem er sich gesättigt, faßte er den Senner bei der Hand: „Vergelt dir's Gott, du hast mich nicht fortgestoßen und meinst doch vielleicht auch im Stillen, ich sei — — schuldig.“

Dem guten Wastl flossen dicke Zähren in den Bart: „Na, Jagg, du bist sonst alleweil ehrlich gewesen, da muß der Teufel sein Spiel haben. Schau, der Herrgott hilft dir gewiß, es wär' ja eine Schand' für ihn, wenn er dich stecken ließe. Soll ich dir das Moidele noch einmal grüßen?“

„Das trau' ich mir nicht, aber sag' ihr, ich lasse sie um ein frommes Vaterunser bitten.“ Er riß sich los und eilte ins Thal.

Der Landrichter war sichtlich erstaunt, als er sich ihm vor-

stellte und auf das bestimmteste bat, die Untersuchung schnell einzuleiten, damit er nicht mit einem Schandfleck auf der Welt herumlaufen müsse. Die Art und Weise, wie er die Querfragen des geübten Kriminalisten beantwortete, flößte diesem allsogleich eine günstige Meinung ein.

„Vorläufig," so endete er das Gespräch, „kann ich dir freilich nicht helfen, es lastet ein schwerer Verdacht auf dir und da muß ich dich, wie jeden Angeklagten, ins Gefängniß schicken, aber sei überzeugt, daß ich dir, sobald deine Unschuld, wie ich hoffe, klar wird, selbst das Thor öffne."

Jagg fühlte sich ermuthigt und ging ruhig mit dem Gerichtsdiener, der ihn nach dem Beispiel des Richters mit Achtung behandelte und ihn in eine leere Zelle führte, um ihn nicht mit den Spitzbuben gewöhnlichen Schlages zusammenzusperren. Er betete, nachdem der schwere Riegel vor die Thüre geschoben war, noch inbrünstig sein Abendgebet und legte sich dann auf das Stroh, wo er bald einschlief. Er lächelte im Schlummer, die Wände des Gefängnisses zerflossen, von heller Morgenröthe beschienen leuchteten die Berge seiner Heimat, Hochmair trat freudlich grüßend aus dem Hause und führte ihm Moidele entgegen. —

Träume! —

Die Untersuchung zog sich einige Wochen hinaus, es mußten Verhöre eingeleitet werden, welche den Proceß nur mehr verwickelten, eine Gegenüberstellung von Jagg und Eduard ergab sich als unbedingt nothwendig. Da letzterer geheilt war und wieder ausgehen konnte, sollte sie in einigen Tagen erfolgen.

Schon aus den Andeutungen des Landrichters konnte Jagg entnehmen, daß er vielleicht auch Moidele gegenüberstehen müsse, um sein Verhältniß zu ihr und die Vorgänge jener Nacht ins Klare zu setzen.

Jagg erblaßte zuerst, dann färbte Feuerröthe sein Gesicht, welches bereits die Spuren der Kerkerluft trug. Ein Sturm unklarer Gefühle erschütterte seine Brust. Endlich fand er Worte:

„Herr Landrichter,“ begann er stotternd, „wenn es möglich, erspart das dem Mädchen. Es ist zwischen uns nichts Unrechtes, weiß Gott! Nehmt mir darüber den Eid bei allen Höllenstrafen ab, fragt den Pater Magnus, er kann Euch mit meiner Erlaubniß die letzte Beicht' bis zur Absolution erzählen — da ist nichts Unrechtes zwischen uns. Das arme Moidele! wenn sie ein Lotter nur anlachte, wurde sie verlegen und nun wollt Ihr noch dazu forschen.....“

„Sei ruhig!“ begütigte der Landrichter, „noch kann man es verschieben; verhört muß sie werden, allerdings, eine Gegenüberstellung ist jedoch nur dann nöthig, wenn sich eure Aussagen widersprechen.“

Jaggs Züge überflog ein Strahl der Freude. „Sie wird die Wahrheit sagen,“ rief er aus, „gewiß, Herr Landrichter, und dann widersprechen wir uns nicht.“

„Ich hätte gemeint, es wäre dir lieb, das Mädel wieder einmal zu sehen.“

„Nein, nein!“ unterbrach ihn Jagg rasch mit abwehrender Geberde, „jetzt nicht! Ich weiß zwar, daß sie, so wahr die Sonne scheint, an meine Unschuld glaubt, vor's Aug' will ich

ihr aber erst treten, wenn ich völlig freigesprochen bin. Braucht das noch lang?"

„Ich werde die Angelegenheit thunlichst beschleunigen," sprach der Landrichter, „vertraue der Gerechtigkeit!"

Jagg wurde ins Gefängniß zurückgeführt.

Dort quälten ihn allerlei Bedenken, sein Verhältniß zu Moidele war so schwankend und Eduard — — unwillig trat er ans Gitter, der Abendstern strahlte mild und ruhig auf ihn herab wie das Auge der Vorsehung, alle Zweifel zerflossen, er bat dem Mädchen im tiefsten Herzen ab, daß er es mit einem solchen Burschen in Verbindung zu bringen gewagt, es war als flüsterte ihm eine innere Stimme zu: Alles wird noch gut!

So verging die Woche.

Da erfolgte plötzlich eine unerwartete Wendung seines Schicksals. Am Vorabend des für die Gegenüberstellung mit Eduard angesetzten Tages klopfte es an der Thüre des Richters, der in voller Behaglichkeit den Kaffee zu einem Pfeiflein schlürfte. Unwillig über die Störung rief er „Herein!" —

Es war Hois, der ihn überraschte. „Nichts für ungut, Herr Landrichter, die Gerechtigkeit gegen einen schuldlosen Menschen geht über den Kaffee. Ihr kennt mich; hab' euch oft schon Holz geliefert und wir beide waren stets miteinander zufrieden; daß ich ein Schulkamerad von Jagg bin, wißt ihr vielleicht auch, seinetwegen habe ich euch, weil die Kanzlei schon gesperrt ist, hier aufgestöbert. Das ist eine schreckliche Geschichte! Vorgestern hab' ich sie zu Hall auf dem Markt von einem Allbacher gehört, ganz genau und umständlich mußte er mir alles erzählen, früher ließ ich ihn nicht los. Drauf bin ich schnell

zum Aichinger, der war auch ganz verwundert, daß ein so braver und ruhiger Bursch sich auf solche Art sollte vergangen haben. Als ich das Schiffbeil erwähnte, lief er in Jaggs Kammer, brachte es zurück und legte es vor mich mit den Worten: „„Da ist's, da hat Eduard gelogen."" Ich nahm das Beil mit, hier übergeb' ich es euch. Jagg ist aber unschuldig; ich kann's euch beweisen, wenn ihr mich anders für ehrlich haltet. Wie sie den Eduard am Kirchtag beim Wirth hinausgefußelt haben, ist er vom Brunnen in ein Schnapshäusel und hat sich dort angesoffen, wie eine Kanone. Das weiß der Branntweinbrenner. Von dort ist er fort und hat das Spektakel beim Hochmair aufgeführt. Den Jagg haben er und seine Gehilfen freilich richtig erkannt, sind auch deswegen, weil sie trotz dem Rausch Schläge fürchteten, eiligst davongelaufen. Was der Jagg gethan hat, kann er euch selbst berichten, hat es wahrscheinlich schon gebeichtet; was der Eduard gethan hat, weiß ich. Mein Häusel liegt, wie ihr wißt, ober dem von Zangerl. Ich war durch einen Brief nach Hall geladen, dort mit dem Amt wegen Triftholz abzurechnen; um jedoch zeitlich einzutreffen, entschloß ich mich, noch bei Nacht bis Straß zu gehen. Auf dem Wege traf ich Eduard, der Mond schien so hell, daß ich ihn erkannte, wie jetzt euch; — da mir jedoch um ein Gespräch mit dem Lumpen nichts war, stellte ich mich in den Schatten des Ahornbaumes unweit der Mur. Er schwargelte vorbei, hie und da einen lauten Fluch ausstoßend, wenn ihm ein Stein nicht auswich. Nun merkt auf. Ich hab' ihn gesehen, etwa hundert Schritt von der Mur, über welche ein zwar breiter Steg, aber ohne Geländer führt. Bis zu dem Platz, wo sich

der Weg zum Zangerl abzweigt, ist es fast eine Viertelstunde. Hätte nun Jagg den Eduard so hitzig verfolgt, wie der's beschreibt, so müßte mir jener begegnet sein. Ich habe aber von Jagg nichts gesehen, noch gehört. Eduard konnte in fünf Minuten zu Haus sein, die Lache beim Kreuz liegt hundert Schritt unter dem Ort, wo ich Eduard traf. Er hätte also umkehren müssen, etwa um dort das Nachtgebet zu verrichten oder sich von Jagg prügeln zu lassen. Für das eine ist er nicht fromm, für das andere trotz des Rausches nicht dumm genug, — wenn ihm Jagg überhaupt nachgelaufen wäre. Wo er sich die Schramme geholt hat? Auch das kann ich sagen. Er ist über den Steg in die Mur gepurzelt, an eine Felsenkante gestoßen, das Gesicht hat ihm die Schlehenstaude, welche dort unter anderen Büschen steht, zerkratzt. Das ist mir gleich eingefallen und ich bin, um noch andere Zeugnisse zu erlangen, spornstreichs in das Allbach gerannt, dort hab' ich den Schullehrer und Pfarrer mitgenommen. — Ich meinte nämlich, Eduard muß beim Fall das Gewand zerrissen haben und dann hängt gewiß an den Dornen noch ein Fetzen. Da ist noch mehr, — sein Rock. Kothig und vom Regen zerwaschen hing er zwischen den Zweigen. Ganz Allbach kann nun darauf schwören, daß er diesen Rock am Kirchtag funkelneu trug; hier bestätigen der Pfarrer und der Schullehrer schriftlich, wo und wie sie ihn mit mir entdeckt. Die Urlauber sagen, er sei in Hemdärmeln über die Leiter gestiegen, und beim Davonrennen habe er den Rock über die Achsel geworfen. So und nicht anders taumelte er an mir vorbei. Ich bin schnell bergab gegangen, allerdings kam es mir vor, als schreie jemand hinter mir, wahrscheinlich

that er's aus Schmerz beim Fall in die Mur; ich hab' darauf nicht länger acht geben und könnt' es just nicht beschwören. Das gehört aber nicht her; so viel ist gewiß, Jagg ist unschuldig und ihr müßt ihn als rechtliche Obrigkeit noch heute auf freien Fuß stellen, noch heut', diesen Augenblick!" —

Der Landrichter, welcher ihm ruhig zugehört, schob die Brille auf die Stirn, musterte Beil und Rock, las das mitgebrachte Zeugniß, klingelte dem Gerichtsdiener und befahl ihm, Jagg zu holen.

„Du bist frei!" Der Landrichter konnte ihm keinen bessern Gruß bieten.

„Frei?" fragte Hans zweifelnd.

„Ja frei!" schrie Hois jauchzend, „jetzt laufen wir ins Allbach." —

„Eins versprecht ihr mir an Eidesstatt," unterbrach sie der Richter, „daß ihr Eduard, wenn ihr ihn zufällig trefft, von dem Vorgefallenen kein Wörtlein sagt. Der Gerichtsdiener holt ihn noch heut, oder noch besser, ihr bleibt bei mir, bis dieser fertig ist." — Er schellte zweimal mit der Glocke und befahl der Magd: „Bring Wein und Brot!" Dann schenkte er drei Gläser ein, erhob das seine und sprach zu Jagg: „Ich habe einen ähnlichen Ausgang der Untersuchung stets erwartet; Gott sei Dank, es geschah früher als ich hoffte, du sollst leben!" Sie stießen an.

„Und ich laß das Moidele leben und den Jagg daneben!" rief Hois. Jagg erröthete.

„Einverstanden!" sagte lächelnd der Richter, „obwohl nichts davon in den Akten steht."

Der Gerichtsdiener erschien mit dem schwarzzottigen Fanghunde; nachdem er vom Richter Auftrag empfangen, verabschiedeten sie sich, Jagg mit herzlichem Danke.

Seit der Zeit, daß Jagg einlag, hatte sich der Charakter der Landschaft wesentlich umgestimmt. Ueber Nacht war nach einem heftigen Wetter auf die Berge Schnee gefallen, der durch die schweren, nur stellenweise vom Ostwind zerrissenen Wolken herablugte und den Beginn des Herbstes verkündete. Jagg gedachte mit Wehmuth der schönen verlorenen Stunden, insbesondere als mehrere Herden, welche von den Hochalpen bereits abgezogen waren, an ihm vorüberschritten. Sein lustiger Genosse Hois jauchzte ein paarmal hell auf; ein Senner, der etliche Ziegen vom Berg herab trieb, antwortete in die Wette. Da Jagg immer schwieg, und der Gerichtsdiener, überhaupt ein einsilbiger Gesell, jedem Burschen unter den Hut guckte, ob er nicht Eduard sei, verstummte auch er endlich und so gingen sie hinter oder, wenn es die Breite des Weges erlaubte, neben einander, ohne sich viel durch gegenseitige Ansprache zu behelligen. Als der Pfad wieder ebener zu verlaufen begann und die Anstrengung des Athmens geringer wurde, näherte sich Hois dem Jagg und fragte ihn: „Hast du schon einen Vorsatz für heut Abends gemacht?"

„Eigentlich weiß ich noch nicht, was ich beginnen soll."

„Hör' meinen Rath und thu nachher, wie du willst. Moidele ist aus Verdruß an der ganzen Geschichte auf das Niederleger gezogen. Die Haut hat mir recht erbarmt, wenn sie mit blassen Wangen in die Frühmesse huschte und an den Zäunen hin ängstlich jedem Menschen auswich. Das half freilich nichts

gegen die Leute, wie sie dir aus Bosheit oder Neugier ins Herz bohren: eine oder die andere Klatsch schlich in ihre Kammer und sagte unter dem Schein des Bedauerns das Schlechteste über dich, bis endlich der alte Hochmair mit dem Geschmeiß über die Stiege fuhr. Der hat mit niemand über die Sache geredt, wie's so seine Art, wenn ihn etwas recht tief getroffen. Das arme Moidele! Ihre Mutter ist todt, bei der sie sich hätt' ausweinen mögen, aber wart nur — — — wisch dir die Augen mit dem Aermel, — — was wollte ich eigentlich sagen? — — Ja vom Niederleger hab' ich gegackelt; das ist heut vermuthlich eingeschneit, Moidele triffst du aber dennoch, sie stieg schwerlich herab: bis Michaeli haben wir noch zwei Wochen, der Schnee zerrinnt beim ersten Sonnenstrahl und dann kann das Vieh wieder weiden. Ich meine, du wagst heut noch den kurzen Weg und suchst sie auf. Indeß kehr' ich beim Hochmair ein und trage ihm die ganze Sache vor, dann mag er sich bis morgen besinnen und sein Unrecht ausgleichen."

„Ich hätt' in diesem Fall wohl auch nicht anders gehandelt als er!"

„Schwerlich, obwohl du jung bist. Warum ist er stets oben aus? Er muß die Unbill gut machen."

„Ueberlassen wir das ihm, hintennach trifft er auch hier das rechte. Er hat sonst an mir gethan wie ein Vater, soll ich ihn jetzt verklagen? Soll ich Moidele einen Verdruß machen?"

„Ich hab' schon anfangs gesagt: Thu wie du willst! Wir sind hier am Scheidewege."

„Hois, danken thu ich dir dann, wenn du mich brauchst!" sagte Jagg stehen bleibend mit tiefer Rührung.

„Hättest an mir auch nicht schlechter gehandelt," erwiederte Hois. „So jetzt behüt' Gott bis morgen."

Er schritt mit dem Gerichtsdiener vorwärts, bald hatten sie Hochmairs Haus erreicht. „Und läg' er zu tiefst im Bette, heut müßt' er noch heraus!" sagte Hois und klopfte. Das Fenster des Ganges erhellte sich, Hochmair schob den Riegel zurück und leuchtete in das Dunkel hinaus. „Gut, daß du noch angelegt bist," rief Hois, „wir haben Wichtiges zu verhandeln. Behüt' Gott Gerichtsdiener! schau, daß du den Lumpen kriegst!"

Die Thüre fiel hinter beiden Bauern ins Schloß. Hois erzählte nun dem staunenden Alten, was wir bereits weitläufig wissen. „Ja, so ist's!" rief er, als jener noch immer stumm dasaß, horchend vorgebeugt, um ja kein Wort zu verlieren.

Endlich stand Hochmair auf und ging, ohne ein Wort zu sagen, auf den Hausgang. „Es schneit nicht!" rief er in die Stube zurück, „begleit mich, Hois, ich steige zum Niederleger. Mit dem Schlaf ist es heut doch nichts mehr, ich will Jagg, dem ich so wüst begegnet, heut noch sehen, ich bin sein Vetter und er muß mir's verzeihen." Ohne auf eine Erwiederung zu warten, ergriff er den Stock.

Hois kannte ihn zu gut, um Einsprache zu erheben. „Nimm doch wenigstens Kienspähne mit, daß wir in der Dunkelheit nicht an alle Bäume rennen!" war die einzige Bemerkung, die er sich erlaubte.

Hochmair brachte ein Bündel aus der Küche, bald flammte eine mächtige Fackel und erhellte ihren Pfad. Sie mochten noch ungefähr eine Viertelstunde von der Alpe entfernt sein, als

Eduard den Bergpfad herabrannte, stets Kreuze schlagend und schreiend: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn.“ Er hielt einen Augenblick vor beiden still und rief: „Kehrt um, kehrt schleunig um, der Teufel hat das Moidele geholt.“ Ohne einer Frage Stand zu halten, eilte er fort.

Der Alte beschleunigte den Schritt, so viel es seine Beine vermochten, — wie sollte er sich diesen Auftritt reimen?

„Das böse Gewissen jagt ihn!“ meinte Hois. „Nur zu, wenn auch nicht dem Teufel in den Rachen, läuft er doch dem Schergen ins Garn!“

Gehen wir voraus und sehen, was auf der Alm geschieht; der Alte wird, wie die guten Väter im Lustspiel, schon zu rechter Zeit eintreffen, wenn man ihn braucht. Jagg, ein tüchtiger Bergsteiger, hatte die Hütte bald erreicht; er horchte, ehe er nach der Klinke griff, erst an der Thüre, wer etwa drinnen sei. Verschiedene Stimmen redeten durcheinander, er mochte nicht eintreten, und stieg daher auf das Dach, das, wie bei Almhütten nicht selten, an einer Seite fast zum Boden niederhing, um durch die Luke, welche die Stelle des Rauchfanges einnahm, alles zu beobachten. Es war ein Heimgarten versammelt; im Freien konnte man nicht aushalten, so hatten sich Senner und Dirnen aus den umliegenden Almen um ein Feuer gelagert, das von Zeit zu Zeit aufflackernd die rußige Hütte mit einem röthlichen Schein erfüllte. Moidele saß seitab, sie nahm am Gespräche nur Theil, wenn sich jemand unmittelbar an sie wendete.

Die Thür ächzte in den rostigen Angeln, Eduard steckte

lauernd den Kopf herein. „Sehr schön," sprach er, „daß ich euch alle hier antreffe!" und ging von ein paar Knechten gefolgt zur Feuergrube. Da ihm niemand Platz machte, verbeugte er sich vor Moidele: „Ist es erlaubt, an der Gesellschaft Theil zu nehmen?"

Sie erwiederte scheinbar gleichgiltig: „Du kommst mit andern, vom Heimgarten ist niemand ausgeschlossen, der gern gesehen zu sein glaubt."

Ein Knecht schob eine Bank vor, Eduard setzte sich so, daß er Moidele im Auge hatte, diese that jedoch, als wolle sie etwas holen, und änderte den Platz. Bald war das Gespräch wieder in vollem Gange. Nachdem das Vieh vom Schafe bis zum Stier abgewandelt und der Almnutzen, welchen heuer jeder Bauer in Aussicht habe, mit vollster Genauigkeit gewogen war — nämlich auf den Zungen — kam man allmählich auf den in solchen Kreisen beliebtesten Gegenstand: die Gespenstergeschichten. Eduard witzelte hie und da: man sah es jedoch dem rohen, nur gefirnißten Burschen an, daß ihm nicht ganz wohl war, wenn irgend etwas gar zu Gruseliges mitgetheilt wurde.

Wastl war fort, die Kühe zu melken, jetzt kehrte er zurück und nahm seinen Platz hinter dem großen Molkenkessel ein. „Einen Alberer hab' ich gesehen, gerad' — jetzt!" begann er. „Wie ein brennender Besen ist er durch die Luft gefahren dem Grateleck zu."

„Das ist der rechte Platz," fügte ein anderer bei, „heut Donnerstag, da haben die Hexen einen Tanz!"

„Da hätt' er uns einladen können!" bemerkte Eduard spöttisch.

„Wo der Alberer seinen Spuk treibt, ist der Teufel auch nicht weit!“ unterbrach ihn Wastl unwillig. „Schau nur, daß er dich nicht einmal beim Frack kriegt. Wärst eigentlich gut oder schlecht genug dafür. Uebrigens ist das ein Zeichen, daß wir bald abtreiben müssen, sonst schaut er uns, wie's oft schon geschehen, beim Dach herein.“

„Beim Dach?“ spöttelte Eduard, und hob unwillkürlich den Blick gegen die Luke. „Jesus, Maria und Joseph!“ schrie er, „da ist er ja!“ und sprang erschreckt auf. Durch die Dachluke starrte ein bärtiges Antlitz in der ungewissen Beleuchtung des Feuers mit funkelnden Augen herab. Alles rannte entsetzt durcheinander. Jagg wollte sich zurückziehen, glitschte aus und plumpste in einer Wolke von Schindeln und Schnee herab, daß die Flamme prasselnd aufschlug. Die Anwesenden sprangen voll Entsetzen zur Thür hinaus, daß einer über den andern in den Koth kugelte, nur Moidele, welche den Unglücklichen erkannt hatte, blieb stehen. Er richtete sich auf, das Mädchen maß ihn von oben bis unten mit einem zornigen, vorwurfsvollen Blick.

Er hielt ihn ruhig aus: „Moidele,“ sagte er langsam, „ich bin freigesprochen!“ —

Sie begann heftig zu zittern.

„Moidele!“ rief er aus tiefster Brust; er blickte sie innig an und breitete unwillkürlich die Arme aus. Sie sank an sein Herz.

Vor der offenen Thüre stand aber Hochmair schon eine Weile in der Dunkelheit, unbeachtet vom überglücklichen Paare, das alles ringsum vergessen hatte. Endlich trat er ein:

„Jagg, ich hab' dich tief gekränkt, verzeih' mir's; du weißt selbst, oft meint man's recht und trifft's schlecht. Uebrigens hast du das Moidele schon genug ins Gered' gebracht, ich hab' nichts dagegen, wenn ihr noch vor Kathrein heirathet."

An der Thüre drängte sich indessen Kopf an Kopf, die Gesellschaft hatte sich vom ersten Schrecken erholt und wollte nun sehen, was denn der Teufel eigentlich mit Moidele, die stets ein braves, frommes Diendl gewesen, zu verhandeln habe. Wie erstaunten sie, als sie Hochmair und Moidele noch dazu mit einem Bräutigam, der aus den Wolken gefallen war, im freundlichsten Gespräche bemerkten.

Hochmair wendete sich gegen die Thüre: „Seid alle zur Hochzeit geladen, aber kommt fein gewiß."

Mittagessen und Erzählung sind zu Ende, der Leser weiß nun, wie sich Jagg und Moidele kriegten, er erlaubt mir gewiß gern, das Stündchen, wo die Sonne am stärksten glüht, im Anger auf dem weichen Klee zu verduseln.

Gegen drei Uhr stand ich auf, es galt einen Entschluß für die Fortsetzung der Reise zu fassen. Ich überschaute von einem Vorsprung die Gegend, das Hochgebirg war noch unwegsam, und es blieb daher nichts anderes übrig, als den Rückweg in das Innthal anzutreten. Als ich wieder auf die Bank vor der Thür zurückkehrte, näherte sich ein Mann, dessen Tracht mir sogleich auffiel: eine Musterkarte abgelegter Kleider aus den verschiedenen Epochen des Modejournals. Auf dem Kopfe trug er einen ruppigen Seidenhut, zerknittert und verbogen, daß ihn ein Darsteller des Lumpazivagabundus hätte beneiden mögen. Die Locken waren an den magern Schläfen aufgedreht,

um den Hals schlang sich ein schottisches, gewürfeltes Tuch, an dem herabhängende Fetzen die Fransen vorstellten. Der Oberleib steckte in einem kurzschößigen, schwarzen Frack voll Schmalzflecken, die Löcher am Ellbogen mit Stücken braunen Lodens zugeplezt. Die breit geschnittene Weste, in welcher ein welkes Vorhemdchen schlotterte, konnte als Farbenrebus gelten oder auch als kolorirte Karte von Deutschland, wie sie mit ihren Flecken einen armen Schulbuben in Verzweiflung bringt; von den unaussprechlichen wollen auch wir schweigen. In einem Korb trug er Holzstäbe und Drahtschlingen. Es war der Mausfänger der Gemeinde.

„Kommt ihr von außen?“ fragte er, höflich den Hut abnehmend.

„Ja!“

„Wie steht denn der Kurs?“

„Etwa 127!“

„Teufel, da wär' was zu machen!“ murmelte er und ging ohne ein Wort zu verlieren, jedoch mit dem Hut höflich grüßend, in einen Anger, wo er die Fallen stellte.

Die Wirthin brachte den Kaffee.

„Warum will denn der Mensch den Kurs wissen?“ fragte ich sie. „Er sieht gar nicht einem' Banquier gleich.“

„Oh!“ erwiederte sie lachend, „hat er euch auch belästigt? Das ist der Zangerl Eduard, von dem ihr gehört habt. Er mußte damals wegen Verleumdung lang sitzen; als er auskam, trieb er's ärger als zuvor. Nachdem sein Vater bald darauf gestorben war, verputzte er das Gut bis auf den letzten Grasbüschel, und führte sich so schlecht auf, daß ihn das Gericht

endlich zum Militär ablieferte. Der Unterjäger klopfte das Tuch so lang mit dem Haslinger, bis endlich etwas daraus wurde. Nachdem er ausgedient hatte, kehrte er in das Thal zurück, aber was beißen? Es mochte ihn, obgleich er jetzt gern arbeiten wollte, niemand dingen, da erbarmte sich der Jagg seiner, und setzte es durch, daß er zum Mausfänger bestellt wurde. Nebenbei flicht er Vogelhäuschen, führt Fremde, oder trägt Jochblumen auf den Bahnhof; er hat schon zu leben und jetzt kann ihm eigentlich niemand was Unrechtes nachsagen. Kommt man zufällig — Vorwürfe macht ihm niemand — auf die alte Zeit zu reden, so lacht er, und bringt das Sprüchlein:

All's verthan vor deinem End,
Ist das beste Testament.

Uebrigens hat er den Unform, jeden, der vom Thal hereinkommt, um den Kurs zu fragen — es ist eben noch alte Gewohnheit, wenn es ihm auch nichts nützt."

„Wer ist denn aber eigentlich der Hois?"

„Unser Bote, den im Unterland ein und aus jeder Mensch kennt!"

„Und der Nothhelfer aller Verliebten!" setzte die Kellnerin bei, welche sich indeß zu uns gesellt hatte.

„Ja, wenn sie brav sind, merk' dir's, Diendl!" sagte die Wirthin mit einem Seitenblick.

„Aber wie ist er denn zu dieser Anstellung gekommen?" forscht vielleicht eine neugierige Leserin.

Durch Blut und Thränen! Das kann ich aber heute nicht mehr mittheilen, weil es zu lang wäre. Nur will ich jenen, die ihn vielleicht als Nothhelfer aufsuchen möchten, sein

Häuschen zeigen. Es steht dort am grünen Rain, aus braunem Holz gezimmert. Alles ist so licht, hell und reinlich darin, als hätte hier nie das Elend gewohnt — und doch!! —

Die Sonne hatte sich, während wir plauderten, tiefer geneigt, ich dankte der Wirthin und bezahlte der Kellnerin die kleine Zeche. Bergab ging es schnell, ich erreichte den Fahrweg bei Reit, als die letzten Strahlen der Sonne aus den Wellen des Inns spiegelten. Ich untersuchte noch eilig einige Gräben, die ähnlich den Dollinen Istriens in den Wiesen eingesunken waren. Eine derselben erfüllte bereits ein kleiner See. Es waren Gipsschlotten. Das Wasser hatte das Gestein aufgelöst und fortgeschwemmt, da brach denn die Wölbung zusammen und bildete die Höhlungen.

Nachdem ich diese Erklärung gefunden, setzte ich mich unter eine Tanne auf einen moosigen Stein. Welche herrliche Gegend! Durch die Bäume wehte bereits der Abendwind und flüsterte von alten Sagen: von den Strömen edlen Metalles, das die Stollenwichtlein durch die Adern des Kogels gossen; von den Männern, die hier gerungen, von den kühnen Bauern, welche an diesen Wänden den Schaaren des corsischen Weltgebieters trotzten, und ihnen als Todesgruß das Blei in die Brust sandten. Dort Rattenberg, wo das Haupt des edlen Biener unter dem Henkersschwerte fiel; unmittelbar vor mir stiegen die drei Thürme von Kropfsberg empor, ihre Zinnen schimmerten wie goldene Kronen im Sonnenglanze, während vom Schloß bereits das Licht entwich. In diesen Sälen, aus deren Fenstern nun die junge Birke nickt, versöhnten sich die zwei feindlichen Brüder, Friedrich mit der leeren Tasche und

Ernst der Eiserne am Michaelistag 1416, als die Drachensaat ihres Zwistes bereits für das Land unheilbringend aufzuschießen drohte. Beim Rummel von 1703 überfielen die Brandenberger die baierische Besatzung des Schlosses, der Führer wollte sich gerade zur Tafel verfügen, er mußte aber den Löffel wegwerfen und den Bauern die leckern Schüsseln überlassen.

Dort im Westen springt eine Brücke über die Ziller, diese frische Zillerthalerin, die oft unbändig aufschäumt und die Wiesen mit dem Schutt, den sie spielend hergeführt, übergießt. Da tönte am 15. Mai, nachdem der österreichische General Chasteler sich bei Wörgl aus dem Staub gemacht und die Schützen ihrem Schicksal überlassen, das Gerassel der baierischen Sturmtrommel zur lustigen Schwegel der Schützen, Kugeln flogen hin und her; endlich gelang es, die tapfern Bauern zu umgehen. Wrede ließ 11 derselben, die gefangen wurden, an jene Eschen knüpfen.

Darauf der Mordbrand von Schwaz . . . doch schweigen wir von den Greueln jenes unseligen Bruderkrieges. Wir haben ja an der Gegenwart genug!

Die Dämmerung sank in das Thal, während hoch auf dem Sonnenwendjoche die Heidenjungfrau, welche dort den Thron hat, ihre rosigen Wolkenschleier wob. Vorwärts! Links die Ruinen von Rottenburg: einst klang hier das Lied des Minnesängers Heinrich; hier spielte die liebliche Legende von der Bauernmagd Notburga, bei welcher sich die Züge der heil. Elisabeth von Thüringen mit jenen der deutschen Hertha ver-

flechten; hier rüstete der letzte Sprößling des stolzen Geschlechtes zum Kampf gegen Friedrich mit der leeren Tasche.

Ueber die Brücke auf das linke Innufer! Schon zieht der Bahnwächter das Signal auf. Durch die Nacht braust das dämonische Dampfroß mit den zwei Feueraugen heran.

Auf Wiedersehen im Achenthal!

In der Wildniß.

Noch vor wenig Jahren sah man auf der Straße von Kreut nach Achenkirch oft wochenlang kein anderes Fuhrwerk, als die breiten Wägen mit großen Bastkörben, worin man Kohlen zum Hochofen zu Jenbach lieferte. Hie und da zog ein verirrter Handwerksbursch fechtend von einem abgelegenen Bauernhof zum andern, unbehelligt von der Gensdarmerie, welche damals statt der Strolche harmlose Wanderer belästigte, die sich vor den weithin glänzenden Pickelhauben nicht ins Gebüsch schlugen.

Jetzt ist es anders geworden. Elegante Equipagen rollen im Sommer vorüber, Schwärme von Touristen, den Plaid um die Schulter, treten daher und bemühen sich, älplerisches Jodeln mit kreischender Kehle nachzuäffen. In die waldigen Seitenthäler verliert sich freilich durch die blauen und grünen Schleier der Ladys selten ein Blick, viel weniger ein Fuß, Bädecker hat ja keinen Stern dafür und in einer schmutzigen Kaser oder gar auf einem Haufen abgefallenen Laubes zu übernachten, wie ungemüthlich!

Ich danke jedoch Gott stets, daß es noch Winkel gibt,

wohin sich der Troß moderner Naturbeschnüffler nicht verläuft, um Langweile los zu werden. Lobt nur den Natursinn der Neuzeit, als ob sich die Natur von einem bischen Sentimentalität oder blöder Neugier ausspähen ließe, als ob das Hochgebirge vor jedem, der im Stande ist, eine kurze Visitte zu bezahlen, die Schleier seiner verborgenen Majestät lüftete. Das ist gerade wie mit der Popularität der Naturwissenschaften: auch da begnügen sich die meisten mit etlichen Phrasen ohne Anschauung, mit oberflächlichen Begriffen ohne Tiefe, mit dem Hokuspokus eines schimmernden Experiments, das ihnen als galanter Taschenspieler ein Professor im Salon vormacht: die Wissenschaft bleibt ihnen ein Buch mit sieben Siegeln.

Doch wir wollen in unserer Predigt nicht weiterfahren; was nützte es auch, der Leser schlüge das Buch zu und ließe uns verdutzt stehen.

So lade ich euch ein auf die Fahrt in die Wildniß: ein Stückchen Speck, Brot und Käse ist alles, was ich euch zur blühenden Kresse am lautern Quell bieten kann, vielleicht winkt uns — zwar kein Hotel, aber eine räucherige Branntweinhütte, wo irgend ein Kerl Schnaps aus Enzianwurzeln und allerlei Beeren destillirt. Meist ist es ein Senner, dessen Kraft das Alter schwächte, so daß er den schweren Dienst bei der Herde nicht mehr verrichten kann; blühen die Almrosen, so erwacht bei ihm die Sehnsucht nach dem Gebirg, er holt Pickel und Kraxe vom Dachboden, steigt in die Höhe und gräbt Wurzeln, aus denen er im Herbst sein Lebenselixir braut.

Wir schreiten am Abhang zwischen den Tannen hin und treten an den Rand einer Runse. „Aufg'schaut!“ hallt hoch

herab ein Warnungsruf, und sausend im Sturm fliegen vor uns die entrindeten Baumstämme in den Abgrund, wo der Bach braust, der durch eine Klause geschwellt im Herbst das Holz der Isar zuführt.

Was für ein lauschiges Plätzchen! Unter dem Schatten einer breitästigen Buche sickert ein Brünnlein hervor, das klare Wasser träufelt für Durstige durch ein Rohr von Birkenrinde, am Rande duftet die röthliche Moosprimel und das weiße Wintergrün, goldene Lichter zittern über einen Tannenstamm, der lang ausgestreckt wie ein Riese vielleicht vor hundert Jahren vom Sturm niedergeworfen wurde. Er dient zur Unterlage reichen Lebens, aus jeder Ritze sproßt die schlanke Simse, der rothe Quendel und die blaue Glockenblume, sie ringen mit dem breitlappigen Leberkraut und der Strunkflechte, die trotzig das scharlachene Käppchen hebt, um den Platz.

Die Fichtennadeln knistern — — vielleicht die Waldfee der Romantik — — wir schauen um, da steht ein Wilderer, das Gewehr schußfertig im Arm starrt er uns an. Er überzeugt sich, daß wir ihm nicht gefährlich sind, und nimmt ruhig neben uns Platz. Wilddieberei hält in den Alpen niemand für ehrlos, im Gegentheil, um die Gunst des Raubschützen buhlen die rechtschaffensten Bursche und saubersten Mädchen. Hirsch und Reh hat Gott für alle erschaffen, wie das Wasser; wer sie schießt, braucht sein natürliches Recht, welches ihm weder Kaiser noch König legen darf. Zudem sind die Wilderer keine Vagabunden, die auf den Ertrag ihres Stutzens angewiesen weder Heimat noch Geld besitzen, sondern meist vermögliche Bauern. Bisweilen schießen sich lustige Tirolerbuben in bairi-

schen Forsten ein Taschengeld heraus, welches im Wirthshaus verklopft wird. Wie bei vielen die Neigung zum Spiele, wächst beim Wilderer die Jagdlust zur Leidenschaft: haltet die Schwalbe, wenn sie im Herbst ziehen will, haltet jenen, sobald sich das Laub bräunt! Er weiß, wie das gefährliche Vergnügen enden kann: mit Zuchthaus oder Tod!

Mancher hat Weib und Kindern behüt Gott gesagt, aber nicht mehr grüß Gott; seine Knochen bleichen an einer Wand; der Jäger, welcher ihn herabschoß, hat ihn unter den Schutt eingescharrt und ein kleines Kreuz aus Holzspähnen darauf gesetzt, um welches bald Gemskresse und Jochvergißmeinnicht sproßt. Mancher kehrt heim, aber nicht mehr als der lustige Bursch, wie er ausgezogen: sein Gesicht trägt die unleugbaren Spuren von Gewissensqual, er irrt schwermüthig herum und unternimmt schließlich eine lange Wallfahrt, um sich vor einem wunderthätigen Gnadenbild lossprechen zu lassen und einen Ablaß zu holen. Seinem Blei fiel vielleicht ein Jäger.

Diese furchtbaren Kämpfe erfolgen lautlos, der Ueberwinder begräbt den Ermordeten und redet so wenig als möglich von der Sache. Wer frägt auch nach? Den Hinterbliebenen erzählt man: der Vermißte stürzte von einem Felsen, daß kein Beinchen beim andern blieb; es werden Messen gelesen, Senner und Jäger meiden den unheimlichen Ort und bald verklingt auch die düstere Sage.

Der Pfad müht sich an einem steilen Gehänge empor; auf einer Schutthalde, die vom Kar niederfließt, kollert ein Steinchen.... Aufg'schaut!...

Hinter einem Block wird ein Kopf sichtbar, ein greller

Pfiff... du bleibst betroffen stehen, da erschallt lustiges Gelächter, ein Schwarm Schwärzer, große Ballen auf dem Rücken, bricht aus dem Versteck und schreitet rüstig vorwärts.

„Wir haben euch für einen Finanzler gehalten!“ sagt einer.

„Gut für euch, daß ihr keiner seid!“ fügt ein anderer bei, „wir hätten sonst — doch habt ihr keine Patrouille gespürt?“

Du verneinst es und bald sind die trotzigen Gesellen hinter einer Ecke verschwunden.

Auch dieses Gewerbe gilt nicht als schmachvoll, oft wirft es reichen Gewinn ab. Wer möchte sich sonst demselben widmen! So mancher Schwärzer geht schmählich zu Grund: der gleitet am Schrofen aus, den reißt eine Lawine herab, jenen trifft die Kugel eines Zöllners, ein anderer wird gefangen und ins Strafarbeitshaus gesteckt.

Dafür macht sich keiner ein Gewissen, Grenzjäger zu necken und zu schädigen. So stieg einst ein berüchtigter Schwärzer gerade zum Hinterhalt der Patrouille herab. Wie jubelten die armen Teufel, als er scheinbar unbesorgt mit dem schweren Pack in die Schlinge lief! Die Prozente vom Fang überrechnend stürzten sie von allen Seiten hervor:

„Haben wir dich endlich, Spitzbub!“

„Nu, was denn?“ erwiederte dieser unbefangen, „ich habe ja nur Wespen.“

Das glaubte begreiflicherweise keiner, sie rissen ihm den Sack von der Schulter, öffneten: die gereizten Thiere flogen ihnen wüthend ins Gesicht, daß sie mit geschwollenen Köpfen

abfahren mußten, ohne dem Schelm, der bei Seite gesprungen war, etwas anhaben zu können.

Mit Wespenstichen geht es jedoch nicht immer ab. In Karwendel ist an einer Esche eine Tafel angenagelt, zur Erinnerung für einen verunglückten Beamten. Schmuggler hatten ihn überfallen und nackt mit den Füßen über einen Ameisenhaufen aufgehängt, so daß er unter furchtbaren Qualen zu Tode zappeln mußte.

Solche grauenvolle Scenen steigen in dieser Felsenöde aus dem Schooße uralter Wälder vor dem Geist des kundigen Besuchers empor; — traurige Bilder menschlicher Zwietracht, vor denen das herrliche Wort des Dichters: „Auf den Bergen wohnt die Freiheit, auf den Bergen wohnt das Glück!" verstummt.

Wer kennt diese Wildniß mitten in Deutschland und doch ist sie größer, als manches Herzogthum. Sie reicht östlich von Thierberg bei Kufstein bis Reute; von den Gräten, welche südlich auf den Inn herabschauen, bis in die baierischen Vorberge: die Länge beträgt ungefähr sechzehn Meilen, die Breite durchschnittlich fünf.

Dieses Gebiet durchbrechen mehrere der berühmtesten Alpenpässe; wir erwähnen Ehrenberg, Scharniz, Achenthal: Stellen, deren zerfallene Schanzen der Schimmer geschichtlicher Erinnerung verklärt. Ich habe auf diesem Gebiet manche schöne Stunde verbracht; diesesmal bleiben wir in der Nähe von Achenthal.

I.

Stanis.

Der Wanderer, welcher vom Tegernsee südwärts schreitet, hat bald einen sehr steilen Felsenkegel vor Augen, der sich rechts vom Bade Kreuth über waldigen Vorbergen erhebt. Hinter einer Kante des Gipfels lauert Stanis, wie von einer Warte die verschlungenen Pfade überblickend, welche sich tief drunten von der Straße abzweigen und durch das Gebüsch winden. Zu seinen Füßen liegt ein Gemsbock, er hat ihn bereits aufgebrochen und die Eingeweide hinabgeschleudert, vorher jedoch ein Stückchen von der rohen Leber mit Salz verzehrt, um sich den Kopf schwindelfrei zu erhalten. Die Vorderfüße sind unter den Sehnen der Hinterfüße durchgezogen auf eine Art, daß er das Wild schnell und bequem um den Hals über den Rücken hängen kann. Stanis ist von kurzem, gedrungenem Körperbau mit breiter, hochgewölbter Brust, über dem linken Ohr sitzt keck das grüne Hütchen mit dem Spielhahnstoß und beschattet das scharfe graue Auge; die gebogene Nase springt zwischen den magern Wangen, welche kaum der erste Flaum umsäumt, bestimmt und fest hervor, Lächeln umspielt den wohlgeformten Mund mit trotzig aufgeworfener Unterlippe, die stark entwickelten Kiefer deuten auf Härte und Entschlossenheit. Es sind die Züge eines Raubthieres, wenn auch eines edlen, man könnte an den Alpenadler denken. Eine graue Joppe, graue Hosen und Strümpfe, über denen das nackte, von biegsamen Sehnen umflochtene Knie hervorragt, vollenden den Anzug. Wenn er sich nicht rührte, möchte man ihn wohl für ein Stück Fels halten.

Stanis war ein weitum berühmter oder berüchtigter Wildschütz. Die bairischen Jäger behaupteten, er sei kugelfest und könne, wenn man ihn dränge, in den Felsen verschwinden. Freilich that es ihm Keiner im Klettern gleich: wie eine Fliege über eine senkrechte Wand läuft, entrann er über die Schrofen, wenn er nur einen Finger oder einen Nagel der schweren Bergschuhe einhacken konnte. Bisweilen nahm er ein Hündlein mit; das arme Thier vermochte ihm nicht zu folgen, da steckte er es in den Schnappsack und trug es über die kahlen Felsenrünste. Der zweitgeborne Sohn eines reichen Bauern im Unterlande, zog er es vor, den ganzen Herbst zu wildern, anstatt Garben zu schneiden und Korn zu dreschen. Schon lange hatten ihn die Baiern auf dem Strich, ja es war sogar ein Preis auf seine Einlieferung gesetzt; das kümmerte ihn aber wenig, er war frech genug, Nachts vor den Fenstern der Jäger Trutzliedeln zu singen; am Sonntage ging er wohl auch in Tegernsee zur Kirche, wobei man ihm, da er harmlos ohne Waffen erschien, nichts anhaben durfte. Im Wirthshaus versuchten es einmal fünf Jäger, ihn durch Sticheleien zu reizen; er lächelte nur bisweilen und trank ruhig sein Bier. Da wagte es einer, trat ihm auf den Fuß und stieß seinen Stuhl fast um — nun sprang Stanis auf wie eine Stahlfeder, zeichnete den Kecken mit seinem Schlagringe und warf die andern, welche ihm zu Hülfe eilten, durch Thür und Fenster hinaus. Die Rauferei dauerte keine fünf Minuten; seitdem ließ es sich niemand mehr beifallen, mit Stanis anzubinden.

Nur ein Gegner lebte, dem auch er auswich, und dieser kletterte jetzt den steilen Pfad heran. Es war der Förster

Peter Auer; der Schuß, mit welchem Stanis die Gemse erlegt, hatte ihn angereizt, den Wilderer zu suchen und zu fangen. Auer glich einem Recken der Vorwelt, an Größe überragte er alle andern, und obwohl ein Greis von sechzig Jahren, war er noch so stark, daß er als Grundstein für sein neugebautes Häuschen einen Block von beiläufig vier Centnern frei auf der Schulter herbeitrug und versenkte. Nur beim Klettern merkte er das Alter, er mußte langsamer gehen, als in der Jugend, wo er sich wie eine Gemse von Absatz zu Absatz schwang. Stanis ließ ihn ruhig herankommen; als er etwa noch dreißig Schritte entfernt war, streckte er den Stutzen vor und rief ein donnerndes „Halt!“

Der Alte war überlistet. Sei's Jäger oder Wildschütz, dem dieses begegnet, er muß, will er nicht ein Opfer des Todes sein, die Büchse ablegen und bei Seite stellen. Auer erkannte den Stand der Dinge augenblicklich, er wußte, daß Widerstand vergeblich sei, und lehnte sein Gewehr an die Felsenwand. Eine solche Entwaffnung sieht niemand für schmählich an, ebenso wenig, als wenn bei einem Duell vom Gegner der Degen aus der Hand geschlagen wird.

Nun trat Stanis vor: „Hast mich fangen wollen, gelt? Bist jedoch abgeschlüpft. Laß gut sein! du bleibst auf deinem Platz stehen, die Büchse nehm' ich zur Sicherheit mit, dort drunten beim Kreuz kannst du sie wieder aufklauben. Rührst dich aber, oder gibst Laut, so schieß' ich zurück.“

„Du hast Glück,“ erwiederte Auer, „viel Glück, aber mißbrauch' es nicht länger, sonst holt dich endlich die Strafe Gottes ein.“

„Fasten ist vorbei, brauchst mir nicht zu predigen,“ antwortete Stanis. „Eigentlich hätt’ ich die Gelegenheit nutzen und dir das Licht ausblasen sollen, wie du’s unbarmherzig vielen meiner Landsleute gethan, aber du bist ein alter Mann, hast ohnehin nimmer lang zu leben und siehst ganz meinem Vater gleich; geh’ dieses Mal in Frieden, steig’ mir aber nicht mehr nach, sonst —“ Er schwieg und nahm Auers Gewehr, vor seinen Augen riß er die Zündkapsel ab, spuckte auf das Schloß, daß der Schuß nicht mehr losgehen konnte, belud sich mit der erlegten Gemse und stieg, ohne sich um den Jäger weiter zu kümmern, bergab.

Beim Wirth in der Glashütte war Musik. Der Schullehrer mit seinem Gehülfen saß zu hinterst an der Mauer auf einem Brettergerüst, das untergelegte Fässer stützten, und fiedelte lustig drauf los. Köhler, Bauernbursche, Jäger mit ihren Mädchen, alles tummelte durch einander und strampfte, als sollte der Boden einstürzen. Seitab am Tische saßen Gruppen von Bauern mit ihren Weibern; die Mädchen, wenn sie nicht tanzten, gingen ab und zu, um sich in der Hitze mit einem Schluck Gerstensaft zu laben. An einem solchen Tische saß nun Auers Weib und Stina, ihre Tochter, beide vorläufig in ein Stück Braten vertieft, den ihnen der Wirth mit einer Schüssel Gurkensalat vorgesetzt hatte. Stina entsandte von Zeit zu Zeit die glänzenden braunen Augen auf das bunte Gemisch des Tanzes; wie es schien, war sie aufgelegt, recht lustig mitzuspringen. Mitunter schaute wohl auch ein Bursch herüber, ob sie bald fertig gegessen, um sie sodann aufzufordern. Sie war aber auch

die Königin des Festes; dazu erhob sie Schönheit und Tracht. An dieser hatte sie alles Auffällige vermieden, aber auch die häßlichen Bauschen und Falten, welche das Weibsvolk im bairischen Gebirge so abscheulich entstellen. Die langen schwarzen Zöpfe waren um eine silberne Nadel geschlungen, das braune Mieder schloß knapp an den schlanken Leib, während Nelke und Rosenknospe an der Brust mit den Lippen und Wangen zu wetteifern schienen.

Da lief ein Flüstern durch den Saal, Stanis war eingetreten. Lust und Uebermuth sprühte aus seinem Auge, in der Tasche trug er eine Rolle harter Thaler, denn die Gemse war gut verkauft. Er musterte die Gesellschaft, sein Blick blieb an Stina haften. Er hatte nie ein Wörtlein mit ihr geredet, sie nie gesehen, das kümmerte ihn aber wenig, er schritt zum Tisch, und nachdem er die Mutter um Erlaubniß gefragt, bat er sie um ein Tänzchen. Auch ihr war der Fremde aufgefallen, unwillkürlich erhob sie sich und reichte ihm die Hand. Sie war sehr hoch gewachsen, man hätte streiten können, ob sie nicht größer sei, als Stanis, dieser behauptete jedoch trotzdem durch die Mächtigkeit des Gliederbaues neben ihr den vollen Rang. Er legte den starken Arm um sie und trat vor die Musikanten, ihm nach die übrigen Tanzpaare. Schnalzend warf er in den Zinnteller, welcher auf dem Fenstersims stand, einen Kronenthaler und sang:

A Gamsl hon' i g'schoß'n,
Daß der Berg widerhallt,
Und iatz tanz i mit 'm Diendl,
Dös mir am allerbesten g'fallt!
Juchhui!

Er patschte auf die Lederhosen und tauchte sich in die dichtesten Wogen des Reigens. Schade, daß der alte Bauerntanz mehr und mehr verschwindet, und Polka, Mazurka und all der einförmige Schnickschnack auf dem Lande sich einschmuggeln. Hier konnte man ihn noch in seiner wilden Grazie, in seiner verschämten Liebe, in seiner tollen Freude bewundern; auch bei diesem Tanz gilt, wie bei der Schlacht, jeder so viel er werth ist, — versuch' es einmal ein Stadtherrlein, und wage mit seinen Schwefelspähnen solche Sprünge gleich unserm Stanis, der Stinele wie ein feuriger Planet umkreiste und sie dann wieder jauchzend hoch aufschwang, aus dem Arm ließ, sehnsüchtig verfolgte und wieder umfaßte. Da sang ein Jägerbursch, den die Haut juckte:

'S Gamsl hast g'stohl'n
Da drenten im Wald,
'S Stinele, dös kriegst nit,
Und wenn's dir no a so g'fallt!

Stanis war zu selig, um die Herausforderung zu hören; so ein Mädel im Arm, dachte er sich, ist doch was anders als einen Hirsch pirschen. Ein tüchtiger Schütz hat beides am liebsten. Während des Tanzes fragte ein Nachbar Auers Weib: „Wo hast denn deinen Mann?"

„Ich weiß nicht," antwortete sie, „warum er heut so saggrisch ist; durchs ganze Haus rennt er hin und her und brummt wie eine Hummel. Später kommt er schon."

Immer wilder wogte der Tanz, die Kleider flogen und der Busen hob sich in feuriger Lust. Da hatte Stinele den Strauß verloren, Stanis holte ihn aus dem Gewühl; anstatt

ihn jedoch der Tänzerin zu reichen, steckte er ihn auf den Hut und nahm von diesem eine üppige Staude Jochraute. „Das kann dir keiner geben von denen, die da sind!" flüsterte er ihr ins Ohr, und sie steckte den Büschel erröthend an die Brust.

Jochraute! Schönes ist nichts daran, aber der Aelpler kennt kein edleres Kraut; was ist Edelweiß dagegen! So mancher kühne Bursche hat sich todt gefallen, wenn er seinem Schatz am Himmelfahrtstage einen Strauß mitbringen wollte, die Stäudchen in seiner Hand schmückten dann den Sarg.

Der Jägerbursche hatte alles gesehen und gehört, noch einmal sang er sein Trutzliedl, da erwiederte Stanis lachend:

„Wer die Raut'n mecht hab'n,
Steig aufi auf d' Wand;
An boarischen Jaga
Fallt's g'wiß nit in d' Hand."

Das wäre sonst das Signal zu einer Rauferei gewesen, einige stämmige tirolische Holzknechte traten schon an Stanis' Seite, dieser war aber nur zu einem Handel mit Stinele aufgelegt, die Musik fiel wieder rauschend ein, und von neuem begann der Tanz. Indessen hatte sich Auer eingefunden, er fragte die Alte nach der Tochter, sie deutete mit dem Finger auf das Paar, der Alte verstummte, von dem, was sich seinem Auge zeigte, keineswegs sehr erbaut. Alles nimmt ein Ende, so auch der Tanz, Bursche und Mädchen suchten verathmend die Plätze, und Stanis führte Stinele an den Tisch zurück.

„Grüß Gott, Vater!" rief sie schon von weitem.

„Bist du Auers Tochter?" flüsterte Stanis.

„Hast du das nicht gewußt?“ erwiederte sie heiter und eilte auf den Vater zu.

Stanis zögerte einen Augenblick den Kopf senkend, ermannte sich jedoch rasch und trat zu den Eltern. Aug' in Auge standen die Männer, kein Zug jedoch verrieth, was heute zwischen ihnen vorgegangen, der Tanzboden war neutrales Gebiet, wie die Kirche. Da neigte sich Stanis: „Herr Förster, ich dank' für den Tanz mit eurem Stinele!“ Dem Mädchen bot er die Hand, welches den Druck arglos erwiderte. „Leb' wohl,“ fügte er bei, „ich hab' noch einen weiten Weg, und muß jetzt gehen.“

Das war nur eine Ausrede; die Furcht trieb ihn nicht fort, wohl aber ein Gefühl, als ob es sich nicht schicke, unter solchen Verhältnissen im Angesicht des Greises zu verweilen. Man will ihn beobachtet haben, wie er aus dem Dunkel der Bäume, welche vor dem Tanzsaal standen, in diesen hineinlugte, bis der letzte Geigenstrich verklang und alles müde nach Hause ging. Er folgte Auers Familie von fern auf dem weichen Grase neben der Straße; als bereits die Hausthüre geschlossen war, stand er noch lange und spähte nach den Fenstern.

Am nächsten Morgen holte Stanis sein Gewehr, das er unter einer Haselstaude verborgen, wieder hervor, und stieg in die Wände des Blauberges. Erst gegen Abend gelang es ihm, eine Gemse zu erlegen. In einer baierischen Alpe mochte er nicht einkehren, zur nächsten österreichischen war es über den Schiltenstein zwei gute Stunden, dazu bei der Dunkelheit halsbrechende Pfade; er besann sich daher nicht lange und

suchte in einer verlassenen Hütte, wo die Bauern das abgefallene Laub bis zum Winter aufzubewahren pflegen, ein Nachtlager. Brot und Käse waren ihm Mittagskost und Abendmahl. Ein Hirtenbube hatte ihn beobachtet, wie er in das Laub schlüpfte, und es einem Jäger, welcher durch den Schuß alarmirt worden war, verrathen. Dieser holte allsogleich seine Kameraden, die Morgendämmerung war noch nicht angebrochen, als sie die Hütte rings umstellt hatten. Der kühnste kroch hinein, nahm Stanis' Gewehr und reichte es dem nächsten an der Thüre. Nun folgten zwei andere nach. Stanis lag im tiefsten Schlafe; als man ihm Stricke um die Hände wand, murmelte er von Stinele und dem Tanz. Die Jäger lachten höhnisch. Nachdem ihm jede Möglichkeit eines Entrinnens, eines Widerstandes geraubt war, schoß der Bursche, der ihn Abends zuvor mit dem Trutzliedchen geneckt, den Stutzen neben ihm ab.

Er fuhr auf — welches Erwachen! Die scharfe Morgenluft gab ihm rasch die volle Besinnung, er schaute grimmig herum im Kreise der Peiniger und biß knirschend in die Stricke. Alles war vergeblich. Als sie ihn mit dem Kolben vorwärts stießen, kam kein Laut über seine Lippen; wie die Wilden Amerika's hätte er sich lieber todt martern lassen, als seine Feinde um Schonung gebeten, und wäre sie auch mit einem Worte zu erlangen gewesen. Diesen Triumph gönnte er ihnen nicht. Da sang' der Bursche das Trutzliedl von gestern und rief spöttisch: „Jetzt führen wir dich zu Stinele!" Er blieb stumm, aber in seinem Blick loderte tödtlicher Haß.

Als sie die Straße erreichten, begegneten ihnen viele

Leute, welche die Frühmesse besuchen wollten. Sie warfen einen mitleidigen Blick auf Stanis. „Haben sie ihn endlich," sagte mancher, „der hat sich schlecht gebettet." In einem Anger verzehrte eine Bäuerin mit ihren Kindern fröhlich das Morgenbrot, eine Schüssel dicker Suppe und Schmalznudeln zum Eintunken. „Da siehst du," warnte sie den älteren Buben, „wohin der Müßiggang führt." Sie stand jedoch auf, um Stanis einige Nudeln zu schenken. Er konnte keinen Finger rühren; das gute Weib steckte sie ihm in den Schnappsack, welchen ihm die Jäger auf den Rücken gehängt hatten. „Gib ihm nur Nudeln," bemerkte der Bursche spöttisch, „im Zuchthaus auf der Plassenburg kriegt er viele Jahre keine mehr zu beißen."

„Du bist auch nicht der Beste," bemerkte die Bäuerin unwillig, „hast du vielleicht einen Freibrief für die Zukunft, daß du nie ins Elend geräthst? Man soll den Nebenmenschen nie spotten, wenn er sich nicht wehren kann."

„Er hat uns lang genug getrutzt!"

„Warum habt ihr es ihm nicht gelegt, ihr seid halt für nichts. Geht, schämt euch, da schleppen vier solche Laggel einen Menschen gebunden daher, den sie im Schlaf überfielen; ihr habt wenig Ursach zu einem Triumphgeschrei!"

Sie kehrte den Jägern verächtlich den Rücken.

Diese führten Stanis zu Stinele. Auer war ihr Vorgesetzter, er hatte über das Schicksal des Gefangenen das Weitere zu verfügen. Die Dirne, welche an der Thüre stand, sagte ihnen, daß er in den Wald gegangen sei und erst in einer Stunde zurückkehre.

„Stinele!“ rief der rohe Bursche, „Stinele! wir bringen dir deinen Liebhaber!“

Das Mädchen hatte den Lärm längst gehört, ohne sich darum zu kümmern, jetzt beugte sie sich unwillig zum Fenster heraus. Ihr Blick begegnete dem Blick Stanis', entsetzt fuhr sie mit einem leisen Schrei zurück. In der Brust des Gefangenen schwoll Schmerz, Wuth und Scham zur Riesenkraft, er drehte die Fäuste übereinander, die Knochen knackten, Blut rann über die Finger, die Bande waren gesprengt. Er entriß einem Jäger mit einem Griff sein Gewehr, schlug ihn mit dem Kolben nieder, überwarf den nächsten, die zwei andern schossen in der Verwirrung ihre Büchsen ab, fehlten jedoch und liefen eiligst davon. Das war alles das Werk einer Minute. Stanis war frei, er flog die Höhe vor dem Haus hinan und sang, eh' er sich in das Gebüsch barg, droben noch einmal:

Wer die Raut'n mecht hab'n,
Steig aufi auf d' Wand;
An boarischen Jaga
Fallt's g'wiß nit in d' Hand.

Als der Jägerbursche ächzend, mit blutrünstigem Schädel bei der Bäuerin, welche Stanis die Nudeln geschenkt hatte, vorbeigeführt wurde, erkundigte sich diese um die Geschichte. Man erzählte ihr die Befreiung Stanis'. „Gott sei Dank!“ rief sie aus, „es wär' schad gewesen um den saubern jungen Menschen: wenn er sich's nur zur Warnung nimmt und das Wildern aufsteckt. Du aber,“ die Worte galten dem Jägerburschen, „sei ein anderes Mal barmherzig und lobe den Tag nicht vor dem Abend.“

Woche um Woche verrann, niemand hörte mehr von Stanis, doch blieb er deswegen nicht vergessen: der Jägerbursche trug seinen Orden, für den er oft ausgelacht wurde, an der Stirn herum; vielleicht auch erinnerte sich Auer manchesmal seiner, obgleich er ihn nie nannte, ebenso wenig als Stinele, das wohl am öftesten an ihn dachte. Sie konnte ein Gefühl der Unruhe nicht bewältigen, wem sollte sie vertrauen? Der Mutter? Diese war durch die Keckheit des Burschen, der anfänglich, eh' sie Näheres von ihm wußte, einen günstigen Eindruck auf sie gemacht, tief gekränkt und schmälte mehr, als der Tochter gefiel. Den Freundinnen? Die hätten sie wahrscheinlich in allen Spinnstuben herumgetragen. Den Sternen? Diese Erfindung hatte sie, obwohl sie nicht neu ist, für sich noch nicht gemacht. Was hätte sie schließlich auch sagen sollen? War sie doch über ihr Herz selbst im Unklaren, daß sie sich fest einredete, nur der Unwille rufe ihr das Bild des Wilderers vor die Seele.

Der Reif hatte längst schon die Zeitlosen versengt, nach einer Reihe klarer, kühler Tage meldete ein Herbststurm das Nahen des Winters, die Nebel hingen von den Bergen so dicht in das Thal, daß man sie hätte schneiden mögen, und schwere Tropfen schlugen an die Nordseite des Hauses: mit einem Wort ein Wetter, in welches man keinen Hund hinausjagen soll. Die Dämmerung brach früher als gewöhnlich an, Stinele saß in der Kammer, die ungestört hinten aus lag, denn sie sehnte sich nach Einsamkeit: da tickte es an die Glasscheiben, als suche ein Vögelchen Unterkunft. Sie machte rasch das Fenster auf; — eine Hand ergriff den Querstab des Kreuzes, und eh' sie noch

einen Schrei ausstoßen konnte, stand Stanis vor ihr. Er war blaß und abgemagert. Nachdem er der Betroffenen einen Augenblick zur Erholung gegönnt, begann er: „Stinele, wenn du alles weißt, wirst du mir verzeihen.“

„Du gehst schleunig, sonst rufe ich den Vater!“

„Thu' es und weihe mich dem Untergang, dann ist's aus.“

Sie schwieg.

„Stinele!“ er faltete dabei wie bittend die Hände, „Stinele, laß mich wenigstens reden; gönnt man doch dem Verbrecher, der zum Galgen geführt wird, ein letztes Wort. Ich hab' alles aufgeboten, dich zu vergessen, alles! Es war jedoch unmöglich. Stets sah ich dich, aus jedem Busch tratest du mir entgegen, in jedem Wölkchen, das vom Thal aufstieg, wallte dein Gewand, du glittest wie im Tanz an den Felswänden hin, Gemse hab' ich seitdem keine mehr geschossen, obwohl mich ein prächtiger Bock fast niederstieß. Ich kann ohne dich nicht leben, — wie willst du's halten mit mir? sag nur ja oder nein. Von dir hängt es ab, ob ich untergehen —“

„Gott im Himmel!“ unterbrach sie ihn heftig, „der Vater kommt —“

„Dann bin ich verloren!“

„Lauf durch jene Thüre und spring' aus dem Fenster!“

„Stinele, jetzt weiß ich, daß du mich lieb hast!“

„Flieh, flieh!“

Die Tritte, die man zuerst unten auf dem Flur vernommen, näherten sich.

„Stinele, und wär's mein Tod, nur einen Kuß!“

Er drückte sie heftig an sich, sie leistete keinen Widerstand.

Eine Minute später schlugen die Büsche hinter dem Hause zusammen, er war dahin.

Der Vater öffnete die Thüre: „Was machst du denn für einen Lärm?" frug er. „Mir schien, als sei etwas Schweres auf den Boden gefallen. Du wirst bleich und roth, was ist denn mit dir, fehlt dir etwas? Seit einiger Zeit weiß man wahrlich nicht, was anfangen, nichts ist dir recht, und Launen hast du mehr als Haare auf dem Kopf."

Das Mädchen nahm die Vorwürfe hin, ohne sich zu entschuldigen, hätte doch ein Wort ihre Aufregung verrathen können. Der Vater fuhr fort: „Drunten in der Stube ist schon eingeheizt, ich hab' dich holen wollen, daß du mir und den Nachbarn die neue bairische Zeitung vorlesest."

Sie gehorchte der Aufforderung.

* * *

Der Himmel klärte sich wieder, selbst im Hochgebirge schmolz die zusammenhängende Schneedecke und ließ nur in Runsen und Senken einzelne Fetzen zurück, die Buchenwälder hatten jedoch schon Roth angelegt, und zwischen den schwarzen Föhren stieg hier und da wie eine goldene Pyramide ein Lärchenbaum. Hoch oben durch den blauen Himmel flogen im langen Striche die Zugvögel dem wärmern Süden zu, hie und da drang ein verlorner Ton herab und weckte tiefe Sehnsucht nach schönern Ländern; — es war Allerheiligen. Längst hatte die Gemse ihr schwarzes Winterkleid angezogen; es schützt sie nicht vor der Kugel des Jägers, der sie jetzt besonders eifrig verfolgt. Stanis saß auf einer Bergspitze im milden, warmen

Sonnenschein, die wundervolle Aussicht von der Spitze der Gletscher bis tief ins bairische Flachland kümmerte ihn wenig, sein Aug' war in das Thal gerichtet, durch welches bläulicher Rauch floß, in das Thal auf das schimmernde Häuschen Auers. Wenn der verliebte Urhahn balzt, sieht und hört er nicht; auch Stanis balzte, sonst hätte er gewiß das leise Knistern des trockenen Grases hinter seinem Rücken bemerkt. Der alte Auer schlich näher und näher: die Büchse in der Hand, das Auge unverrückt auf den Wilderer, machte er jetzt wieder vorsichtig einige Schritte und blieb, wie sich jener regte, ruhig stehen. Endlich, nur noch einen Steinwurf weit entfernt, rief er mit lauter Stimme: „Stanis!" Dieser sprang, wie aus einem Traume aufgeschreckt, rasch auf und blieb, als er den Alten erblickte, unbeweglich stehen. Auer schritt langsam vorwärts, erst jetzt besann sich der Wilderer, riß die Büchse von der Schulter und wollte anlegen. „Laß sein," sagte der Alte ernst, „ich hab' dich schon beobachtet, wie du beim Geläute während der Wandlung den Hut zum Beten abnahmst; hätt' ich dich schädigen wollen, es wär' mir ein Leichtes gewesen. Leg' das Gewehr ab; siehst du, auch ich lehne das meinige an diesen Steinblock; ich bin gekommen, um mit dir friedlich zu reden."

Erstaunt that Stanis, wie der Alte verlangt, und trat zu ihm.

„Ja, Stanis," begann dieser, „ich hab' mit dir lang schon reden wollen und eine schickliche Gelegenheit erwartet, jetzt ist sie da, und meine Worte machen vielleicht Eindruck auf dich, weil wir hier Gott näher stehen und uns niemand hört, als Engel und Heilige, die heut aus dem weit offenen blauen Him-

mel niederschauen. Du brauchst mir nicht zu sagen, wer du bist und was du bisher verübt hast, ich kenne dich und du kennst mich. Auch dein Vater hat mich gekannt und 1809, wo ich gefangen und verwundet bei ihm auf dem Peinstroh lag, gepflegt wie ein Christ den andern. Er ist jetzt todt, ich hab' jedoch nicht vergessen, was ich ihm schuldig bin, sondern für ihn gebetet und eine Seelenmesse lesen lassen. Jetzt will ich an dir vergelten, was er an mir gethan, und an seiner Statt dir in das Gewissen reden. Willst du ihm noch in der Grube Schande machen? Wie durch ein Wunder bist du letzthin entronnen; vielleicht säßest du jetzt im Zuchthaus und dächtest dort über das siebente Gebot nach; laß es dir zur Warnung sein und bändige deine wilde Lust. Ich weiß, zuverlässige Zeugen haben es mir bestätigt, daß du sonst Jahr aus Jahr ein brav bist, als Bauer und Büchsenmacher unverdrossen arbeitest; nimm dich zusammen und gelob' der Mutter Gottes zum Dank, nie mehr zu wildern. Es ist Diebstahl" — Stanis fuhr auf — „ja Diebstahl, wie ein anderer. Du würdest dich schämen, von einem Bergmahd auch nur eine Hand voll Heu fortzutragen, und doch läßt es der liebe Gott wachsen ohne Zuthun des Menschen. Wenn du nachdenkst, kannst du dich bei der einfältigen Ausrede, das Wild sei für jeden, der es erlegt, nicht beruhigen. Siehst du dort den Bach, der durch das Thal rinnt? Kehr' ihn ab, so werfen dir die Müller wegen Verletzung des Eigenthums einen Proceß an den Hals, und was ist freier als das Wasser? — Du bist noch jung, Stanis, es wär' schad' um dich! Es ist mir nicht entgangen, in deiner Brust lebt noch ein edler Funke, blas' ihn nicht selber aus, ich beschwör' dich

beim Grabe deines Vaters, ich bitte dich bei deinem eigenen leiblichen und geistigen Wohl!"

Stanis war so erschüttert, daß er kein Wort zu stammeln vermochte.

„Willst du mir folgen? Schlag' ein und zieh' in Frieden!" Er hielt mit einem milden, treuherzigen Blick die offene Hand hin.

„Ja, ich will!" rief Stanis, der sich indeß gesammelt hatte, „ich will, aber stell' du, nachdem du so viel für mich gethan, auch noch den Engel an meine Seite, der mich vor jeder Versuchung schirmt."

„Der Schutzengel hat dich ja nie verlassen, das beweist alles, was dir widerfahren ist."

„Ich mein' das Stinele!" sagte Stanis tief aufathmend.

„Das Stinele? Nu, du hast eine spaßige Manier, um ein Mädel zu werben. Uebrigens müßt' noch die Mutter und hauptsächlich Stinele ja sagen."

„Die hat schon ja gesagt!"

„Hm!" brummte der Alte, „hätt' mir's doch denken können, daß sie verschossen ist! So ist's aber mit den Diendeln. Sind alle gleich, eine verdreht wie die andere." Er wendete sich wieder zu Stanis. „Das Gernhaben gehört freilich zur Heirath, aber auch noch viel anderes. Du bist der zweite Sohn: — wirst schon ein Bischen geerbt haben; ein Bischen kriegt Stinele, wenn ich die Augen zudrücke, von mir, das ist aber zu wenig."

„Hab' ich nicht gesunde Glieder zum Arbeiten? Die Büchsenmacherei trägt auch etwas, und ein Gesell wird endlich Meister."

„Endlich! wär' schon recht! Wenn dir gar so ernst ist,

weiß ich aber etwas anderes. Meld' dich beim Forstamt, dort braucht man Leute, und du wirst vielleicht bald als Gehülf' angestellt. Bist noch jung, Stinele und du könntet einige Jährchen warten, unterdeß bringst du's zu einem bessern Brot und dann meinetwegen Amen. Aber brav sein mußt'."

„Auer, da hast meine Büchse, ich will sie nimmer anrühren, bis du mir sie selber giebst. Jetzt müssen wir aber zum Stinele und ihr die Neuigkeit melden, das arme Mädel hat sich viel gekümmert."

„Ei der Teufel, du hast Eil'! Den Schießprügel magst übrigens selber tragen, auch ist's bald Mittagszeit; die Alte hat schon so viel gekocht, daß du mithalten kannst."

Sie suchten den nächsten Weg, Stanis wollte immer vorwärts über Stock und Block, sonst werde die Suppe kalt.

„Du bist doch der gleiche Tottel, wie ich's gewesen bin," bemerkte der Förster, „laß dir nur Zeit, die Alte richtet nicht an, bis wir drunten sind, und das Dienbl wird derweil auch nicht kalt."

Stinele pflückte im Garten Blumen und Kräuter, wie erschrak sie, als sie beide daherkommen sah! Kaum traute sie ihren Augen, was mußte vorgegangen sein! War Stanis gefangen? Dann würden sie schwerlich so friedlich mit einander reden, er böte ihr nicht von weitem ein lachendes „Grüß Gott!" Während der Vater in das Haus ging, seiner Alten Bericht zu erstatten, trat er in den Garten und schüttelte ihr die Hand, unbekümmert um die ganze Nachbarschaft, als ob alle Vettern und Basen bereits wüßten, wie es zwischen ihnen gemeint sei. „Laß jetzt das Kranzelflechten für Allerseelen," rief er fröhlich,

„Nachmittag helf' ich, da geht's schneller, mir steckst noch einen Büschel Blumen auf den Hut." Nun erzählte er ihr unter lustigem Schäkern alles, was geschehen und wie sie sich nun der ganzen Welt als Brautleute zeigen dürften.

Das Mädchen senkte ungläubig den Kopf, ihr schien sein ganzes Gerede ein kindisches Märchen, sie zu äffen; ein schöner Traum, aus dem man in eine schreckliche Wirklichkeit erwacht. Da stieg der Vater über die Treppe, das Mütterchen begleitete ihn, sorgsam mit der Schürze die Hände wischend, an den rußigen Küchenzettel auf der Wange dachte sie gar nicht, ihre Züge waren sonnenhell und heiter. „So laß ich es mir gefallen, Stanis," sagte sie herzlich, „wenn du so in das Haus kommst!"

Stinele perlten die Freudenthränen auf das Busentuch. „Ist's wirklich so?" rief sie erstaunt.

„Ja, ja, es ist so," erwiderte der Alte, „ich hoffe, Stanis thut in Zukunft gut!"

„Ganz gewiß!" meinte Stanis, „Stinele, da heb' du meine Büchse auf, bis ich ordentlich angestellt bin und sie von Rechtswegen tragen darf."

„Jetzt ratscht aber nicht bis morgen," unterbrach ihn Auer, „ich möchte eine Suppe, und die Dienstboten passen auch schon lang und können nicht von der Lieb' zehren!"

„Derweil die Mutter anrichtet," sagte Stanis, „binden Stinele und ich einen schönen Strauß, heut' gehört einer auf den Tisch."

Die Alten kehrten in das Haus zurück, das junge Paar flatterte wie Schmetterlinge von Aster zu Aster, von Nelke zu Nelke, und wenn es sich in die von Ranken umsponnene Laube

verlor, so wird es wohl nicht bloß Blumen, die der Reif verschont, sondern auch einige Küsse gepflückt haben. Wenigstens erzählte man so im Wirthshaus zur Glashütte, wo die Jäger den Burschen mit der Schramme an der Stirn aufzogen und föppelten. Der aber sang:

„Eine andere Mutter
Hat auch ein schön's Kind."

Es sind einige Jahre verflossen, der Leser begleitet mich wieder in eines der zahlreichen waldigen Seitenthäler. Zwischen den Bäumen erhebt sich ein zierliches Häuschen aus braunen Balken mit einem hölzernen Hirschkopf über dem Söller, den Astern, Kapuzinerkresse und Windling schmücken; das Geräusch unserer Tritte auf dem steinigen Wege ruft ein schönes junges Weib heraus, ein starker Bube hängt an ihrer Schürze, auf dem Arme trägt sie ein herziges Mädchen.

„Das ist nicht der Großvater," sagt sie zu den ungeduldigen Kleinen und will umwenden.

„Wohnt hier der Forstwart Stanis?"

„Ja," erwidert sie freundlich, „er muß in einem Viertelstündchen kommen, er ging dem Vater entgegen, den wir heute erwarten. Wollen Sie nicht eintreten?"

Kehren wir ein, es ist ein Bild des reinsten Friedens und der Liebe, welches sich vor uns entrollt, und da naht auch Stanis und Auer.

Sie laden uns ein, bei ihnen zu rasten, wir müssen aber vorwärts schreiten mit dem Tage, daß uns der Abend nicht in der Wildniß überrasche. Seid glücklich, ihr guten Leute: wir

haben euer kleines Hauswesen angeschaut, in die Küche geguckt, wo am stattlichen Feuer Kartoffeln und Selchfleisch brodeln und sich die Kinder schäkernd in blanken Zinntellern spiegeln; wir sind durch die Stube gegangen, deren Wände allerlei Geweih, der Stolz des jagdkundigen Stanis, schmückt; noch einen Blick ins Gärtchen, wo uns Stina aus späten Nelken, Astern und Rosmarin ein Sträußchen bindet: — behüt euch Gott, ihr lieben Leute, mögen die hohen Wälle der Alpen euren Herd schützen, daß nicht Mißgunst und Neid herüberschauen; mögen die dunklen Föhren den schrecklichen Lawinen wehren und in ihrem Schatten eure Kinder gedeihen, wie Stanis und Stina: kernig und frisch, brav und gediegen!

II.
Die Tochter des Zöllners.

Behüt Gott — auch uns, denn wir brauchen es. Steiler klimmt der Pfad empor, überspringt wieder Runsen, durch die Bäche zürnend rauschen, und verliert sich endlich zwischen Platten und Blöcken eines grauen Kalkes, auf deren Oberfläche hie und da Zickzacklinien sich hinschlingen: Versteinerungen, Zeugen des reichen Lebens, das hier waltete, als noch die Wogen des Urmeeres über die Berge rannen. Alles öde und erstarrt; eine schwarze Viper richtet den Kopf empor und betrachtet uns mit blitzendem Aug'; aus einer Spalte glotzt der ekelhafte Salamander und streckt sich auf den kurzen Beinen; das harte Gestein klingt unter den schweren Schuhen und der Eisenspitze des Bergstockes. Das ist ein Platz voll Grauen:

entsetzlich mag es bei Nacht sein, wo der Sturm um die Zacken saust und der feuchte Nebel durch die Schluchten fliegt. Oder sind es Gespenster? Nach der Sage des Volkes verbannen fromme Mönche hierher die Geister der Abgeschiedenen, welche des Himmels unwürdig die Ruhe der Wohnung stören, die sie einst mit ihren Sünden befleckt. Zwischen diesen Steintrümmern kreuzen sich die Pfade der Wilderer; in jener Mulde ragt zwischen Wachholdergebüsch der verkohlte Schutt einer Branntweinhütte empor, welche eines Nachts in Flammen aufloderte, man weiß nicht wie und warum. Heimlich munkelt man: Schwärzer hätten hier ihre Waaren verborgen; als sie jedoch erfuhren, sie seien den Finanzlern verrathen und umstellt, lieber das Dach angezündet, als sich und die Ballen ausgeliefert. Von hier geht ein Fußpfad in die Riß. Etwas westlicher stürzt eine Felsenwand steil gegen das Thal ab; Steintrümmer liegen an ihrem Fuße übereinander; droben am Grat erhebt sich ein braunes Kreuz, dessen Balken in vergoldete Knäufe enden; ein schmaler Rasenstreif führt schräg hinan, bricht jedoch bei einem zackigen Vorsprung plötzlich ab. Weil sich die Wand bereits über die Holzgrenze erhebt, ist sie mit einer blutrothen, ziemlich seltenen Flechte geziert; eine kleine Schutthalde droben schmückt der seidene Alpenmohn; zwischen den Steinen quillt eine röthliche Kreuzblume hervor, die man sonst in den Pyrenäen trifft.

Du möchtest sie pflücken, Freund?

Bleib unten; da klettert nicht einmal mehr eine Gemse, seit die österreichische Regierung den Pfad mit Pulver wegsprengen ließ, um das Schmuggeln zu hindern.

Aber das Kreuz, was bedeutet das?

Begleite mich noch bis zu jenem Rasen, dessen Grün mitten in der grauen Wüste das Aug' anzieht. — So! — Von hier überblicken wir ein schluchtartiges Thal, drunten rauscht der Bach und dort draußen — siehst du? — steigt Rauch von Kohlenmeilern. Die Felsennase mit den struppigen Zundern schneidet uns die Aussicht in die Scharnitz ab, welche fern an der Isar liegt. — „Das Kreuz?"

Setzen wir uns nieder. Auf demselben Plätzchen rastete vor einigen Jahren der Hois aus Alpach. Ein frischer, lustiger Bursch, der auf dem spitzen Hut die Hahnenfeder und am Finger den schweren silbernen Schlagring trug, hatte er sich als Holzknecht in die Riß verdingt, und weil gerade Feierabend vor Peter und Paul war, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, aus dem Thal etwa eine Stunde emporzuklettern und nach der Scharnitz, von der er manchmal gehört, zu spähen. Er wußte, am Festtag sei beim Michelwirth Musik und Tanz, und obwohl er bei seinen beschränkten Mitteln nicht hingehen konnte, hatte vielleicht auch diese Nachricht beigetragen, daß er sich hier befand.

„Das Hinabschauen nutzt dir nichts!" unterbrach plötzlich eine rauhe Stimme seine Betrachtung. Hinter ihm stand der Branntweinler, einen Sack Beeren über der Achsel, das graue stechende Auge forschend auf ihn geheftet.

„Hinüber kann ich nicht," erwiderte jener mit einem Anflug von Unmuth, „du weißt, das Schmalz ist theuer, der Lohn klein, höchstens trägt es bei mir hie und da ein Stamperl Enzeler."

Der Branntweinbrenner zog die buschigen Brauen zusammen und zuckte spöttisch mit der Lippe: „Ja, wenn du ein Kerl wärst!“

„Willst etwa robeln?“ rief Hois zornig und sprang auf.

„Das nicht,“ erwiderte jener und fuhr nach einer Pause, wo er ihn pfiffig anblinzelte, fort: „Ja, wenn du ein Kerl wärst! So traust du dich Nachts nicht vor die Thür, als ob dich der Teufel Lüftens holte und könntest doch manchen Thaler verdienen.“

Hois trat erstaunt einen Schritt zurück.

„Manchen harten Thaler, ja! Dein Rücken ist breit genug dazu. Willst du?“

„Ob ich will? Doch du hast mich nur zum Narren!“

Der Branntweinler zog einen schmutzigen Beutel, nestelte die Lederriemen auf und reichte Hois 3 Kronen. „Hier das Drangeld!“

Dieser stand da, die Hand vor sich hinstreckend, auf welcher die Thaler lagen. Er wußte kein Wort zu sagen.

„Ist's dir zu wenig? Oder meinst du, es sei Teufelsgeld, welches wie Buchenlaub zusammenschrumpft?“

„Das nicht,“ erwiderte Hois nach einigem Besinnen, „aber was muß ich denn thun?“

„Zuerst steck' das Geld ein!“ — jener gehorchte mechanisch, — „und dann: Kannst du das Maul halten?“

„Als wär's mir zugeleimt!“

„So geh' mit!“ Der Branntweinler schritt voran. „Wenn du nicht willst,“ murmelte er vor sich hin, „nun so wird man es dir schon stopfen mit einer Hand voll Erde.“

Sie gelangten zur rußigen Hütte. Der Branntweinler holte aus den Stauden einen plumpen Schlüssel und öffnete. „Heut mußt du bei mir bleiben," sagte er grinsend zu seinem Gast, „ich werd' dir schon ordentlich aufkochen."

Bald loderte ein Feuer auf dem Herd, in einem Kessel wurde Gemsenfleisch zugesetzt, das der Branntweinler schwerlich beim Förster Neuner gekauft hatte.

Es war Nacht geworden. — —

Da erscholl plötzlich ein eigenthümlicher Pfiff, dem ein anderer antwortete, der Branntweinler schob den Fensterladen zurück und gab ein Zeichen. Hois war aufgesprungen.

„Fürchtest dich, Büblein?" fragte jener spöttisch und öffnete die Thür. Ein Mann mit geschwärztem Gesicht schob sich herein und warf einen schweren Ballen von der Schulter. Als er Hois sah, stutzte er und blickte den Branntweinler vorwurfsvoll an. Dieser verstand ihn alsogleich und sprach: „Ist ein armseligs Holzknechtl, das in Zukunft mit euch thun will."

Nun kam noch ein anderer Schwärzer. Sie setzten sich an den Tisch, Hois zu ihnen. In der hellen Beleuchtung angezündeter Kienspähne, die man an einem Eisenring befestigt, erkannte er trotz des Anstriches mit Kohlen bald einen Holzarbeiter, mit dem er schon seit einigen Wochen Bäume gefällt, und war nun getrost. In einer großen Schüssel aus Zirmholz wurde gesottenes Gemsfleisch vorgesetzt, von dem jeder nach Belieben Stücke abschnitt; der Branntweinler füllte die Kelchgläschen mit Schnaps. Gesprochen wurde ganz leise, ein Schwärzer spähte von Zeit zu Zeit durch eine Luke hinaus.

Endlich erhob er sich: „Der Mond steht hinterm Falkenkor, jetzt geht!“

Alle erhoben sich rasch, besprengten aus einem irdenen Töpfchen die Stirn mit Weihwasser und warfen die Ballen auf den Rücken; der Branntweinler schob den Tisch bei Seite, öffnete eine Fallthür und zog mit einem Haken einen schweren Ballen hervor. Hois begriff ihn schnell und legte die Last auf.

So traten sie aus der Hütte. Einer ging etwa hundert Schritt voran, die andern folgten je in Abständen von dreißig Schritten. Jener gab von Zeit zu Zeit ein Zeichen, wie den Ruf eines Nachtvogels oder wilden Thieres; die andern horchten ängstlich und eilten dann wieder vorwärts. Die Waldblößen umschlichen sie sorgfältig. Nach zwei Stunden standen sie an der Ecke ober dem Kohlenmeiler, der Führer that einen grellen Pfiff, aus der Tiefe knurrte es, als führ' ein Dachs zu Bau. Von diesem Platz an gingen sie zusammen; sie wußten, daß die Patrouille der Finanzler auf den Strich gen Mittewald, also weit von ihnen entfernt sei. Rüstig eilten sie vorwärts bis zum alten Festungsgraben, der tief mit schlammigem Wasser gefüllt, sich von einer Bergwand zur andern zog und am Innenrand noch mit einer Reihe Pallisaden befestigt war, so daß man weder hinübersteigen, noch etwas hinüberwerfen konnte.

„Leg ab,“ sagte der Führer sich zu Hois wendend, „hier thätst ersaufen, weil du die Gelegenheit nicht kennst. Morgen gehst du hierher, da siehst du an der letzten Pallisade etwa einen Schuh unter Wasser eine Sprosse, auf diese mußt du treten und die Pallisade mit dem rechten Arm erfassend dich

links durch die Luke schwingen. Dann packst du mit der freien Hand die Zundern, die vom Felsen niederhängen, und schaukelst dich leicht über das Wässerlein. Aber schau dir alles gut an, probir's auch heimlich bei Tag; denn ich möcht' keine Schuld haben, wenn du etwa drauf gingest. Fast hundert Schritt von hier triffst du einen Stadel mit Heu, dort kannst schlafen; in der Früh gehst du durch das Thor der Schanze und wünschest dem kaiserlichen Adler von uns höflich einen guten Morgen. Dann suchst den Michelwirth, — kannst nicht fehlen, es ist ein Hirsch auf dem Schild — und sagst zur Kellnerin dreimal: „Guggusalala!" Das versteht sie und führt dich zu uns in die Stube. Also sei nicht dumm, Kerl, behüt' dich Gott!"

Ein leises Plätschern, die unheimlichen Gestalten waren verschwunden.

Hois that, wie ihm befohlen. Als er am nächsten Morgen erwachte, war ihm alles wie ein Traum, er rieb die Stirn und trat ins Freie. Dort erhob sich die Brustwehr der Schanze, die Pallisaden davor, er konnte der Versuchung nicht widerstehen, und schlich an den Platz, wo er gestern Abschied genommen. Er traf alles, wie man es ihm beschrieben, machte auch einigemal die immerhin gefährliche Probe überzusetzen und es gelang. Dem Auftrag getreu kehrte er jedoch wieder um, stieg zur Straße nieder und ging dann durch das Pförtlein neben dem Schlagbaum.

Ein Finanzler stand vor der Thür des Amtes. „Wohin, Landsmann?" rief er ihn an.

„Aus der Riß, bin dort Holzknecht und möcht' heut tanzen!"

„Hast kein Tabak?“

„Ja!“

„Her damit!“ Er streckte gierig die langen Finger aus. Hois zog eine Rindsblase, in welcher er den Tabak verwahrte, und reichte sie ihm.

Der Finanzler roch hinein und warf sie enttäuscht zurück. „Das ist ja kaiserlicher!“ brummte er, „den darfst du schon haben. Sind dir in der Riß keine Schwärzer begegnet?“

„Ja, wie sehen denn die eigentlich aus?“ fragte Hois und schnitt ein unsäglich dummes Gesicht.

„Esel!“ rief jener, „solltest du etwas davon hören, theil es pflichtschuldigst dem kaiserlichen Amt mit, du kriegst ein Trinkgeld dafür.“

„So,“ meinte Hois, „wie viel denn etwa?“

„Wenigstens einen Gulden!“

„Kann's nit verdienen, bin's nit würdig,“ erwiderte er kopfschüttelnd und dachte dabei an die drei Kronenthaler, die in seinem Ledergurt steckten. Er ging nach kurzem Gruß weiter.

Im Wirthshaus führte man ihn in eine abgelegene Kammer, dort lagen seine Gefährten auf der faulen Haut. Gähnend richteten sie sich auf und gingen dann mit Hois zum Hochamt, wobei sie den Opferstock nicht vergaßen, weil es Nachts so gut gerathen. Nach dem Segen wurden sie von den Scharnitzern auf das freundlichste begrüßt, jeder kannte sie und wußte, warum sie da seien. Auf Hois fielen einige neugierige Blicke, er achtete es aber nicht, sondern starrte unverwandt auf die Kirchthüre.

Ein sauberes Mädel trippelte heraus; Hois holte tief

Athem, sie hob das Auge und senkte es erröthend nieder. Dann schlich sie zu einem Grab und spritzte mit einem Buchszweig, der in der Schale lag, Weihwasser darauf. Am Gitter wendete sie noch ein wenig den Kopf, Hois hatte es wohl bemerkt. Als sie hinter der Friedhofmauer verschwunden war, trat er zum Grab, das sie besprengt. Ein schlichtes Kreuz erhob sich darauf mit der Inschrift: „Dem frommen Andenken der Frau Barbara Ersching, Finanzaufseherin, geboren am 9. Juli 1788 zu Kufstein, gestorben nach kurzer Krankheit mit allen heiligen Sterbsakramenten versehen am 12. April 1814."

Hois vermuthete, daß hier die Mutter des Mädchens liege, er konnte sich nun auch manches in ihrer Tracht erklären, was nicht zu jener der Scharnitzerinnen stimmte. Der Unterländerhut mit der Goldquaste hatte in der Kirche seinen Blick angezogen, bis ihn das reizende Gesichtchen, um welches sich braune Zöpfe zierlich schlangen, ganz fesselte.

Er ließ von seiner Unruhe nichts merken und kehrte mit den andern ins Wirthshaus zurück. Einige Scharnitzer begleiteten sie. Von ihrem Gespräch verstand er nichts, denn sie redeten im Jargon der Schwärzer, so daß ein Unkundiger zuhören konnte, ohne zu errathen, um was es sich handle. Als der Wein reichlicher floß, weihten sie auch ihn in ihre Geheimsprache ein. Es wurde ausgemacht, daß sie nach Mitternacht mit den Ballen aufbrechen und dieselben auf Schubkarren bis Zirl führen sollten, wo sie der Kaufmann Lindober, für welchen sie bestellt waren, erwartete. Den Rückweg wollten sie dann, um keinen Verdacht zu erregen, über die Galtalm nehmen. Hois erhielt die Weisung, zum Branntweinler voraus-

zueilen, diesem den Erfolg zu melden, damit er neue Aufträge über die Grenze schicken könne, und dann zu harren, bis die ganze Bande wieder einträfe.

Sie gingen nun in die Wirthsstube zu essen. Der Wirth kannte seine Gäste und trug auf, was gut und theuer war. Große Klöße schwammen in der fetten Suppe, auf dem Kraut dufteten Schweinsrippen, Mohnkrapfen wurden mit Wein angefeuchtet. Hois war es nie so wohl gewesen, dennoch richtete sich sein Blick oft gedankenvoll nach der Thür und von der Thür zur hölzernen Wanduhr, deren langer Perpendikel im gemessenen Takte hin und her schwang. Die Vesper war vorüber, die Musikanten, welche soeben zur Ehre Gottes ihren Tusch auf die Köpfe der Bauern hinabgeschmettert, erschienen und nach ihnen die Scharnitzer Bauern mit Buben und Mädeln. Beim ersten Geigenstrich begannen sie mit einem Ernst drauf loszutanzen, als wär' es ihre tägliche Arbeit und nicht ihr Vergnügen. Auch die Schwärzer sprangen in den Reigen; nach Hois, dem schmucken Jungen aus dem Unterlande, guckte manches Diendl, er aber blies Dampfwolken aus der Pfeife, ohne sich, wie es schien, darum zu kümmern.

Die Musik verstummte wieder, alles kehrte verathmend an die Tische zurück. Da öffnete sich die Thür: als ob nach der Sage ein Engel über die Versammlung flöge, verstummte plötzlich das laute Gemurmel, der Zöllner trat mit seiner Tochter ein. Während er einen Platz zu suchen schien, musterte er die Gesellschaft, drehte den grauen Schnauzbart zwischen den Fingern und setzte sich endlich zu einem alten Bauern. Er hatte Hois augenblicklich erkannt. Als er es unbeachtet thun

konnte, winkte er ihm, stand auf und ging zur Thür hinaus. Hois folgte ihm. Der Zöllner hatte sich in den Schatten des Ganges gestellt, Hois, der vom Licht geblendet war, wollte an ihm vorüberhuschen, er packte ihn jedoch am Arm und flüsterte: „Weißt du, wer die sind, mit denen du trinkst?"

„Einer ist ein Holzknecht, die andern hab' ich heut zum erstenmal gesehen!"

„Nun, das sind berüchtigte Schwärzer!"

Hois trat scheinbar betroffen zurück und rief: „Was du nit sagst!"

„Ganz gewiß!" fuhr der Zöllner fort, „gib Acht auf diese Leute, da könntest du vielleicht einen Gulden verdienen!"

Der Zöllner, der selbst das Wirthshaus nur besuchte, um zu spioniren und Worte aufzufangen, die ihm auf eine verdächtige Fährte helfen konnten, ahnte bei der jahrelangen Gewöhnung an dieses Geschäft gar nicht, wie sehr Hois über den Antrag, Leute, mit denen er Brot aß und Wein trank, zu verrathen, innerlich empört war. Dieser schwieg jedoch vorsichtig und ließ den Alten in den Saal voraus.

Als die Musikanten wieder stimmten, ging auch er hinein und forderte des Zöllners Kathi zum Tanz. Die beiden verstanden sich bald und trennten sich für den Abend nicht mehr.

Nur einmal störte ein Schwärzer Hois, indem er ihn heimlich zupfte und ins Ohr flüsterte: „Verplausch dich beim Alten nicht; das ist ein böser Spitzel. Vielleicht kannst du aber von ihm oder dem Diendl was erfratscheln, was uns nützt."

Die jungen Leute wurden vertrauter, Kathi's Herz ging desto leichter auf, da ihr ein so schmucker Bursch aus dem lieben Unterland in zärtlichen Anspielungen zuflüsterte, was sein Auge offen aussprach und sie nur zu gern glaubte. Unterdeß erkundigte sich der Alte um Hois; vom Holzknecht hatte er bald erfahren, daß er als einziger Sohn eines Allbacher Bauern Aussicht auf ein unverschuldetes, wenn auch kleines Gütchen habe.

Das wäre dem Alten, der sich sein Lebtag geplagt und nie auf einen grünen Zweig gekommen war, ganz recht gewesen; in seliger Weinlaune dachte er bereits daran, wie er einst als Pensionist im Oberstübchen des Bauernhauses sitzen und es bei seinen Enkeln bequem haben werde. Er vergaß völlig zu lauschen und zu horchen, bis ihn der letzte Tusch, welcher den Kehraus verkündete, aus seinen Träumen weckte. Hois faßte Kathi bei der Hand, ihr Blick gab ihm Muth: er sagte halblaut: „Machen wir gleich richtig!"

Sie zuckte mit der Hand, ohne sie ihm zu entziehen, und flüsterte die Stirn gesenkt: „Du bist gar zu unverschämt."

Da klopfte ihm der Alte auf die Schulter.

Hois sagte laut: „Morgen geh' ich um acht Uhr in die Riß!" — Das galt dem Mädchen. „Vielleicht," — er wandte sich an den Zöllner, — „gelingt es mir, euren Gulden zu gewinnen. Ihr habt wohl nichts dagegen, wenn ich bisweilen am Sonntag in die Scharnitz zur Messe geh' und dem Dienbl da ein Sträußlein Almrosen bringe."

„Alles in Ehren," schmunzelte der Alte, „alles in Ehren!"

„Alles in Ehren," sagte Hois zu Kathi und drückte ihr noch einmal die Hand.

Die Tänzer verließen den Saal. Hois setzte sich wieder zu den Schwärzern und erzählte ihnen lachend, daß ihn der Zöllner als Spion habe dingen wollen. Er werde ihn aber gewiß papirln. Dabei nannte er Kathi's Namen freilich gar nicht.

Jene brachen um Mitternacht auf, er stieg ins warme Heu und schlief, umspielt von den Nachklängen der Musik, bald ein.

* * *

Die Sonne schien bereits durch die Luken des Schindeldaches, als Hois auf seinem Lager erwachte. Er guckte durch die Spalte auf die Kirchenuhr, der Zeiger rückte gegen acht. Rasch fuhr er in die Kleider, ging an den Bach, sich zu waschen und kämmte die Halme aus den Haaren. Er überdachte die Ereignisse des letzten Abends, sein Kopf war wüst; an Zucht und Ordnung gewohnt, machte er sich innerlich Vorwürfe über sein tolles Treiben und würde wahrscheinlich voll innern Haders in die Berge geschlichen sein, hätte nicht Kathi's Bild auf die verworrenen Eindrücke ein rosiges Licht geworfen. Das leichte Blut des Unterländers schied bald die fremdartigen Stoffe aus, er schlug ein Schnippchen, schnalzte mit der Zunge und ging dem Wall zu, um den Graben auf dem Schwärzersteig zu überspringen. Es wäre ihm zwar die Straße, breit genug für zwei Wagen, offen gestanden, er wollte jedoch mit dem alten Finanzler, den er bereits am Thor lauern sah, nicht zusammentreffen.

Sorgfältig spähend schlich er durch die Stauden, in einem einspringenden Winkel des Walles erblickte er Kathi. Sie saß,

ein rothes Tuch um den Kopf geschlungen; auf einem Steine, gegen die Straße standen hohe Disteln, deren Flaum im Windhauch spielte.

„Guggusalala!“ rief er halblaut.

Sie zog bei diesem Gruß unwillig die Brauen zusammen und ließ das Strickzeug, mit dem sie sich zu beschäftigen schien, auf den Schoß sinken.

„Du hast mich ja gar schon erwartet!“ begann Hois.

Rasch erhob sie sich und blickte ihn ernst an. „Erwartet, ja!“ sprach sie, „aber nicht um mit dir zu lallen und zu trallen, du leichtsinniger Herrgottsbua, sondern dir ins Gewissen zu reden.“

„Nu nu!“ erwiderte er lachend, „predigst du schon vor der Hochzeit? Aber thu's halt; wenn du mich hinterdrein mit einem Bussel absolvirst.“

„Hör' auf mit deinen Faxen, wo's Blut und Freiheit gilt. Meinst du, ich habe deinen Verkehr mit dem Raben, dem verwegensten Schwärzer, nicht beobachtet? Ich möcht' schwören, daß du vornächten einen Ballen Tabak übers Joch trugst — oder nicht?“

Hois schwieg mit einem langen Gesicht.

„Es ist so! Ich bin zwar des Zöllners Tochter, weiß aber manchmal mehr als mein Vater; wenn ich die Leute ans Messer liefern möchte, könnt' ich's oft, ich mag der Regierung keinen Gefallen thun. Geht doch ohnedem so mancher zu Grund! Darum laß dein Gewerb, ich warne dich aus christlicher Nächstenlieb'.“

„O du liebe, christliche Nächstenlieb', wie dank' ich dir,“

erwiderte Hois mit einem leichten Anflug von gutmüthigem Spott, „hast wohl etwa den Raben auch schon gewarnt?"

Das Mädchen schlug erröthend die Augen nieder.

„Es ist eigentlich schon wahr, was du sagst," fuhr er nach einer Weile fort, „für einen Ehemann thät so ein Geschäft nicht taugen. Noch bin ich aber ledig. Im Herbst heirathen wir und bis dort will ich dir noch eine prächtige Ausstattung zusammenbringen. Nachher gehör' ich dein — und jetzt ziehst mir kein schüches Printscherl mehr!" Ohne ihr noch ein Wort zu gestatten, umschlang er sie, drückte einen langen Kuß auf ihre Lippen und enteilte ins Gebüsch.

Noch einmal theilte er die Zweige der Erlen und rief zurück: „Am Sonntag einen Almstrauß!"

Sie ging bedenklich dem Hause zu, er aber sang noch von der Ecke herab:

Am Sonntag a Sträußl,
Das bring i der Braut,
Und mit Busseln muß i zahln
Am Schlagbaum die Maut.

Hois war bald einer der kühnsten und schlauesten Schwärzer, sein Geschäft als Holzknecht diente ihm fast nur als Vorwand, daß er sich, ohne Verdacht zu erregen, in der Wildniß aufhalten konnte. Bisweilen erschien er beim Zöllner, dieser fragte ihn, ob er nichts von den Schwärzern wisse, oder wohl gar selbst schwärze? Dann zog er wohl eine Flasche Enzeler aus der Tasche oder holte einen prächtigen Strauß Alpenblumen, den er Kathi überreichte, und sagte spöttisch, das sei alles, was er schwärze. Als er mit ihr allein war, wollte er ihr

ein seidenes Halstüchlein, das er eingeschwärzt, schenken, sie wies es fast schauernd zurück, nur die Blumen nahm sie.

Die Finanzler machten seit etlichen Monaten sehr schlechte Geschäfte. Kaum gelang es ihnen, hier und da einem armen Bäuerlein eine kleine Düte Salz oder Tabak abzunehmen, die es in der Meinung, niemand werde um solche Bagatellen fragen, zu Mittewald eingesteckt. Alle Streifzüge schlugen fehl; wenn sie zu hinterst im Karwendel paßten, hörten sie wohl spöttisches Jauchzen am Grat gegen Gleirs; es mußten Schwärzer sein, die einzuholen ganz unmöglich war, weil sie einen Vorsprung von wenigstens zwei Stunden hatten.

Vergebens suchte der Zöllner Hois auszuforschen; der lachte ihm bei jeder Frage ins Gesicht und antwortete ihm höchstens, daß er lieber an Kathi, als an die Maut denke. Allmählich stieg jedoch jenem Verdacht auf; ein oder das andere Wort, welches er zufällig im Wirthshaus erhascht, bestärkte ihn darin und er beschloß, scharf Acht zu geben. Abends, als der Enzeler seine Zunge gelöst, brummte er vor sich hin: „Gut wär' der Schnaps, wenn nur der Hois keinen Streich macht!" Kathi blickte ihn erschrocken an.

Ja, ja," fuhr er fort, „ich muß es dir gradaus sagen, ich möcht' zehn gegen eins wetten, der Kerl schwärzt und ist vielleicht der Rädelsführer.

Das Mädchen wußte nichts, ihn zu vertheidigen.

Der Zöllner sagte nach einer Pause: „Es wär' mir recht unlieb, wenn wir auf einem verbotenen Steig zusammenwüchsen, recht unlieb wär's mir und zwar deinetwegen. Ich hab' schwerlich noch was zu erwarten, bin schon zu alt und trotzdem,

daß ich mich im Dienst abgeraggert, wird man mir ein Protektionsbüblein vorschieben, aber du liegst mir im Herzen. Warn' ihn, laß jedoch von mir nichts merken, sonst komm' ich noch um die Paar Groschen Pension."

Etliche Tage darauf klopfte es an Kathi's Fenster. Dieses ging rückwärts auf den Wall und war, weil das Gebäude vordem zur Festung gehörte, stark vergittert. Wie gewöhnlich schwang sich Hois in die Nische der dicken Mauer, um mit Kathi einen Augenblick durch die Eisenstäbe zu plaudern, ehe er in die Stube ging, wo er sie nur in Gegenwart des Vaters sehen konnte.

Scherzend ergriff er ihre Hand. Sie zitterte.

„Was fehlt dir, Diendl!" flüsterte er, „bist krank?"

„Nein, Hois!" begann sie mit Thränen im Aug', „nicht krank, aber lieber wär' ich's, als so in Sorge zu sein deinetwillen. Bei allen Heiligen bitt' und beschwör' ich dich, laß das Schwärzen, man hat auf dich Verdacht."

Hois lachte spöttisch: „Da müßt' nur der Vogel vom Amtsschild geflogen sein, um uns auszuschnüffeln. Ich hab' einen neuen Weg über die Felsen ausgespürt, mögen die Finanzler hinaufzannen! Erinnerst du dich noch an den grünen Streif, den ich dir letzthin an der Wand des Karwendel zeigte? Dort hab' ich die seltensten Alpenblumen geholt und dort — doch genug! Grein nit, Schatz! Die nächste Woche steigen wir zum letztenmal herüber, dann hab' ich die Aussteuer beisammen und zu Kathrein, — du kennst ja das Sprüchl:

Kathrein stellt Tanz und Räder ein
Und mir ein hübsches Weibelein!

Also tröst' dich! Ich verspreche dir bei allen Busseln, die du mir künftig noch geben sollst, daß ich vom nächsten Samstag an nie mehr einen Ballen auf den Rücken lade, und bist zu Haus mit mir recht fein, so geh' ich nimmer in die Riß, um Holz zu hacken. Willst?"

Sie ließ sich einigermaßen beschwichtigen. Er nahm von ihr Abschied, ohne in die Stube zu gehen, wo ihn der Alte erwartete in der Absicht, ihn durch dunkle Andeutungen zu warnen. Denn auch davon hatte dieser munkeln gehört, daß die Schwärzer nicht mehr auf dem alten Pfad sich einschlichen. Hois mied es aber, ihm unter die Augen zu treten; ein dunkles Gefühl sagte ihm, Kathi habe diesmal auf Weisung des Vaters gesprochen.

Es war der Vorabend von Allerheiligen. Der alte Zöllner duselte in der Stube auf der Ofenbank, Kathi saß im Nebenzimmer, ein Körbchen Epheuranken, Buchszweiglein und Astern vor sich, aus denen sie zu einem Kranz wählte, der morgen das Grab ihrer Mutter schmücken sollte. Sie hatte eben die schwarze Schleife darum geschlungen und blickte nun gedankenvoll auf die graue Wand des Karwendel und den grünen Streif daran. Ihr Herz war schwer beklommen: „Es ist ja zum letztenmal!" suchte sie sich zu trösten, dann fiel ihr aber wieder der Spruch ein: „Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er zerbricht!"

Da klopfte es an die Stubenthür. Ohne das Herein! abzuwarten erschien der Oberbeamte, ein mageres Männlein

mit schmaler Stirn, neben der dünne Schmachtlocken flatterten, schmaler Nase und schmalen Lippen, welche schwerlich je ein Lächeln des Wohlwollens umspielte, vor den blöden Augen hing eine große Messingbrille; sonst zusammengekniffen wie ein Taschenmesser, richtete er sich jetzt hoch auf und spannte die Fistelstimme zum Schlachtruf an: „Auf, auf! Jetzt haben wir die Lumpen. Norgen-Lies klaubte jüngst im Wald Kranabitbeeren, da sah sie die Schwärzer herabsteigen, dort an der Wand auf dem grünen Streif.“

Es knisterte im Nebenzimmer, Kathi's Hand war der Kranz entfallen, der Oberbeamte überhörte es jedoch in seinem Eifer und fuhr frisch Athem holend fort: „Dort, ja dort haben wir freilich nie gepaßt! Und wissen Sie, wer der Anführer ist? Ihr sauberer Schwiegersohn! Schöne Bekanntschaften! Einem Staatsdiener soll es unverbrüchlich als Regel gelten, nur im Kreise der Staatsdiener seine Verbindung zu suchen, stets nur im Kreise der Staatsdiener!“ —

Der Alte wimmerte vor Angst.

„Ihr schönes Töchterlein hätte sollen besser Acht geben, besser, ja! Leicht wär' es ihr gewesen, sich um den Staat ein großes Verdienst zu erwerben, das auch dem Vater zu gut gekommen wär'. Aber so ist sie ein schlechtes Weibsbild, das die Liebe zu einem Lumpen dem hohen Aerar voranstellt; ein schlechtes Weibsbild und ich werd' sie verhören müssen und ich werd' die Protokolle einschicken müssen und zwei Zwanziger hätt' sie auch verdienen können und diese kriegt jetzt die Norgen-Lies, da haben Sie es!“

Der Alte faltete stumm und flehend die Hände.

„Da hilft jetzt nichts!“ fuhr jener unbarmherzig fort, „ich habe meine Pflichten und Sie die Ihrigen. In einer halben Stunde kommt die Patrouille aus Leutasch; muß da sein, denn es ist Ordre; dann hängen Sie den Säbel um und ich werde mich selbst an die Spitze des Streifzuges stellen, ich, der Oberbeamte, um euch zu zeigen, wie man seine Pflicht thut.“

Im Nebenzimmer hörte man eine Thürklinke. Er steckte den Kopf hinein, es war leer. Da sah er den Kranz auf dem Boden, hob ihn auf und warf ihn unwillig hin: „Wird wohl für den Lumpen gehören, den Lumpen!“ polterte er.

„Verzeihen Sie, Herr Oberbeamter!“ stotterte der Zöllner auf der moralischen Folter, „der Kranz gehört auf ein Grab.“

Der Oberbeamte hatte schon die Thür ohne Gruß zugeworfen, der Zöllner nahm in gehorsamer Angst das Rüstzeug vom Nagel; erst als er damit fertig war, suchte er die Tochter, fand jedoch in und außer dem Hause keine Spur von ihr.

Kathi hatte alles gehört. Zuerst lähmte sie der Schrecken, dann gaben ihr die Schimpfworte des Zöllners den Muth des Zornes, sie wollte hinaus und Rechenschaft fordern; da traf sie aber wie der Blitz der Gedanke, daß heut Hois auf jenem Steig komme, daß vielleicht ein blutiger Zusammenstoß mit der Patrouille drohe; sie sah bereits Vater und Geliebten im unnatürlichen Kampf, Entsetzen ergriff sie, ohne sich weiter zu besinnen, stürzte sie dem Karwendel zu.

Athemlos sprang sie auf die Terrasse, wo bei der Kapelle das Gleirs abzweigt. Sie sank einen Augenblick auf die Knie und stöhnte: „O Maria hilf!“ mehr vermochte sie nicht vorzubringen. Da rauschten von ferne Tritte im Kies, — vielleicht

die Patrouille! Aufgescheucht wie ein Reh ergriff sie die Flucht. Bald stand sie unter der grauen Wand, hoch oben schlang sich der grüne Streif hin, wo ein entschlossener Bergsteiger leicht klettern konnte, aber wie hinaufgelangen, da unten nirgends ein Felshöcker oder ein Grasbüschel den mindesten Halt bot? Rathlos lief sie die Wand entlang bis zu einer kleinen Runse. In dieser hing ein Seil, sie zerrte daran, es war droben um den krummen Ast einer Zunder geschlungen. Hier mußte der Pfad der Schwärzer sein. Mit einem Arm sich festhaltend, klomm sie empor und eilte wie eine Gemse vorwärts: — sie hörte das Sausen einiger Steine, die von Absatz zu Absatz rollten, der Fuß der Schwärzer, welche schräg herabgestiegen, hatte sie in den Schwung versetzt. Hois blieb erschrocken stehen, als er sein Mädchen in so gefährlicher Lage von fern erblickte. Er wollte rasch den Ballen wegwerfend zu ihr hineilen, sie winkte jedoch mit der Hand und rief: „Zurück, zurück, ihr seid verrathen!“ Im Nu war die Bande hinter den Zacken des Berges verschwunden. Kathi's Kraft war erschöpft, schwindelnd blickte sie in den Abgrund und mußte sich auf eine Kante niederlassen. Horch! — Stimmen aus der Tiefe, sie strich das Haar von der Stirn und schaute entsetzt hinunter, die Zweige der Zunder, an welche das Seil geknüpft war, bogen sich — die Patrouille! Rasch wollte sie sich hinter einem Steinblock ducken, sie glitschte aus, ein herzzerreißender Schrei, ein dumpfer Fall und die zerschmetterte Leiche lag zu den Füßen des Zöllners. Mit aufgerissenem Aug' starrte dieser auf die theure Todte, die Sinne verließen ihn, er wollte sich am Stricke festkrallen, brach jedoch ohnmächtig zusammen.

Der Oberbeamte, nichts kennend, als die Amtspflicht, kletterte vorwärts, schon sah er die Schwärzer in Ketten und Banden zittern, schon las er in Gedanken das Belobungsdekret, welches zu Innsbruck für ihn ausgefertigt werden sollte, aber jene besaßen flinkere Beine und ihm blieb statt des Gewinnes an Gut und Ehre das leere Nachschauen. Sie hatten ihre Ballen bereits beim Branntweinler abgelegt und sich nach allen Richtungen in den Schluchten zerstreut. Als die Patrouille sich der Hütte näherte, loderte diese plötzlich in Flammen auf, der Wind nebelte den Finanzlern den Tabaksqualm entgegen, ohne daß sie einer Beute habhaft werden konnten.

Als der kalte Abendthau den alten Zöllner zum Bewußtsein erweckte, lag er allein neben der Leiche. Im stummen Jammer richtete er sich auf, er legte ihr Haupt mit der klaffenden Stirnwunde auf seinen Schooß, die schönen Glieder waren bereits erstarrt und die Thränen, die auf sie reichlich niedertropften, vermochten sie nicht mehr zu beleben. Es wurde dunkler, er hob das trübe Aug' zum Himmel, wo bereits einzelne Sterne schimmerten, endlich raffte er sich auf und lud die Leiche auf den Rücken.

„Ich habe den Schwärzern manchen Ballen abgenommen und dann heimgetragen," pflegte er später oft zu erzählen, „aber so schwer wie diese Last ist mir im Leben keine gewesen. Dort habe ich mich für immer zu den sieben Schmerzen Maria's verlobt, welche den blutigen Sohn im Schooß, unter dem Kreuze saß. Mög' sie jedermann vor solchem Leid bewahren, selbst meinen Todfeind!"

Kathi wurde unter allgemeiner Theilnahme der Gemeinde

neben ihrer Mutter beerdigt und der Kranz, den sie für diese geflochten, auf ihr Grab gelegt. Als der Alte die Begräbnißkosten bezahlen wollte, bedeutete ihm der Geistliche, es sei alles berichtigt. Wahrscheinlich hatten die Schwärzer, welche das Mädchen zu den Ihrigen zählten, das Geld erlegt; sie ehrten die Unglückliche wenigstens dadurch, daß sie weitum aus Tirol bei ihrem Todtenamte zusammenkamen und ihre Ruhestätte mit Weihwasser besprengten.

Hois irrte nach jenem Schreckenstage wie Kain in den Wäldern herum, wo ihm ein mitleidiger Senner oder Holzknecht die kärgliche Nahrung bot; dann erfuhr man lange gar nichts mehr von ihm; endlich erschien er plötzlich wieder im Allbach. Der sonst so fröhliche Bursch war ernst und schweigsam geworden; so lang er noch jung war, sah ihn niemand im Wirthshaus. Mit der Lust des Lebens war es aus, doch ließ er es sich stets angelegen sein, armen Mädchen zu helfen und so manches brave Weib verdankt ihm die Ausstattung zur Hochzeit, welche er heimlich wie St. Nicolaus besorgte. Der heilende Balsam der Zeit und noch mehr die reine Freude am Wohlthun verfehlte auch bei ihm nicht die Wirkung, Schmerz und Trauer löften sich in stiller Ruhe, er stellte den Rest seiner Tage Gott anheim und überließ fromm die Zukunft des Jenseits der Vaterhand des Herrn. Allmählich wurde er wieder heiter, seine innige Theilnahme am Glück anderer verschaffte ihm die Liebe des ganzen Thales. So lang es seine Füße vermochten, wallfahrte er zu Allerheiligen an Kathi's Grab; das große Kreuz dort auf der Felsenwand ließ er von dem Geld, das er durch den Schmuggel erworben und das für eine lustige

Hochzeit verwendet werden sollte, zum Andenken an jene schreckliche Begebenheit errichten. Uebrigens sprach er nie von Kathi; je älter er wurde, desto öfter träumte ihm von ihr, sie sollte ihn am Thor des Himmels als Braut erwarten.

Der alte Zöllner wurde mit hundert Gulden pensionirt. Hois nahm ihn zu sich und ehrte ihn wie einen Vater. So saß er dann im Stübchen des obern Stockes und gedachte ernst sinnend der Tochter, bis ihn der Tod mit ihr vereinte.

* *
*

Erheben wir uns vom Rasensitz und steigen in das Karwendelthal nieder. Macht diese Wildniß mit ihren Schrofen und Wäldern, den schäumenden Sturzbächen und Runsen, durch welche die Lawine niederbraust, nicht einen düstern Eindruck? — Dort ragt ein uralter Ahorn, ein kleines Holztäfelchen, umquollen von Moos, überwuchert von Flechten ist daran genagelt. Lesen wir die undeutliche Inschrift, in so weit der Regen die Lettern nicht weggebeizt. „Dem christli... Andenken des Herrn Joha.....ld Oberbeamt.... hier gräßlich... Tod .rlitt. Man bitt... um ..aterunse.....ve Mar...." Vom Stamm starrt weit ein dürrer Ast hinaus, über den Wurzeln thürmt sich ein Ameisenhaufen — wie lustig wuseln die kleinen Thierchen im Sonnenschein? Von jenem Aste hing an den Füßen festgebunden, die Hände auf den Rücken gedreht kopfabwärts der Oberbeamte, sein Scheitel berührte den Haufen, so daß die Ameisen über seinen nackten Leib emporkrabbeln konnten. Man fand ihn erstarrt und todt. Im Sommer nach dem Tode Kathi's war er im Karwendelthal spazieren gegangen und nicht mehr heimgekehrt. Das Volk

haßte ihn wie ein böses Thier, das so manchen ins Unglück gebracht, er wurde wahrscheinlich von Schwärzern unmenschlich zu Tod gemartert. Man schaudert in der Wildniß vor dieser schrecklichen Wildheit, wo die Leidenschaft alle Schranken des Gefühles durchbricht, und fragt unwillkürlich: Leben wir in Deutschland oder am Susquehannah, im neunzehnten Jahrhundert oder lang vor Christi Geburt, wo die ersten Ansiedler scheuen Blickes durch diese Schluchten wanderten und gegen Bär und Ur die „rohe Keule schwangen?“ — Gottlob hat jetzt das Schmuggeln fast ganz aufgehört, die Aenderung der Tarife macht das Geschäft zu wenig einträglich, als daß es noch jemand anlocken könnte.

Etliche hundert Schritte vom Ahornbaum führt der Weg an einer Höhle vorbei, deren Wände noch von Rauch geschwärzt sind. Hier verkam die Norgen-Lies. Nachdem es ruchbar geworden, daß sie dem Oberbeamten den neuen Steig der Schwärzer verrathen, wollte ihr niemand mehr Brot und Wasser gönnen, niemand gewährte ihr Unterstand. Verlassen wir den Platz, wo sie den letzten Seufzer ausgehaucht.

Das freundliche Dörfchen Scharnitz liegt vor uns. Dort ragen die gebrochenen Mauern der alten Festung, die öden Trümmer sind aber beglänzt von unsterblichem Ruhm: auch hier rangen die Männer des armen, kleinen Ländchens Tirol mit den Schaaren des corsischen Weltbezwingers!

Kehren wir beim Michler ein? — Oder gehen wir vielleicht auf den Friedhof? — Jenes eiserne Kreuz mit der Blechtafel und dem irdenen Weihbrunnkrüglein, in welchem ein Buchszweig steckt, bezeichnet ihr Grab.

Hofdame und Senner.

Noch hatte sich im Wirthshaus der Benedikta am Achensee kein Gast eingefunden, die Bauern des Thales, wenn sich ja einer Sonntags in die Schenke wagte, waren schon beim Anbruch der Dämmerung nach Hause gekehrt. Ich saß daher am obern Ende der langen Tafel im Stübchen ganz allein, das Abendmahl war verzehrt, behaglich schlürfte ich die letzten Tropfen des edlen Leitenweines, als Benedikta mit einem Zinnteller, ein Gläschen Enzeler und etliche überzuckerte Mandeln darauf, eintrat.

„Sie müssen doch," begann sie, „wie früher, auch jetzt Ihr Schlaftränklein einnehmen."

„Liebe Dikta," erwiderte ich, „damals waren andere Zeiten; der Tod hat Einen um den Andern von der langen Tafel hinweggeholt und, wie Sie wissen, auch bei mir im vorigen Herbst gar deutlich mit der Sense angeklopft. Lassen wir aber die Freunde in den Gräbern ruhen und erzählen Sie mir lieber, was mittlerweile im Achenthale geschehen. Das dicke Lisei, welches in der Kirche beim Sanctus so schön mitgesungen, hat also auch geheirathet?"

„Ja freilich und einen Erzlotter. Die ist jetzt feste Bäurin. Wer weiß, wie lang mir das Moidele noch bleibt."

„Nu, am Ende setzen Sie, weil das Heirathen zu grassiren anfängt, auch noch den Brautkranz aufs Haar."

Benedikta schüttelte verlegen das ziemlich betagte jungfräuliche Haupt. „Die Mannsleute," sagte sie ablenkend, „thun auch nicht besser, wo nähmen sonst die Mädeln Männer her?"

„Da fällt mir unter Anderem gerade der schwarze Hans ein, wo ist denn der untergekrochen? Seit wenigstens zwei Jahren hab' ich nichts mehr von ihm gehört?"

„Der hat geheirathet und zwar eine Baronin aus Hannover!"

„Teufel," rief ich erstaunt, „wie ist denn das zugegangen?"

Moidele, die blonde Kellnerin, war eingetreten und hatte die letzten Worte gehört. „Sie wissen noch gar nicht," sagte sie mit einem Seitenblick auf Benedikta, „wer alles seinen Stand verändern will."

„Bist still oder nicht," rief die Wirthin, indem sie ihre innere Freude unter dem Scheine des Aergers verbarg, „was so ein Mädel alles ausratscht!"

Sie huschte zur Thüre hinaus.

Moidele schmunzelte und begann die Teller abzuräumen. Bis sie fertig ist, will ich dem Leser, was ich vom schwarzen Hans weiß, erzählen. Er und ich, wir waren eigentlich gute Bekannte seit Langem. Zu Pfingsten eröffnete er mit seinen Ziegen und Kühen die Saison auf der Geisalm, ich bei der Benedikta. Da ist es im Achenthal noch einsam und leer, auf der Straße drängen sich keine Equipagen, die Steinblöcke sind nicht von englischen Ladies, welche die Gegend abzeichnen, besetzt, man kann sich in der Küche Abends gemüthlich an den Herd lehnen, ohne von den schwitzenden, laufenden, keuchen-

den Trabanten der Wirthin mit Bratenbrühe begossen oder umgestoßen zu werden. Das ist eine herrliche Zeit! Noch sind die Gebirge bis zur dunklen Waldgrenze mit Schnee bedeckt, zwischen den Föhren tragen jedoch die Buchen bereits ihre grünen Siegesfahnen, blau ist der Himmel, blau ist der See, über welchen die Maisonne den Strom ihrer Strahlen gießt; Alles glitzert, funkelt und leuchtet, sind doch die Alpen und das Meer so schön, was läßt sich damit vergleichen! Begleite mich im Kahn, er zieht auf der einsamen Flut rauschend die Furchen, Diamanten stäuben vom Ruder, wir steuern vorüber an den Felsen, die wild und steil unter den Spiegel des Wassers tauchen und wie Pfeiler in den Himmel ragen, den Knauf von leichten Wölkchen umflattert. Es schmilzt der Schnee, Bäche stürzen nieder und schleudern den Gischt wie Perlen in die Luft; auf den Schutthalden, welche sie allmählich angehäuft, blüht weiße Gemskresse und blauer Alpenlein — — vorbei!

Dort hängt die Wand fast über, die Dolden der Jochaurikel nicken aus allen Spalten und der edle Heiderich überzieht den Rasenfilz. Das ist eine Art Almrose mit ganz kleinen gewimperten Blättchen, aus der großen röthlichen Blüte hängen die violetten Staubfäden lang hervor. Ein prächtiges Pflänzchen, der schönsten eines im Gebirg, aber kein Tourist weiß davon; denn bis Juli und August, welche Bädecker zur Reise empfiehlt, ist es längst abgeblüht.

Zur Geisalm!

Eine Spalte klafft im Felsen, die Wellen schlagen hinein und bläulicher Widerschein zittert am grauen Gestein. Polster von fahlem Torfmoos füllen vorquellend jeden Riß und triefen von Feuchtigkeit, sie nähren Büsche der Almrose, die sich langsam auf den Frühling zu besinnen scheinen.

Wir landen in einer Bucht. Vor uns zieht sich eine Matte empor, zwischen dem jungen Grün blüht in üppiger Fülle die Moosprimel, die Gentiane, die Kugelblume und das Heidekraut. Welch eine schöne Gruppe dort! Als hätte Künstlerhand all diese Blüten um eine rauhe Zunder geordnet, aus welcher Frauenschuh und Waldmeisterlein winkt; dahinter die Föhre, die Aeste friedlich mit dem Ahorn verschlungen, beide umflicht die Almrebe und läßt die fiedrigen Blätter und blauen Blumen im Wind wehen.

Das ist ein kleines Paradies! Nach rückwärts schließt es ein unübersteiglicher Schrofen ab, vorwärts der See, nur zu Schiff kann man es erreichen. Dieses Paradies bewohnte als Adam der schwarze Hans. Dort stand er auf der Spitze des Vorgebirges, die Hände in der schwarzen Hose, welche das Knie nicht mehr deckt und mit hochrothen Zwickeln geschmückt ist. Ueber das Hemd — denn eine Joppe wäre Ueberfluß — kreuzt sich der grüne Hosenträger, auf dem linken Ohr sitzt trotzig ein braunes Hütchen mit einer Hahnenfeder, der größten, die nur zu finden war. Ein schöner Bursch! Schwarz bin ich, aber lieblich, mag er wie Sulamith im hohen Lied singen. Schwarz das Haar in üppigen Locken, schwarz der Bart, ja das ist der schwarze Hans!

Als ich vor zwei Jahren die Geisalm besuchte, hatte dieser Adam noch keine Eva. Allerdings fehlte es ihm den Sommer hindurch nicht an Gesellschaft. Fast jeden Tag kamen Gäste aus der Pertisau und von der Benedikta gerudert, sie lagerten sich im weichen Rasen, machten Kaffee und luden auch Hans, welcher bereitwillig eine Schüssel Milch lieferte, dazu ein.

„Haben dir die herrischen Diendlen nicht gefallen?“ fragte ich ihn oft.

„Ob?" erwiderte er, „hat manche ein G'fris'l g'habt, daß ein Bußl g'wiß g'schmackig g'wesen wär, aber weißt wohl, solche Madeln wollen kein' Bauernlotter!"

Hans :irrte. Gar manche Dame bewunderte im Stillen die breiten Schultern, die kräftigen Lenden und strammen Waden, gar manche seufzte: „Ach, wäre er doch ein Junker oder gar Gardelieutenant!"

Hans aber war nur Hans und jodelte:

Der Speik und die Almros
  Die blüh'n bei der Wand,
Und 's Dienl das brockt sie
  Mit g'schaftiger Hand.

Es bind't a scheans Sträußl —
  Wem g'heart's auf'n Huat?
Daß's gar nit an mi denkt,
  Dös g'fällt mir nit guat!

Es sollte aber nicht immer so bleiben. Einige Monate später lag ich im Schifflein, das ich dem Spiel der Wellen und des Windes überlassen, da hörte ich, begleitet vom Takt der Ruderschläge, einen tiefen Baß:

Auf'm See bin i g'faren,
  Auf'm See hon i g'fischt,
Und da hon i a schwarzaugig's
  Dienl derwischt.

Langsam erhob ich mich vom Boden des Kahnes und spähte über den Rand hinaus. In einiger Entfernung von mir fuhr Hans vorüber. Am Steuer saß eine Dame, einen breiten Strohhut mit Almrosen und Aurikeln geschmückt, auf dem Kopfe; über Bord hing ein rother Shawl, so daß seine Fransen in den Wellen nachschleiften. Sie war beschäftigt,

aus schlanken Tannenzweigen und Steinmispeln, denen sie allerlei Blumen einflocht, einen Kranz zu binden. Prüfend hielt sie ihn empor und warf ihn Hans zu, der ihn wie eine Trophäe auf dem Schnabel des Schiffes befestigte. Eh' er sich wieder niedersetzte, schwang er den Hut und jauchzte so laut, daß einige Fremde vom Wirthshaus neugierig auf den Söller stürzten. Ich selbst, obwohl an die Ausbrüche älplerischer Lustigkeit gewöhnt, war doch ein wenig über die Freude des schwarzen Hans erstaunt und ergriff das Ruder. Scheinbar gleichgültig auf dem See hin und her lavirend, gelangte ich endlich in die Nähe des Schiffes und konnte mir die Dame genau betrachten. Sie mochte das dreißigste Jahr bereits überschritten haben, doch war ihr freundliches Gesicht, aus welchem ein Paar dunkle Augen blitzten, noch immer schön, obgleich es den Blütenhauch der ersten Jugend nicht mehr besaß, der selbst häßlichen Mädchen einen großen Zauber verleiht. In den Jahren war sie zwar vorgerückt, in der Mode jedoch zurückgeblieben. Ihre Kleidung zeigte nichts Auffälliges, doch erschien sie dem Städter, der an steten Wechsel gewöhnt ist, trotz einer gewissen Zierlichkeit veraltet. Das galt freilich nicht von den Stoffen, die, mit Geschmack ausgewählt, durchaus nicht auf eine Trödelbude deuteten, sondern erst vor kurzem frisch aus dem Laden gekommen und verarbeitet sein mußten. Ich schloß aus dieser Eigenthümlichkeit, daß die Dame nicht vermählt, sondern noch ledig sei; denn bei alten Jungfrauen begegnet man derlei Angewöhnungen ziemlich häufig. Hätte sie einen garstigen Mops bei sich gehabt, so wäre wohl kein Zweifel gewesen. Hans grüßte mich nur flüchtig, er war zu sehr mit interessantern Dingen beschäftigt, und ich vergaß nachträglich, im Wirthshaus mich nach der Fremden zu erkundigen, welche auch

beim Abendessen nicht sichtbar wurde, vermuthlich speiste sie auf ihrem Zimmer. Jetzt erinnerte ich mich an diese Umstände und theilte sie Benedikta mit, die wieder eingetreten war.

„Das ist die Baronin, die ihn geheirathet hat," sagte sie und wischte das vom Feuer erhitzte Gesicht mit der Schürze ab.

„Sie hat ihn geheirathet, nicht er sie?"

„Nun ja freilich! Oder war es für den Hans nicht eine rechte Gnade, daß sie ihn mochte? Jetzt hat er's gut, recht gut, trinkt alle Abend sein Bier, raucht seinen Tabak, ja sogar bisweilen Cigarren und befiehlt selbst Knechten und Mägden, während er sonst hätt' ein armer Senner bleiben mögen sein Lebenlang. Denn er hat nichts gehabt, als die Paar Kreuzerln Lohn und zu Weihnachten ein neues Rupfenhemd, grob wie ein Salzsack; er ist aber auch seiner Frau recht dankbar und hat's lieb von Herzen, wie sich's für ordentliche Ehleut' schickt. Jetzt will ich aber mit der Geschichte anfangen.

Die Baronesse Aurelie von Güstrow war eigentlich anfangs eine arme Haut, sie hat nichts gehabt und die Hofdame bei einer deutschen Fürstin machen müssen. Da mußte sie das Gnadenbrot essen viele Jahre lang; weil sie sich jedoch nirgends einmischte, so hat sie gerade dadurch die Gunst der Gnädigen gewonnen, zugleich aber ungeheueren Verdruß; denn der Neid, so sagen sie, ist das wüsteste Laster bei Hofe. Andere aber haben ihr den Hof gemacht; man kann sich's einbilden, insbesondere ein Lieutenant, der gewiß durch ihre Fürsprach' hätt' General werden mögen. Die Sach' war schon richtig, nicht mit dem General, sondern mit dem Heirathen, aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Unvermuthet hat die Fürstin die Augen geschlossen, und aus war's, als ob man einen

Bach abkehrt hätt'. Das Hofgesindel hat die arme Baronesse nicht mehr angeschaut; vom Lieutenant ist ein Briefl dahergeflogen, es seien plötzlich Hindernisse eingetreten, er könne sich, ohne den Fluch des Vaters auf sich zu laden, nicht vermählen, wolle jedoch stets ihr Bild in seinem betrübten Herzen herumtragen. Sie hat ihm gleich geantwortet, es sei recht schön, daß er so auf das vierte Gebot achte, ihretwegen möge er sich jedoch keine Sorge machen, sie sei stets gewohnt, auf sich selbst zu schauen. So blieb's, bis man bei Gericht das Testament der Fürstin aufgemacht hat. Da stund darin, sie vermache der Baronesse, weil sie ihr stets in Treue zugethan, 30,000 Thaler, daß sie frei und unabhängig leben könne.

Ein schönes Maul voll Geld! Da hätt' man aber sehen sollen, wie das Lieutenantl wieder daher gehüpft ist; denn da droben in Deutschland seien zwar die meisten Officiere adelig, aber große Hungerleider. Sie hat ihm jedoch das hintere Thürl aufgethan und ihn laufen lassen.

Der Vogel singt freilich dort am liebsten, wo er aus dem Ei gekrochen, dem Menschen kann aber sogar die Heimat verleiden, das süßeste, wenn ihm die Nächsten Galle hineingießen; so war's auch mit der Baronin. Sie ist gewiß herzensgut, bei dem Anblick all der falschen Gesichter überkam es sie jedoch fast wie Menschenhaß und sie wurde völlig leutscheu. Da hat sie beschlossen den alten Faden ganz abzureißen und ein neues Leben anzufangen. Droben konnte sie es nicht, überall traten ihr die alten Gespenster entgegen, und gerade diesen wollte sie aus dem Wege. Eine Zeitlang hat sie hin und her überlegt, wo aus? Sollte sie sich in einer anderen Stadt ansiedeln? Sie mußte fürchten, auch hier Bekannte zu treffen, denn die deutsche Noblesse schmarotzt ja an allen Höfen herum. Wie würden

diese Schranzen die Nasen gerümpft und über die alte Jungfrau gespottet haben, die sich aus dem fürstlichen Paradies in die Verbannung gezogen! Sie beschloß einen abgelegenen Winkel zu suchen, setzte sich auf die Eisenbahn und gerieth ins Tirol. — Zu Erlau sind Sie wohl schon gewesen, das Dörflein liegt von niederen Hügeln umgürtet, über welche das Sonnenwendjoch hereinschaut, wie auf einen Präsentirteller; thät' ich mich einmal pensioniren, so wüßt' ich kein netteres Plätzchen, auf die vier letzten Ding zu warten. Sie kam auch gerade im Frühling an, wo die ganze Welt lacht und jubelt; wie hätt' es ihr nicht gefallen sollen? Erinnern Sie sich vielleicht an das kleine einstöckige Häuschen auf der Straße nach Jenbach? Ist's nicht so nett und zierlich, als käme es aus einem Schächtelchen? Die hohen Nuß- und Aepfelbäume verstecken es fast, und so mögen Sie es wohl übersehen haben."

„Auf dem abgestutzten Giebel dreht sich ein Wetterhahn von Blech, die Jalousien sind grün angestrichen, rechts von der Thür hinter dem Zaun steht ein Kreuz zwischen Geisblatt und Rosenhecken. Ist es das?"

„Ja! Vor diesem Häuschen, welches damals freilich nicht so elegant aussah wie jetzt, blieb die Baronin stehen und betrachtete es nachdenklich von oben bis unten. Schon legte sie die Hand auf die Klinke des Gitters, konnte jedoch zu keinem Entschlusse kommen. Da trat ein alter Mann heraus, nach einem Blick ins Freie rief er zurück: „„Bringt nur das Essen vor die Thür, die Wolken haben sich verzogen, es ist kein Spritzer zu besorgen.""

Nach einer Weile erschien ein Mädchen, in den Händen eine flache Schüssel, aus der die Fisolensuppe dampfte. Sie stellte dieselbe vor den Alten auf den Tisch. Als sie forteilen

wollte, die Löffel zu holen, bemerkte sie die Baronin. „„Du,““ sagte sie zum Vater, „„da schaut uns jemand über den Zaun herein zu.““

Er hielt die Hand über die Augen, um sich vor den Sonnenstrahlen zu schützen, und betrachtete die Fremde aufmerksam. Dann erhob er sich langsam und rief einige Schritte vortretend: „„Magst etwa mithalten, wir haben alle genug!““ So ist's im Unterinnthal der Brauch, da sind die Bauern nicht so nothig und gönnen einem Hungerigen gern einen Löffel voll.“

„Ja so ist's, Dikta; hat mich doch an einem Feierabend, als ich mit dem Hammer an einem Haus vorbei ging, wo die Leute gerade aßen, die Bäurin eingeladen, eine Nudel zu kosten. Obwohl ich eben vom Wirthshaus kam, wies ich die freundliche Gabe doch nicht zurück, sondern nahm sie mit einem herzlichen Geltsgott!“

„Anders hätt' es die Leute verschmacht!“

„Es begann zu dunkeln und ich kehrte wieder in das Wirthshaus zurück. Da saßen die Leute auf der Bank, ich gesellte mich zu ihnen und wir plauderten, bis die Sterne zu glänzen anfingen. Ich dankte der Bäurin beim Abschied noch einmal für die Nudel. Es ist recht und billig, sagte sie, daß wir gegen Wanderer freundlich sind, unser Bub ist auch in der Fremde und hat uns erst gestern geschrieben, es geh' ihm wohl und die Leute hätten ihn gern. Sie zog den Brief unter dem Busentuch hervor und reichte mir ihn mit einem Anflug von Stolz.

„Wie schön er schreibt!“ erwiderte ich lächelnd, „also zu Bozen ist er Faßbinder. Da will ich ihn im Herbst grüßen.“

„Ja und er soll sich in Etschland nicht auf den Suff verlegen!“ meinte der Vater.

„Und fein fleißig Abends den Rosenkranz beten,“ setzte die Mutter bei.

„Und was meinst denn du,“ fragte ich ein herziges Dienl nebenan, „dir soll er etwa alle Busseln aufbehalten?“ Die andern lachten, sie wurde roth und brummte: „Du bist ein wüster Lotter!“

Doch kehren wir zur Baronin.

„Sie nahm,“ fuhr Benedikta fort, „die Einladung an, wie einen Wink des Schicksals; die alte Bäurin humpelte auch daher, und so saßen sie alle vier ruhig und friedlich. Nach dem Beten hat sie gefragt, ob sie ihr nicht ein Stübchen einräumen möchten, sie sei eine alte Jungfer und brauche nicht viel Pflege. Geld zum Zahlen besitze sie hinlänglich. Die haben freilich dreingeschaut und gemeint, sie sei närrisch, und die Händ' über dem Kopf zusammengeschlagen, daß eine so vornehme Frau bei ihnen bleiben wolle, endlich aber, weil sie auf keine andere Gedanken zu bringen war, doch eingewilligt. Der Bauer hatte das Gut bereits dem ältesten Sohn übergeben, und sich nebst Weib und Tochter in das Häuschen zurückgezogen, nachdem er sich jährlich eine Summe Geld, Korn und Schmalz ausbedungen.

Sie glauben vielleicht, die Baronin habe zu jenen überspannten Städtern gehört, wie sie wohl auch mir in das Haus laufen und meinen, auf dem Lande sei lauter Schönheit, Rechtschaffenheit und Tugend? Dem ist nicht so. Sie war im Lauf der Welt sattsam gewitzigt, und wußte gar wohl, daß einer, der den Lodenkittel trägt, deswegen nicht besser als der im Frack ist. Hab' mein Lebtag unter den Bauern gelebt,

und muß doch lachen, wenn ich les', wie man sie jetzt hinaufsetzt, als ob Bildung und Gelehrsamkeit fast nur bei Lumpen anzutreffen sei. Menschen bleiben eben Menschen, mögen sie nun dieses oder ein anderes Röcklein tragen. Unter den Herrschaften, welche mich im Sommer beehren, habe ich recht viel kennen gelernt, die so gut, ja besser sind als die besten Bauern. Doch Ihnen brauche ich das nicht zu sagen, Sie haben es so gut erfahren wie ich, und die Baronin verstand es auch."

„Sie suchte nur eine natürliche Lebensweise, zu welcher die Verhältnisse auf dem Lande zwingen, und eine größere Natürlichkeit der Menschen, die daraus entspringt."

„Ja so ungefähr hat auch die Baronin geredet. Der Sommer ist ihr recht angenehm verflossen. Meistens ist sie im Freien herumgegangen, da und dort auf ein Berglein, und wer ihr eine rechte Freud' machen wollt', hat ihr Jochblumen bracht. Es war den Leuten kein Schade, zwar schaute ihr auch niemand auf die Hände, wie's dort ist, wo viele Fremde durchziehen."

„Auch im Achenthal werden die Leute schon verdorben, und nach und nach wird es wohl dahin kommen, daß man, wenn man niest und einer „Helfgott" sagt, einen Sechser zahlen soll."

„Leider Gottes werden sie nicht besser! Die Baronin hat, was ihr die Großen Freundlichkeit erwiesen, an den Kindern vergolten; gar manches Bübel und Madele hält noch das Stücklein Gewand in Ehren, womit es beschenkt worden. Deswegen haben sie alle Leute gern gesehen und jedes zu ihr ordentlich „Grüß Gott!" und „B'hüt Gott!" gesagt. Sie ist eigentlich zwar lutherisch gewesen, aber jemand verkehren zu wollen,

wär' ihr gar nicht eingefallen. Die Predigt ist auf dem Land, wie Sie wohl selbst erfahren haben, wenn Sie dieselbe schwänzen wollten, zwischen Evangelium und Sanctus eingeschaltet; da kam sie regelmäßig und ging nicht fort, bis alles vorbei war. Ja sogar eine seidene Stola hat sie dem Pfarrer gestickt, ohne daß er es verlangte, weil sie sah, daß die, welche er am Maria Himmelfahrtstage trug, ziemlich abgeschabt war. Kein Mensch ahnte, daß sie eine Ketzerin sei. Sie ist aber von Erlau bald wieder fort, wie und warum, weiß ich nicht genau."

Wie und warum? Ich habe es zufällig im Gasthaus zur Toleranz am Bahnhof zu Jenbach erfahren, ohne daß ich damals die näheren Verhältnisse der Baronin kannte. Ich schalte die Begebenheit hier ein, ohne sie zu verbürgen. Im Herbste traf ein junger Cooperator ein, dieser hatte an der guten Dame allerlei auszusetzen, vorzüglich mißfiel ihm ihre feine Aussprache. Er redete freilich wie eine Stalldirne. Nu, daß wäre übrigens gleich gewesen, sprech' jeder wie ihm der Schnabel gewachsen; abscheulich scheint es mir aber, daß er anfing, der Baronin auf Schritt und Tritt nachzuspüren, ja einmal ließ er sich, als die Eltern fort waren, von der Tochter ihr Zimmer öffnen und durchsuchte haarklein Schriften und Bücher. Da waren sauber gebunden Goethe, Schiller und Lessing; er schüttelte unwillig den Kopf und spürte nicht übel Lust, einige Bände mitzunehmen, stellte sie jedoch wieder säuberlich auf den alten Platz. Nun fragte er, ob sie einen Rosenkranz oder ein Gebetbuch etwa von Weninger oder Patiß besitze? Auf die Erwiderung, daß sei ihr unbekannt, verlangte er gar noch, sie möge ihm die Kästen aufsperren. Das war sogar dem einfältigen Mädchen, dem jedes Wort des

Priesters für ein Evangelium galt, zu viel, es weigerte sich die Schlüssel, welche der Hochwürdige aus dem Sack zog, zu versuchen. Die Baronin hatte die ihrigen bei sich.

„Du mußt,“ begann er wieder, „scharf darauf achten, ob sie etwa Morgens und Abends singt und was sie für Lieder singt.“

„O, das kann ich schon sagen,“ rief das Mädchen, „herrliche Gsatzeln sind's, die sie mit lauter Stimme losläßt.“

„Zum Beispiel?“

Sie dachte eine Weile nach und summte dann:

„Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn alle Zeit,
Den wird er wunderbar erhalten
In aller Noth und Traurigkeit.“

„Kind!“ rief der Hochwürdige entsetzt, „die Verse hat der Teufel eingegeben, die sind lutherisch.“

„Lutherisch? Sind denn die Lutherischen wirklich so fromm, daß sie solche christliche Lieder singen?“

„Das verstehst du nicht!“ war die barsche Antwort.

Er stürzte fort und ging von Haus zu Haus die Kinder zu verhören, welche von der Baronin beschenkt worden. Da stellte sich heraus, daß sie mit ihnen oft von Gott gesprochen und gesagt: „Wir haben alle nur einen Gott und Vater!“ die heilige Jungfrau aber so wenig je erwähnt habe, als Luther und Calvin.

Der Cooperator hetzte und hetzte im Stillen, bis es ihm endlich gelang, die Leute aufzurütteln. Bald bemerkte die Baronin, daß man ihr scheu auswich, die Kinder, welche sie sonst lächelnd erwartet hatten, liefen vor ihr davon, und eines Tages traf sie die Tochter ihres Bauern mit verweinten

Augen. Theilnehmend erkundigte sie sich um die Ursache ihres Schmerzes. Nach langem Zögern platzte das Mädchen heraus: „Weil du zum Teufel fahren mußt, und ich hab' dich doch so gern!“ Sie erstaunte ob diesen Worten und brachte endlich auch die Ursache heraus, zugleich vernahm sie, daß ihr der alte Bauer schon längst gern die Wohnung gekündigt hätte, um mit dem Cooperator, der fortwährend trieb und hetzte, in Frieden zu leben, wenn er sich getraut hätte. So aber hemmte ihn das Gefühl des Dankes, den er für so manche Wohlthat und Gefälligkeit der Baronin schuldete. Diese schüttelte schmerzlich lächelnd den Kopf, — sie kannte ja die Menschen! — setzte sich an den Tisch und schrieb einige Zeilen, welche sie einem Bauernburschen nach Schwaz zu bestellen gab. Am nächsten Morgen hielt ein Wagen vor der Thüre. Sie dankte noch ihrem Wirthe für den Unterstand, den sie freilich bereits zehnfach bezahlt hatte, und fuhr davon, ohne sonst von jemand Abschied zu nehmen. Die Armen und Kranken haben freilich geklagt, das hat aber den Cooperator nichts angefochten. Er redete sogar der Fremden übel nach; das wurde ihm aber bald von den Bauern gelegt, und er fiel nach und nach in solche Mißachtung, daß man ihn versetzen mußte.

Vorläufig fuhr sie nach Jenbach. Man rieth ihr die Geschichte in die Zeitung zu geben, sie meinte jedoch, es sei ihretwegen nicht der Mühe werth, Scandal zu machen. Nun lassen wir wieder Benedikta das Wort.

„Der Hans lernte sie zu Jenbach kennen; sie wollte nämlich eine Höhe besteigen, konnte jedoch den Weg nicht finden und war schon im Begriffe umzukehren, als er sich freiwillig erbot, sie zu begleiten. Nun unterhielt er sie sehr gut, schüttelte tausend Geschichten und Schnurren aus dem Aermel

und lachte, wenn sie lachte, selbst recht herzlich mit. Auf dem Rückwege redete sie mit ihm auch von ernsthaften Sachen. Seine Offenheit gefiel ihr ebenso wie der Verstand, mit dem er sich über alles äußerte. Auch er fragte sie hier und da, jedoch ohne zudringlich zu werden, und sie gab ihm gern Bescheid. Auf einem Vorsprung, den eine stattliche Birke krönt, blieb sie stehen und blickte Thal auf Thal ab, über all die Fülle des Segens, wie ihn nur das schöne Unterland spendet. „Ach," seufzte Hans, „wie prächtig wär' es, wenn man da ein Stücklein Boden sein nennen könnte und eigener Herr wäre. Wahrlich, ich wünsch' es nicht aus Hochmuth oder Faulheit, arbeiten wollt' ich ebenso wie jetzt als Knechtlein früh bis spat; heut' bin ich aber gerad dreißig Jahr alt und all diese dreißig Jahr mußte ich fremdes Brot beißen. Ich hab' nie ein Heimathl gehabt und meine Eltern auch nie. Das sind Dörcher gewesen; im Winter und Frühling führten sie auf einem Karren Geschirr herum, im Sommer und Herbste Obst. Ich weiß es noch recht gut, wie wir in den Stadeln auf dem Heu schliefen und ich dabei jämmerlich fror. Sie starben bald nach einander, als ich kaum das achte Jahr überschritten hatte. Gott hab' sie selig! Mein Vater liegt in Baiern, die Mutter im Pinzgau begraben. Meiner erbarmte sich ein Bäuerlein im Zillerthal. Es war ein rechter Nothleider, und besaß wenig genug, oft kriegte ich mehr Prügel als Nudeln, vergelt ihm's Gott, und 's ging kein Streich verloren, und die Dörcherei, die mir schon im Blute steckte, wurde durch den Ochsenziemer gründlich ausgetrieben. So lernte ich alle Arbeit, daß ich einem Gütchen mit Ehren vorstehen könnt'; — ja, wenn man ein Heimathl hätt'!"

Er schwieg traurig, die Baronin blickte ihn ernst an.

Da erhob er plötzlich das Haupt, heiteres Lächeln spielte

um seinen Mund, er rief: „Wahr ist's, es geht nichts über ein Heimathl, der Herrgott hat aber meine Armuth auch nicht schlecht ausgestattet und mir einen lustigen Sinn verliehen, daß ich mit manchem reichen Bauer, der fünfzig Küh' auf die Alm treibt und voll Grant wirthschaftet, nicht tauschen möcht'."

Sie gingen wieder bergab. Die Baronin war stumm und nachdenklich geworden.

Endlich wandte sie sich an Hans: „Wenn du willst, kannst du einem Gütchen als Schaffner vorstehen. In drei Wochen erfährst du, wo."

„Beim Bauern hab' ich jährlich dreißig Gulden, ist ein kleines Löhnlein, was willst aber von einem armen Häuter verlangen? Uebrigens könnt' ich auch gehen, sein Bub wird immer größer, und er braucht mich nicht mehr."

„Sag' bis Lichtmessen auf."

„Wo erfrag' ich dich nachher und weiß, ob du's nicht umstehst?"

Sie zog ihre Börse, nahm zwei Kronenthaler heraus und gab sie ihm als Drangeld.

Hans gelobte ihr auf die Hand, sobald sie es fordere, zu kommen.

In Tirol mochte sich die Baronin nach der Erfahrung in Erlau nicht mehr ansiedeln, sie reiste nach See und kaufte dort, um eine Stätte zu besitzen, von der sie niemand vertreiben könne, ein kleines Gütchen unweit der Quirini-Kapelle. Es ist nicht leicht ein schöneres Plätzchen zu finden, gleich neben dem Hause entspringt ein klares kaltes Bächlein und wässert die Wiesen. In den Wald ist's auch nicht weit, überdies stehen vor der Thüre zwei Linden, daß man weitum keine sol-

chen sieht. Den Winter über blieb die Baronin auf der Post, stattete jedoch das Häuschen nach und nach wohnlich aus, so daß sie zu Lichtmessen frisch hineinsitzen durfte. Der schwarze Hans war längst schon verschrieben und stellte sich am Lichtmeßtag zum Abendessen; der arme Teufel war gelaufen, was die Füße aushielten, um ja nicht die Einstandszeit zu versäumen. Er wohnte zu ebener Erde neben dem noch leeren Stalle, eine alte Dirne leistete ihm Gesellschaft, den oberen Stock behielt die Baronin mit einer Magd, welche sie bedienen sollte. Morgens nach dem Frühstück wurde er gerufen. Den Hut in der Hand trat er barfuß ein; denn die schwergenagelten Schuhe hatte er, um den Boden nicht zu verderben, vor der Thüre gelassen. Die Baronin hieß ihn sie holen. Er gehorchte unter tausend Entschuldigungen. Sie forderte ihn auf, mit ihr die Felder zu begehen, — wegen der sonnigen Lage war der Schnee bereits geschmolzen, — dann ihr Stückchen Wald anzuschauen, um ihr Bericht zu erstatten.

„Verwahrlost in jeder Beziehung!" lautete sein Urtheil. „Bis Georgi giebt es genug zu thun und dann noch mehr. Vor allem müssen die Zäune geflickt, der Stallboden neu gelegt, die Barren festgenagelt und die Fenster glast werden. Ist Werkzeug da?"

„Was fehlt, kaufe."

„Dann sieht's auch im Tennen schüch aus, da brauchst du die Zimmerleut und zwar bald."

„Das ist deine Sache, du bist Schaffner."

„Die Felder sind ausgemergelt. Wie haben wir es mit dem Mist? Wenn wir auch gleich Kühe kaufen, bringen wir doch nicht so viel zusammen, die Aecker ordentlich zu düngen."

Die Baronin lachte und sagte: „So bestellen wir Guano!"

„Das wird dasselbige künstliche Zeug sein, wie's der Pfretschner zu Jenbach anwendet. Kostet Geld! Wie haben wir es aber mit den Kühen? die sind vor allem nothwendig."

„Wie viel können wir halten?"

„Wenn mich das Augenmaß nicht betrügt, vier und etwa zehn Schafe. Diese kaufst du erst im Herbst, bis dort ist Heu aus dem Moos vorräthig."

„Samstag ist zu Miesbach Viehmarkt, geh' hin und hol' was wir brauchen."

Sie waren wieder nach Hause gekehrt.

Am nächsten Morgen um vier Uhr polterte es an die Thür der Baronin, erschrocken fuhr sie auf. Eine Stimme rief draußen: „Hoi! thu' auf, ich bin zum Markt gerüstet!" Sie antwortete: „Laß mir nur Zeit zum Ankleiden, dann geb' ich dir Geld. Wie viel etwa?"

„Ja, die Kuhselen haben aufg'schlagen; wenn du leere Häut' willst, kriegt man das Stück etwa um neunzig Gulden. Ersparst aber nichts dabei. Das Heu, welches du verfüttern mußt, bis sie voll werden, ist mehr werth, als der Zuschlag auf gutes Hornvieh abträgt."

„Kauf' ordentlich."

„Dann mußt du dich aber tummeln; denn die Bauern stehen früh auf und wollen früh heim."

Sie war angekleidet und öffnete. Hans hatte den schönsten Staat angelegt, denn der Kauf einer Kuh ist für den Aelpler fast so wichtig, wie die Ausstattung einer Tochter. Und nun gar vier! Da sollt' ihn niemand über die Achsel an-

schauen und mocht' er eine noch so schwere Geldkatze um den Leib tragen.

Die Baronin betrachtete ihn mit Wohlgefallen, wie er im grauen Lodenrock mit schneeweißen Strümpfen, den grünen Spitzhut mit dem kecken Spielhahnstoß auf dem Kopf, drall vor ihr stand. Sie zählte ihm sechshundert Gulden auf, er schob die Thaler schmunzelnd in den breiten Bauchgurt, auf welchem die Anfangsbuchstaben seines Namens J. M. weiß eingestickt waren. Dann blieb er wartend stehen.

„Brauchst du noch etwas?“ fragte die Baronin.

„Du sollst mir sagen, wie viel ich verzehren darf. Oft schließt sich ein Handel im Wirthshaus am leichtesten.“

„Iß und trink was dir schmeckt. Rausch wirst du keinen kriegen.“

„Gewiß nicht! dann muß ich aber auch einen Buben anstellen, der mir, während ich sonst zu thun hab', das Vieh zusammenhält und treiben hilft. Was giebst dem zu Lohn?“

„Das ist alles deine Sache, du bist ja Schaffner!“

„Wär' schon recht! Schaffner, aber nicht dein Mann. Also solltest du befehlen.“

Die Baronin kehrte sich um, die aufsteigende Röthe zu verbergen; dann sagte sie ruhig: „Ich vertraue ganz auf deine Redlichkeit.“

„Wenn das ist,“ erwiderte er, „dann geh' ich.“ Unter der Thür kehrte er sich noch einmal um: „Wie sollen die Kühe sein, was hast für eine Leibfarbe?“

„Meinetwegen braun mit Bläßen auf der Stirn.“

„Lang- oder kurzstutzig?“

„Geh' nur und schau, daß du was Rechtes kriegst!“

Er wünschte guten Morgen und ging.

Von der Straße herauf hörte sie ihn noch pfeifen und singen.

Abends vor dem Gebetläuten zog er wieder ein, vier prächtige Kühe vorauf. Die Baronin war ihm, durch das Muhen aufmerksam gemacht, entgegengegangen.

„Bist zufrieden?“ fragte er mit strahlenden Augen.

„Ich danke dir, Hans,“ erwiderte sie und streichelte die schönen glatten Thiere.

Er öffnete die Stallthüre, legte die Kühe an die Ketten und warf ihnen Heu in die Raufe. Dann ergriff er ein Stück Kreide und bezeichnete den Pfosten über dem Eingang mit einem lateinischen C + M + B + zu Ehren der heiligen Dreikönige, daß sie das Vieh vor Hexen und Zauber schützen sollten.

Bald begannen auf dem Felde die Arbeiten, wie sie die Jahreszeit bedingt. Die Baronin sah überall nach, ließ sich belehren und gab dadurch deutlich zu verstehen, wie sehr ihr die Sache gefalle und am Herzen liege. Dadurch kam sie fast stündlich mit Hans in Berührung; wegen der Lauterkeit seiner Sitten, der Anhänglichkeit und Treue, die er ihr bewies, gewann sie ihn von Tag zu Tag lieber, und er rückte vom Knecht allmählich zum Freund empor, mit dem sie nicht bloß die Geschäfte des Feldbaues, sondern auch mancherlei andere Dinge besprach. Er wurde, ohne daß sie seinen Schullehrer machen wollte, auch immer gescheider, indem ihn ihre Rede auf Manches hinleitete, was ihm früher entgangen war. An einem Feierabende überraschte er sie plötzlich mit der Bitte, sie möge ihn doch auch in einem der Bücher lesen lassen, durch welche die Herrenleute so klug würden. Da gab sie ihm denn allerhand schöne und nützliche Bücher zu lesen von Land und Leuten und mit hübschen Geschichten, Holzschnitten und Karten. Ja selbst Verse studirte er mit ihr.“

Ich lächelte und dachte mir: „Die sind auf dem richtigen Weg!“ Benedikta bemerkte es nicht und fuhr fort:

„Hätt' ich nur mehr Zeit, ich wollt' auch Manches lesen; es waren meine vergnügtesten Stunden, als ich im Bücherkasten meines Vaters, des vielberufenen Chirurgen Niedermair, den Adolf von Dassel, Hermann von Goethe, Udo von Drudenstein und wie sie alle heißen, entdeckte und, in einen Winkel des Stadels gekauert, heimlich verschlang. Jetzt muß ich Strauben backen und Salat anmachen, das trägt freilich mehr, aber hie und da möcht' man zum täglichen Brot auch noch was anderes.

Als der Schnee von den Gipfeln der Berge geschmolzen war, stieg der Hans an einem Sonntag nach der Frühmesse hinauf, um über das Land auszuschauen. Vergebens wartete die Baronin, welche ihn ungern einige Stunden vermißte, er kam erst Mittags zurück. „Aber wo bist denn so lang gewesen?“ sagte sie mit einem Anfluge von Schmollen.

„Droben auf dem Berg,“ erwiderte er, „man sieht dort München. Du hast mir so viel von großen Städten erzählt, daß ich dem Gelüst, auch einmal eine solche anzuschauen, nicht widerstehen konnte. Ich bin aber nicht gescheid worden, vor mir lag an der Isar ein großer grauer Fleck, über den zwei Thürme fast wie Türken mit dem Turban emporragten. Aber das Flachland! Diese Wälder und Felder, da muß den Bauern das Geld vor der Thür wachsen!“

Wenige Tage später saß Hans auf dem Bock einer Kalesche. Die Peitsche in der Hand, kutschirte er die Baronin nach München, wo sie Allerlei für den Hausbedarf einkaufen wollte. Bisher hatte er nur das Thal und die Dörfer seiner Heimat gekannt, Schwaz war die größte Ortschaft, welche er

je besucht, zu München wußte er gar nicht, wo an und aus; den ersten Tag hatte er nur zu schauen und zu staunen und redete fast nichts. Als er den ersten Eindruck überwunden, nahm das Fragen kein Ende; er durfte die Baronin überall begleiten, und sie gab dem großen Kinde mit Freuden Aufschluß; ja sogar einen Tag länger blieb sie, als beabsichtigt war, um ihm auch die Bavaria zu zeigen.

Nachdem sie wieder nach Hause zurückgekehrt waren, dankte er der Baronin und sagte: „Diese Reise hat mich um zehn Jahre klüger gemacht; jetzt erst versteh' ich vieles in den Büchern, was ich früher gar nicht begreifen konnte. Was man nicht gesehen hat, weiß man eben nicht."

Was darnach geschehen, wußte Benedikta nur ungenau und oberflächlich, sie sprach von einem Raubanfalle, in Folge dessen die Heirath stattgefunden. Da ich einige Tage darauf nach See kam, erkundigte ich mich auf der Post und bin nun in der Lage, ihren mangelhaften Bericht zu ergänzen.

Auf dem Land ist es nicht, wie in der Stadt, wo sich die Leute, welche die gleiche Gasse, ja dasselbe Haus bewohnen, gar nicht um einander kümmern. Auf dem Lande lebt man weiter auseinander und ist sich doch näher, Einer kennt den Andern, Eines guckt dem Andern in den Topf, und die Spatzen auf dem Dache zwitschern davon, wenn ein neuer Rock gekauft wird. Wäre die Baronin im Sommer gekommen, so hätte man sie unter der Menge von Gästen weniger beobachtet, aber so siedelte sie sich häuslich an und erwarb sich durch ihren Kauf ein Recht an die Gemeinde. Wer durfte bestreiten, daß auch diese vom reichsten Bauern bis zum Gänsehirten herab ein Recht auf sie habe? Die Baronin begegnete allen freundlich und liebevoll, bald war sie bei den Nachbarn so heimisch und gern ge-

sehen, als zu Erlau, ohne daß sie wegen ihres Glaubens einen Angriff zu besorgen hatte; denn die Leute waren hier durch den Fremdenverkehr aufgeklärter, und überdies sind ja in Baiern Lutherische und Katholiken gleichberechtigt — ohne daß es dem Land Schaden gebracht hätte. Redlichkeit und Kenntniß des Landbaues erwarb unserm Hans bald die Achtung der ältern Bauern. Die Bursche, mit denen er hie und da im Wirthshause zusammentraf, kümmerten sich um den Tiroler wenig und verfolgten ihn auch nicht mit Sticheleien, durch die sich jeder Fremdling auf dem Lande gewissermaßen erst einkaufen muß; er war älter als die meisten, und zu bescheiden, um sie herauszufordern. Ueber den gewöhnlichen Schlag der Knechte erhob ihn seine Stellung als Schaffner. Nur ein wichtiger Mann war unzufrieden.

Der Landrichter, in dessen Bezirk das Gut der Baronin lag, glaubte sich beleidigt, weil sie es unterlassen, ihm die pflichtschuldige Aufwartung zu machen. Manche dieser Herren in Baiern sind wie die Paschas; darum wenigstens dürfen wir Tiroler unsere Nachbarn gewiß nicht beneiden. Ueberdies hegte er einen Widerwillen gegen unsere Landsleute, selbst Kärner und Handwerksbursche tyrannisirte er; es war ihm daher ein Dorn im Auge, daß ein Tiroler, die er verachtete und haßte, den schönen Dienst bei der Baronin behaupten solle. Dann wollte er sie necken, ihr beweisen, wen sie beleidigt und hintangesetzt. Hans hatte aus Unkenntniß unterlassen, vorschriftsmäßig Paß und Heimathschein vorzuzeigen, ja er besaß nicht einmal einen solchen. Da kam eines Morgens der Gerichtsdiener und lud ihn vor. — Betrübt kehrte er nach Hause. Der Landrichter, bei dem er keine Urkunden vorzulegen hatte, fuhr ihn barsch an, und stellte ihm die Frist von zweimal vierund-

zwanzig Stunden, binnen der er Baiern zu verlassen habe, wenn er nicht mit Schub abfahren wolle.

Traurig kam er nach Hause und erzählte der Gebieterin allsogleich, was vorgefallen. „Schau, ich will dir's gerad sagen, es ist mir nicht wegen dem Dienstl, denn ich hab' zwei gesunde Arm und bring' mich leicht überall durch, aber du bist mir so lieb worden wegen deiner Gutheit, daß ich dir lieber umsonst, als andern um doppelten Lohn arbeiten möchte." Sein Auge wurde feucht.

„Laß sein," antwortete die Baronin „„ich werde die Sache schon einrichten."

Der Herr Landrichter saß im Büreau, rings um ihn knackten die Federn in der Hand der Kanzleiknechte, welche sich tief auf die Akten niederbeugten. Er gähnte, steckte eine Cigarre in den Mund und faltete die fleischigen Hände über dem üppigen Bierwanst. Von Zeit zu Zeit flog aus den kleinen Aeuglein unter den buschigen Brauen hervor ein Blick auf die Schreiber, die im Schweiße des Angesichts roboteten. Da klopfte es, die Baronin trat ein. Ohne den Stummel bei Seite zu legen, maß er sie vom Kopf bis zum Fuße.

Sie begann ruhig: „Mein Schaffner hat aus Unwissenheit die gesetzliche Form verabsäumt; ich bin hier, um mich für ihn zu verbürgen, bis er die nöthigen Papiere aus der Heimat erhält."

„Ich nehme meinen Befehl nicht zurück," fuhr er auf, „er hat das Land zu verlassen. Ueberhaupt begreife ich nicht, warum Sie hier in Baiern keine Leute für den Dienst finden!"

„Das ist meine Sache," erwiderte sie kalt, „für mein Geld bestelle ich, wen ich will."

„Wen Sie wollen?" sagte er höhnisch lachend, „ja, ja, man weiß schon, wozu solche Tirolerbursche bei Damen gut sind!"

Sie erblaßte; dann aber rief sie, sich stolz aufrichtend: „Keine Rohheiten, mein Herr, ich dulde das nicht!"

Das Kanzleipersonal war aufmerksam geworden. Erstaunt über diese Keckheit, setzte ein Praktikant die Brille auf und schaute nach dem Gerichtsdiener um, ob dieser nicht mit einem Satz auf die Verbrecherin losspringe und sie in den Abgrund stoße; der alte Aktuar verzog höhnisch den Mund, und der Landrichter schwang sich auf wie ein Seiltänzer.

„Noch heut mit Schub fort!" donnerte er.

„Das werden Sie bleiben lassen," entgegnete die Baronin gemessen, „wohl aber will ich noch heut an den Gesandten meines Fürsten, mit dem ich persönlich bekannt zu sein die Ehre habe, schreiben, daß er mir bei Ihrem Minister Genugthuung verschaffe. Auf Wiedersehen!"

Sie verbeugte sich und ging. Die Kanzlisten wuselten über diesen ganz ungewohnten Auftritt durcheinander wie Ameisen, es war jedoch kein Beamter, der seinem Pascha die Demüthigung und die zu erwartende Nase nicht vergönnt hätte. Diese blieb auch nicht aus.

Die Baronin schrieb allsogleich dem Gesandten, und wie da eine Hand die andere wäscht, machte dieser dem Minister die Anzeige; der Landrichter wurde in einen Winkel des bairischen Waldes versetzt und dann, weil die Sache zufällig durch einen Correspondenzler einer Zeitung verrathen wurde, gar pensionirt. — Als sie den betreffenden Brief geschrieben hatte, rief sie Hans.

„Du hast mir," begann sie zögernd, „gesagt, daß du mich gern habest?"

„Gewiß, von Herzen," antwortete er, „du glaubst nicht, wie, ich trau' mirs gar nicht zu sagen."

„Nun gut,“ sagte sie rasch, die Stirn hebend, „dann wär' es ja das Beste, wenn wir heiratheten!“

Dunkles Roth goß sich über ihr Gesicht, sie senkte den Kopf und faßte die Lehne des Sessels.

„Jesus Maria!“ rief er, „du hast mich fast erschreckt. Schau, das hab' ich mir schon lang denkt, du bist nicht mehr jung und ich auch nicht; wärst eine Bäurin, hätt' ich dich schon längst drum angesprochen, aber so — — du bist gescheider als ich, bring' du's in Ordnung, — das will ich dir auch noch sagen: dich oder Keine! Zu dir wagte ich nicht das Aug' zu heben, deswegen war ich darauf gefaßt: Keine! und wollte bei dir bleiben mein Lebtag!“

„Du hättest mir das,“ sprach die Baronin nach dieser Ergießung, „nie gestanden, ich weiß es, allein ich konnte in deinem Herzen lesen. Auch ich würde stets geschwiegen haben, du wurdest jedoch meinetwegen erniedrigt, so fühlte ich mich gedrungen, zuerst zu reden.“ Sie reichte ihm tiefaufathmend die Hand.

Es wurde über diese Sache kein Wort mehr zwischen ihnen gewechselt, fast schien es, als scheue sich jedes, noch einmal darauf zurückzukommen.

Am nächsten Morgen in der Frühe waren sie auf dem Wege nach Tirol. Sie saß in der Kalesche, Hans kutschirte vom Bock aus. Obwohl sie ihn eingeladen hatte, neben ihr Platz zu nehmen, weigerte er sich doch dessen: das sei vorläufig zu viel Ehre. Es schien ihm, als ob sie noch unermeßlich hoch über ihm stünde. — Sie reisten nach seinem Geburtsort, um dort die zur Trauung nöthigen Documente zu holen.

Die Baronin blieb im Wirthshaus, um ein tüchtiges Mittagsbrot zu bestellen, während Hans in den Widum eilte.

Je mehr er sich dem sauberen Haus näherte, zu dem ein reinlicher Kiesweg führte, um so langsamer wurde sein Schritt. Er dachte an die Zillerthaler, die man des Glaubens wegen vertrieben. Sein Herz klopfte, indem er auf nichts weniger als einen freundlichen Empfang hoffte. Plötzlich faßte er sich jedoch, warf den Kopf zurück und murmelte: „Ei was, wenn ich für die Baronin gut genug bin, wer darf es wagen, mir etwas zu bieten?“ Er griff durch die Staketten des Zaunes, pflückte die schönste Rose ab und steckte sie auf den Hut.

Dann läutete er rasch.

Zwischen Thür und Angel erschien die Häuserin, ein zaundürres Weibsbild mit rothgeränderten Augen und magern Fingern, die sie immer vor sich hinstreckte, als wie eine Spinne, die nach Fliegen tastet. Sie maß Hans von oben bis unten.

„Was bringst du?“ fragte sie forschend, „hast etwa beim Wirth eine Butterkugel oder eine Gemse für uns gelassen? Dann darfst dort ein Seidel trinken.“

„Nichts da!“ entgegnete Hans.

„Willst du mir vielleicht Meßgelder zahlen?“

„Was hast du zu fratscheln,“ unterbrach er sie barsch, „ich habe mit dem Curaten zu reden.“

„Der schläft jetzt, du Zoch, du hättest sanfter läuten können, jetzt pack dich!“ Sie wollte zurückweichen und die Thür zuschlagen, er hatte sie jedoch bereits bei der blauen Schürze gefaßt, daß sie laut aufkreischte, und schlug donnernd mit dem schwergenagelten Schuh an die Thür.

Durch das Fenster droben schob sich das Gesicht des erschreckten Priesters. „Nun was giebts?“ rief er unwillig.

„Euer Siebenfuß sperrt mich heraus,“ schrie Hans, „und ich hab' doch nur im Frieden mit euch zu verhandeln.“

Der Curat schalt, die Häuserin wollte sich entschuldigen und ließ Hans mit sauersüßer Miene ein.

Dieser trug seine Sache vor und gab auch den Grund an, warum er den Taufschein benöthige.

Erschrocken trat der Priester zurück: „Eine Lutheranerin! bedenkst du wohl die Folgen für dein Seelenheil?“

Hans erwiderte ernst und bestimmt: „Das hab' ich alles überlegt und dennoch bleibe ich bei meinem Entschlusse. Die Religion meiner Väter werde ich nie abschwören, hier die Hand darauf! Ich bin bei Ihnen in die Schule gegangen, Sie haben mich selbst darin unterrichtet, wissen Sie es nicht mehr? Ich danke Ihnen dafür von Herzen, ja von Herzen; Ihre Lehren haben bewirkt, daß ich in allen Gefahren ein reines Gewissen behielt. In der heiligen Schrift steht aber auch, daß in alter Zeit sogar Christen und Heiden heiratheten und die Apostel haben sie nicht verflucht. Ich bin fest überzeugt, daß ich mich mit der Baronin durch Gottes Gnade im Himmel vereinen werde, wie ich auf Erden treu und redlich Freuden und Leiden der Ehe mit ihr tragen will. So gut und fromm ist sie! Ich bleibe bei meinem Entschlusse!“

Der Priester verwies ihn darauf, daß er zu einer solchen Ehe die kirchliche Erlaubniß bedürfe.

Hans schüttelte den Kopf und bemerkte: er verlange nur einen Taufschein. Das genüge in Baiern für die Hochzeit.

Den konnte ihn der Curat nicht verweigern und schrieb ihn aus dem Kirchenbuche ab. Mit einem ernsten Blick reichte er ihn Hans.

„Vergelt Ihnen Gott alles!“ rief dieser, „kommen Sie fein zum Neuwirth und trinken Sie mit uns ein Seidel auf Gesundheit und langes Leben.“

Nach Tisch erschien der Curat aus Neugier. Eine schlichte und einfache Natur, wie man sie unter alten Landgeistlichen nicht selten findet, lernte er durch persönlichen Verkehr die Baronin, welche ihn mit voller Achtung behandelte, kennen und ehren; wir sind überzeugt, daß er ihrer oft in der Messe gedachte, damit sie in den Schooß der katholischen Kirche gelange, — sie blieb jedoch „luttrisch".

Hans und seine Braut kehrten über Achenthal zurück, bei diesem Anlasse sah ich ihn im Schifflein, wo er sang:

„Auf'm See bin i g'farn,
Auf'm See hon i g'fischt,
Und da hon i a schwarzaugigs
Dienl erwischt."

Vor der Hochzeit, welche nach Peter und Paul, wo der Roggen bereits geschnitten ist, angesetzt war, trug sich aber noch ein merkwürdiges Ereigniß zu. Zu Hause lebten sie ganz wie früher, er als Schaffner, sie als Herrin, so daß niemand das Verhältniß von Bräutigam und Braut geahnt hatte und, wie sie der Pfarrer von der Kanzel verkündete, jeder überrascht war. Er dachte, zum Lallen und Trallen sind wir bereits zu alt, und hätte auch nicht gewagt, sich irgend eine Vertraulichkeit zu erlauben; bei ihr, so sehr sie ihn liebte, überwog die weibliche Schüchternheit, sie wollte nicht den Anfang machen. Es sollte jedoch anders kommen.

Hans hatte bereits seit einigen Tagen in der Dämmerung etliche Bursche bemerkt, welche um das Haus schlichen und sich, wenn sie ein Geräusch hörten oder jemand sahen, schleunig zurückzogen, fast als fürchteten sie, erkannt zu werden. Er hätte sie auch nicht zu nennen vermocht; denn dazu besaß er viel zu wenig Bekanntschaft in der Gegend. Endlich wurde ihm die Sache verdächtig, er legte sich einen derben Knüttel

bei, sie damit das nächste Mal um ihren Zweck zu fragen. Zufällig mußte er Nachts im Stalle wachen, weil eine Kuh kalben sollte. Da hörte er etwa um zwei Uhr im obern Stock Geschrei um Hülfe, welches plötzlich verstummte. Rasch ergriff er den Knüttel, sprang über die Treppe empor und horchte an der Thür der Baronin. Er vernahm lautes Gepolter, fast schien es, als falle ein schwerer Gegenstand auf den Boden. Da besann er sich nicht mehr länger, mit beiden Füßen sprang er an die verschlossene Thür, daß sie, der Gewalt der schwergenagelten Schuhe weichend, mit lautem Krachen zerbarst. Ein Schuß blitzte ihm entgegen, aus dem Rauche erhob sich eine schwarze Gestalt und schwang den Kolben des Gewehrs. Nun schlug Hans zu, daß der Kerl heulend zu Boden stürzte. Der Zweite, welcher das Pult der Baronin zu erbrechen versucht hatte, wollte durch das Fenster flüchten, verfehlte jedoch jenes, dessen Stäbe die Lumpen durchsägt, und blieb, während von unten noch zwei Schüsse krachten, eingeklemmt in der Luft hängen. Hans bearbeitete mit dem Knüttel den wüsten Strolch so ausgiebig, daß er fürchterlich brüllte. Auf den Lärm liefen die Nachbarn mit Dreschflegeln und Sensen zusammen, die Stalldirne öffnete ihnen die Thür und alles eilte in die Stube. Dort nahmen sie den Schelm in Empfang, und während ihn einige beim Ohr über die Treppe schleppten, trat Hans zum Bette der Baronin, welche ängstlich zitternd unter der Decke kauerte. „Haben sie dir nichts than?“ fragte er voll Sorge.

„Mir fehlt nichts,“ erwiderte sie, „Nachbarn, ich danke euch für eure Hülfe. Bist du nicht verwundet?“ setzte sie leise bei.

„Nein,“ erwiderte er, „weil nur du g'sund bist!“

Sie bat jetzt die Versammelten, das Zimmer zu verlas-

sen, und blieb mit ihrer Magd allein. Hans legte sich jedoch, um ja jedem Falle zu begegnen, mit dem Knüttel vor die Thürschwelle. Sie konnte nicht schlafen, tausend Gedanken kreuzten sich in ihrem Kopfe, endlich faßte sie wie auf höhere Eingebung einen Entschluß. Unterdeß war schon der Tag angebrochen, sie kleidete sich an und wollte das Zimmer verlassen. Da lag Hans ruhig schlafend auf dem Boden, in der Rechten den Knüttel, den linken Arm unter den Kopf gelegt; sie berührte sanft seine Stirn, er fuhr rasch empor.

„Hans," sagte sie, „ich verdanke dir mein Leben und vielleicht noch mehr. Deswegen muß ich mit dir aufrichtig sein. Vor zwölf Stunden konnte dir meine Hand nicht ganz unerwünscht scheinen; besaß ich doch so viel, um dir und mir ein sorgenfreies Dasein zu bereiten. Nun bin ich aber ausgeraubt; denn um meine Staatspapiere zu retten, kamst du zu spät; — die Schelme warfen sie aus dem Fenster —, ich besitze nichts mehr, als dieses Gütchen, welches beim größten Fleiß nur ein Leben von der Hand in den Mund gestattet. Es wäre schlecht von mir, wollt' ich dich halten, ich gebe dir dein Wort zurück."

Hans starrte sie einen Augenblick an, dann stürzte ein Strom von Thränen aus seinen Augen. Als er sich gefaßt hatte, sprach er mit tiefem Schmerz: „Wär's mir doch lieber, dich auf der Todtenbahr zu sehen, als so zu verlieren. Daß du mich für einen schlechten Kerl hältst, der sein Wort umsteht, das hat mir noch am wehesten gethan von all dem Leid, das ich erfahren. Schau, ich bin gesund und stark, dich und mich kann ich noch ernähren, das Gütchen ist ja nicht so schlecht, und du hast mittlerweile auch schon was gelernt. Zuerst hast du mir die Hand geboten, jetzt thu' ichs, denn jetzt sind wir gleich!"

„Ja, gleich!“ rief sie freudig, „ich steige nicht zu dir herunter, du bist zu mir emporgestiegen. Jetzt erst bin ich dein für immer!“

So standen sie und guckten sich fest in die Augen, da sagte Hans mit geschämigem Schmunzeln: „Jetzt darf ich dir aber auch ein Bussel geben!“ Früher hatte er sich kaum erlaubt, sie mit einem Finger anzurühren.

Ein Kuß beschloß den Bund für das ganze Leben. Daß die Baronin ihr Vermögen nicht verloren hatte, brauche ich wohl nicht zu sagen. Ihre Rede war ersonnen, nicht um die Liebe ihres Bräutigams, an der sie ohnehin nie zweifelte, zu prüfen, sondern um die Schranke, welche zwischen beiden bestand, für immer niederzureißen.

Nachdem Benedikta so lang unterbrochen worden, möge sie jetzt wieder sprechen. Ich fragte sie, ob sie nicht wisse, wie diese ungleiche Ehe ausgefallen?

Sie erzählte: „Ein Jahr nach der Hochzeit kam die Baronin, — so heißt man sie noch immer, — ins Achenthal, wie sie wohl auch früher gethan. Hans war der schlichte, einfache Bauer, sie hatte weder Kleidung noch Wesen verändert. Als ihr Mann in meinen Stall gegangen war, das Vieh anzuschauen, erkundigte ich mich bescheiden, ob sie glücklich und zufrieden sei?“

„Glücklich und zufrieden!“ antwortete sie mit einem Ausdruck, der die volle Wahrheit ihrer Worte bestätigte.

„Aber der Unterschied der Bildung,“ sagte ich, „ist so groß, daß man deswegen wohl einige Sorge tragen könnte. Ich habe oft von verständigen Männern gehört, die einzige Mißheirath sei zwischen Leuten von ungleicher Bildung.“

„Mag sein,“ erwiderte die Baronin nach einigem Besinnen, „mag sein! Wer möchte den Gegensatz zwischen Stadt

und Land leugnen? Mancher Städter, der sich einem Bauernmädchen zu lieb in einen Bauern verwandeln und den Winter im Dorf zubringen sollte, würde gewiß eben so übel fahren, als manches Landmädchen, wenn es plötzlich in eine Großstadt heirathen sollte. Davon gar nicht zu reden, wenn man Bildung und Gesittung, Unbildung und Rohheit gleichsetzt und ein trauriger Zufall Gesittung und Rohheit zusammenschmiedet. Was übrigens die Gebildeten anlangt, so versteckt der platte Firniß nur zu oft Rohheit und Gemeinheit. Auf den Umgang solcher Leute zu verzichten, ist am Ende nicht so schwer. Nach meiner Meinung kommt es bei allen Verhältnissen einfach darauf an, daß man alle Aeußerlichkeiten abstreift und sich im ächt menschlichen sammelt. So viel wenigstens kann ich sagen: Hans und ich haben uns an der Wiege unseres Kindes stets verstanden, ohne einen großen Luxus von Gefühl zu affektiren, wie es Gebildete nur zu gern thun. Die Vorsehung hat es weise eingerichtet, daß sie, wie sie Vornehmen und Geringen die gleichen Gliedmaßen schenkte, denselben auch ein Herz gab, das im gleichen Takte schlägt und von dergleichen Gefühlen bewegt wird. Alles andere ist mehr oder minder aufgeklebt, angelernt, Phrase." Das und ähnliches sagte die Baronin, was ich entweder vergessen oder nicht verstanden habe. — Hm! Ihr Gläschen ist leer, ob dem Geschwätz hab' ich gar nicht darauf acht gegeben. Soll ich noch einmal füllen?"

„Meinetwegen!" antwortete ich, „zum Schlafen ist es ohnedem fast zu früh!"

Benedikta nahm das Glas, Moidele brachte es bald darauf voll zurück.

„Was hat Dikta erzählt?" fragte sie, „gewiß von mir!"

„Man will da von einem Schützen gehört haben, der drüben auf dem Söller Almrosen pflückte."

Das Mädchen wurde verlegen bei dieser Rede, die ich aufs Ungefähr gethan, weil ich sie bei einem Jäger stehen gesehen.

„Na Dikta!“ greinte sie, „jetzt erzähl' ich Ihnen aber auch ihre Liebschaft.“

„Benedikta und eine Liebschaft?“

„Etwa! daß Sie nichts gemerkt haben und kommen doch stets zum zünden, wo man kein Licht braucht. Haben Sie Hans und Dikta nicht am Fenster, wo der blühende Cactus steht, beobachtet? In einigen Wochen ist Hochzeit.“

„Hans, der Hausknecht?“

„Ja das ist eine Geschichte, wie in der Bibel zwischen Jakob und Rebecca. Zehn Jahre dient er schon im Hause und hat Dikta heimlich angeseufzt, aber nie ein Wörtlein gewagt. Sie kennen ihn ja, nur ein Gläschen Wein löst ihm die Zunge; endlich hat sie es gespürt und weil einem, so meinte der Pfarrer, Liebe in älteren Tagen auch wohl thut, ist sie nach langem Hinundherüberlegen endlich fertig worden, ihn zu heirathen.“

„Recht so! Hans ist ein braver Mensch. Nun begreife ich auch, warum sie mir die Geschichte mit der Baronin erzählte. Dikta ist klug!“

Sie trat wieder ein, ich ließ nichts merken. „Sie haben mir noch nicht erzählt,“ begann ich, „wie's dem Hans geht?“

„Welchem Hans?“

„Dem Hans, der schon geheirathet hat.“

„Sehr gut,“ erwiderte sie mit einem Seitenblick auf Moidele.

„Nun so soll der Hans leben, der noch heirathen wird!“

rief ich und führte das Gläschen zum Munde. „Bei euch geht es ja zu wie in einem Taubenschlag.“

„Was prophezeien Sie dem Moidele?“ fragte Benedikta, um sich durch eine kleine Bosheit am Mädchen zu rächen.

„Na jetzt geh' ich!“ sagte diese, blieb jedoch lächelnd unter der offenen Thür stehen.

„Gestern hat ihr geträumt,“ fuhr die Wirthin fort, „sie habe drei ellenlange Hechte im Bett. Was bedeutet das?“

„O Moidele,“ rief ich, „dann gibts bald Hochzeit und beim ersten Kindbett Drillinge.“

Das Mädchen schlug die Thür zu und rannte davon.

* * *

Drei Tage darauf erhielt ich zu Innsbruck einen Brief:

Lieber Herr Doktor!

Da ich überzeugt bin, daß Sie an allem, was mich und mein Haus betrifft, herzlichen Antheil nehmen, so drängt es mich, Ihnen zu schreiben, daß ich meinen Stand verändern werde. Am Montag, als am 1. Juni, ist Hochzeitstag. Ich heirathe den Hans und glaube mit ihm besser daran zu sein, als wenn ich einen Mann heirathe, der glänzendere Eigenschaften besitzt und dann mit mir nicht zufrieden ist. Ich hätt' es Ihnen schon gern zu Pfingsten gesagt, doch wußte ich noch den Hochzeitstag nicht bestimmt und wollte Sie mit der Nachricht überraschen. Behalten Sie auch fernerhin mir Ihr freundliches Angedenken; ich empfehle Ihnen auch den Hans, bleiben Sie unser treuer Gast und Freund!

Mit herzlichem Grusse und aller Hochachtung

Ihre Benedikta.

Glück auf, wackere Benedikta, rufen wir zum Schlusse, Glückauf und reichen Segen für den heiligen Ehestand!

Der Flüchtling.

Hinter dem Hause Scholastika's erhebt sich ein steiler, waldiger Berg, der Unutz. Er liefert zwar den Bauern nur wenig Holz, die breite Fläche, die sich über seinen Hochrücken hinzieht, ist dürr und wasserarm, spärliche Seggenbüschel auf kalkigem Grunde gewähren Schafen und Rossen ein dürftiges Futter; dessenungeachtet hat er in neuester Zeit eine gewisse Berühmtheit erlangt. Sein Gipfel, den auch Damen in zwei bis drei Stunden ohne Gefahr ersteigen, gewährt eine Aussicht, noch viel großartiger, als die von der hohen Salve, indem man die Gletscher der Centralalpen, das schroffe Kalkgebirge, welches sie einfaßt, und das bairische Flachland, so weit das Auge trägt, überschauen kann. Wohl die wenigsten der zahlreichen Bummler, welche eigentlich nur hinaufsteigen, um sagen zu können, sie seien droben gewesen, werfen von der scharfen Kante, mit der gegen Ost die Hochebene abbricht, einen Blick in den Abgrund, der sich gegen Steinberg niedersenkt. Die steile Lehne ist nur stellenweise von Zundern überwachsen, erst weiter unten beginnt der Wald und bedeckt fast ohne Unterbrechung den Abhang, der hier sanfter ausläuft. Die Hochfläche des Unutz ist durch eine Furche fast in der Mitte gespal-

ten; an dieser Stelle beginnt eine Schlucht, die sich allmählich zu einem Thälchen vertieft und ausweitet und selbst noch den Gürtel der Föhren und Tannen durchschneidet. Rechts und links erheben sich pralle Wände, der Boden ist von Steintrümmern übersät, im Schatten der Vorsprünge liegt noch im August grobkörniger Schnee als letzter Rest der Lawinen, welche hier niederbrausen. Willst du Einsiedler werden, hier ist ein Plätzchen, wo dich niemand stört, du hörst nichts als den Pfiff der Schneefinken, das Aechzen der Jochdohle und den heiseren Schrei des Alpenadlers, der auf Beute ausfliegt, aber du darfst nicht zittern vor dem Blitze, der neben dir in die kahlen Felsenschädel schlägt, vor dem Donner der Lawinen, vor dem Sausen des Sturmes, welcher Felsenblöcke von den Wänden losreißt und auf die Bäume tief unten schleudert. Hier und da klingt das Glöckchen von Steinberg und mahnt dich, daß über dir derselbe Herrgott walte, wie über den Menschen drunten im Thal, deren Gesellschaft du unmuthig geflohen. Durch diese Schlucht vom Grat des Unutz den Weg nach Steinberg zu suchen, fällt nicht einmal Sennern ein; wenn ich es unternahm, so geschah es wahrlich nicht, um nachträglich im Wirthshaus ein Abenteuer zu erzählen, sondern um Petrefakten zu holen. Den Plan dazu hatte ich schon längst entworfen, die Ausführung jedoch auf den Frühling verschoben, wo noch die Mulden Schnee ausfüllt, welcher festgefroren einen viel leichteren Uebergang gestattet, als das lockere Steingerölle, das leicht kollernd jeden Schritt unsicher macht.

Ich erstieg voriges Jahr zu Pfingsten den Unutz. Unter mancherlei Schwierigkeiten hatte ich endlich die Mitte des Absturzes erreicht, wo sich die Schlucht erst ein wenig erweitert und dann wieder zusammenschnürt. Die Buchen trugen be-

reits junges Laub, blühende Sträuche von Steinmispel und Schlingbaum hingen aus den Felsenritzen, während an einem kleinen Wasserfalle, der von einem Absatze niederflatterte, die Moospolster schon mit frisch grünem Ueberzuge prangten. Der Platz schien mir zu einer kleinen Rast geeignet, um so mehr, da ich erst über die Fortsetzung meines Weges nachdenken mußte. Die Welt war hier wie mit Brettern vernagelt, an den Schrofen könnte nur eine Fliege emporklettern, der Rinne zu folgen hinderte ein steiler, schlüpfriger Abbruch. Unschlüssig klomm ich hin und her, da fand ich, verdeckt von einem Vorsprunge, die Trümmer einer Hütte. Nur einzelne Pfähle ragten noch empor, dazwischen faulten die Planken auf dem Boden zerstreut, ganz hinten lag ein Viereck von angerauchten Steinen, die einmal zum Herde gedient hatten. Wer mochte hier gehaust haben? Ein Wurzelgräber hatte an diesen Schrofen nichts zu holen, für eine Alm war der Platz zu klein, Rinder konnten gar nicht hergetrieben werden, und selbst für Ziegen, sollten sie ihre Weide nicht stundenweit zusammenlesen, war kein Futter da. Ein wackeliger Pfosten trug ein halbverwittertes Gemälde im schrecklichen Stile der Martersäulen, welche man in den Tiroler Alpen an Plätzen, wo sich ein Unglück zugetragen, nicht selten sieht. Mit Mühe entzifferte ich die Vorstellung; es waren die armen Seelen, die aus einem fürchterlichen Feuer die Hände zum Himmel streckten. Darunter stand mit Bleistift: „Betet für mich, ich bete für euch, damit wir frei werd ...." Hier war ein rostiger Nagel durchgeschlagen. An einem Querbalken, den der Ruß vor Vermoderung geschützt hatte, waren unter zwei brennenden Herzen einige Buchstaben eingeschnitten: N. M. und K. N. Ich forschte weiter, da entdeckte ich auf einem Brette ein kunstloses Basrelief, es stellte einen Schützen

dar, der über Felsen kletterte, unten standen Soldaten mit ungeheuren Federbüschen und schossen auf ihn, man sah die Kugeln aus dem Rohre fliegen. Zur Seite hing ein Schiff in der Luft, es trug ebenfalls Soldaten und eine Kanone. Eingekratzt war die Jahreszahl 1809. Sonst war nichts zu entdecken, was auf Person und Absicht des ehemaligen Bewohners gedeutet hätte.

Ich schloß, daß hier doch irgendwo ein Ausweg sein müsse; wie wäre sonst die Hütte hergekommen? Sie stand ja bereits über der Holzgrenze, wo die Bäume zum Gebüsch verkrüppeln; Balken und Bretter von der anderen Seite des Joches herüberzuschleppen, war fast geradezu unmöglich. Sie mußten also von unten hergebracht sein. Da erblickte ich weit rückwärts am Felsen einige Grasbüschel übereinander, an denen man sich halten und emporklimmen konnte. Wirklich erreichte ich so den niederen Grat. Auf der anderen Seite hingen dann lange Aeste der Zundern wie Seile hinab, ich ließ mich, bis meine Füße wieder festen Grund berührten, mit den Händen hinunter. Von dieser bedenklichen Stelle abwärts mußte ich noch einige hundert Schritte durch Gebüsch kriechen, allmählich zeigten sich Spuren eines Ziegenpfades, das Schwerste war überstanden. Das Bächlein, welches oben in der Schlucht entsprang, war zum Bach angeschwollen, ich wusch mir in seinem eisigen Wasser die Glieder und eilte sodann neugestärkt den Abhang hinunter, bis mich der Schatten eines herrlichen Waldes, eines der wenigen, wo die Bäume noch unverstümmelt wachsen dürfen, umfing. Ich hatte mir vorgesetzt, die Schwämme Tirols wissenschaftlich und gastronomisch zu studiren; der feuchte moosige Boden schien mir ganz geeignet für diese Gewächse; die Mühe des Suchens wurde jedoch schlecht belohnt, sei es,

daß die Zeit zu früh war, oder der Dolomit des Untergrundes nicht taugte. Auch die Pflanzen niederen Ranges sind bei der Wahl ihrer Heimat eigensinnig und fordern bestimmte Verhältnisse des Daseins.

Bald verleidete mir die vergebliche Mühe, ich suchte quer durch den Wald die Straße, welche Achenkirch mit Steinberg verbindet. Gerade gegenüber der weißen Kalkpyramide des Guffert, der fast leuchtend aus dem dunklen Himmel niederschaute, ist ein höchst anmuthiges Plätzchen in der Waldeseinsamkeit. Schattige Buchen wölben sich über eine Quelle, welche in mächtigem Strome aus dem Boden steigt und von dem schönsten Borde aufgenommen wird. Weißer und goldgelber Steinbrech erheben sich zu vollen Sträußen, daneben träumt das Vergißmeinnicht am Wasserspiegel, auf der aromatischen Münze spielen blaue Käfer, kaum vermag der zarte duftende Stendel durch das breite Farrenkraut durchzugucken. Neben der Quelle ragt ein großes Kreuz, den Fuß desselben hält eine Magdalena umschlungen, deren Hand, so oft ich vorüberging, einen frischen Strauß trug. Am Stamme ist ein Draht angebracht mit einer Reihe Korallen, fromme Wanderer schieben einige derselben vor- oder rückwärts und verpflichten sich dadurch, eben so viele Vaterunser zu beten. Darüber liest man auf einem Täfelchen: „Erbarmt euch einer armen Seele."

Ich hatte hier auf dem Betschemel eine Weile gerastet, da trat ein Bauer aus dem Gebüsche; er warf Axt und Reisigbündel auf den Boden und setzte sich zu mir. Nachdem wir die ersten Begrüßungen getauscht, zu welchen auch das Wohin und Woher gehört, fragte ich ihn, wer denn jene Hütte bewohnt habe, deren Trümmer mir droben in der Schlucht aufgefallen waren.

„Das ist eine alte Geschichte!“ erwiderte er. „Es war lang' ein starkes Gerede darüber, jetzt ist es aber vergessen und man soll es nicht aufrühren, denn jeder Tag hat ohnehin seine Plag'. In jener Hütte hat der Wegmacher Klaus mehrere Monate gewohnt; jetzt geht es ihm freilich besser. Seht ihr das Haus dort?“

Er deutete mit dem Finger auf einen Bauernhof, der einige Büchsenschüsse vor uns auf der Höhe von Steinberg lag. Es war ganz im Stil ähnlicher Gebäude dieser Gegend: ein steinerner Unterbau, auf den der erste Stock von Holz aufgelegt war. Dazwischen nahm ein Söller mit einem zierlichen Gitter die Vorderwand ein. Ich erinnerte mich sehr wohl, daß ich gelegentlich ein Frescobild über der Thür betrachtet hatte. Es stellte einen Tannenbaum vor, auf und um den wie in der Arche Noah fast alle Thiere des Waldes versammelt waren, etwas seitab stand ein Bär auf den Hinterpranken, dem ein Jäger die Büchse auf die Brust drückte.

„Nun, was ist mit dem Haus?“ fragte ich weiter.

„Das gehört ihm mit den Feldern bis zum Zaune. Er vermag etwa fünfzehn Stück Kühe zu halten, gewiß viel in unserer Gegend. Uebrigens kann ich auch die Sache nicht genau erzählen, denn ich hab' erst vor einigen Jahren hereingeheirathet. Die Lena bei der Scholastika — weil ihr dort übernachtet — weiß, was im Achenthal seit fünfzig Jahren fliegt und stiebt, die redet euch wie ein Buch; erkundigt euch nur nach dem Klaus.“

„Nun, so theilt wenigstens mit, was euch bekannt ist.“

„Der Klaus ist ein Deserteur gewesen und hat im Jahre 1809 unter dem alten Aschbacher mitgerobelt. Gehabt hat er anfangs nichts, dann aber das Gütchen dort gekauft und ge-

heirathet. Da soll sich allerlei zugetragen haben, was man gewiß beschreiben thät, wenn der Klaus ein General oder gar ein König wär'. Uebrigens darf man ihm nichts Uebles nachreden, er ist ein braver christlicher Mensch." Er schlug Feuer und legte den glimmenden Schwamm auf seinen Nasenwärmer. „Jetzt behüt' euch Gott, ich muß heim, fragt nur die Lena." Er warf den Bündel über den Rücken und ging fort.

Eine Geschichte, würdig in einem Buche beschrieben zu werden und noch dazu wahr! Wer möchte darüber nicht Petrefakten und Schwämme vergessen, um sich überraschen zu lassen und dann auch die Leser zu überraschen? Ich trabte daher rüstig vorwärts. Als ich die Poststraße am Saume des Waldes erreicht hatte, spähte ich nach allen Richtungen, ob der alte Klaus, der mir plötzlich zu einer wichtigen Person geworden, nicht sichtbar würde. Dort, wo der Weg vom Pulverer abzweigt, traf ich ihn endlich und betrachtete ihn als künftigen Helden meiner Erzählung mit mehr Andacht als gewöhnlich. Er stand etwas vorgebeugt vor einem Steinhaufen; von Zeit zu Zeit ein kleines Rauchwölkchen aus der Pfeife blasend, zerklopfte er emsig die größeren Stücke und schob sie in die ausgefahrenen Furchen der Straße. Auf dem Zaune hing sein grobwollener Kotzen, daneben ein Säckchen mit einem Stück rauhen Bohnenbrotes und einer Butterschachtel, das Mittagsessen des ehrwürdigen Alten.

Ich rief ihn an: „Wie geht's?"

Er strich das sparsame graue Haar aus der hohen Stirn und betrachtete mich mit den großen wasserblauen Augen, als ob er sich erst besinnen müßte. „Ja ja," sagte er endlich, „jetzt kenn' ich euch erst wieder, ihr seid ja der Steindlnarr, — verzeih' mir's Gott, daß ich euch so heiße, aber die Leute nennen euch so, weil ihr alle Felsen abhämmert; wo kommt ihr her?"

„Vom Unutz. Ich bin durch die Runse herab, und hab' eure Hütte gesehen!"

„Meine Hütte? Ihr schnuffelt doch alles aus! Ich bin jetzt viele Jahre nicht mehr dort gewesen, muß aber vor meinem letzten End' doch noch einmal hinauf und dem Herrgott danken. Nun — euch geht die Sache gerade nichts an." Er fing wieder an zu klopfen, plötzlich stützte er sich auf den Stiel des Hammers: „Ist sie noch nicht aus den Fugen?"

„Einige Pfähle stehen noch, sonst ist alles ein Trümmerhaufen."

„Gerade wie ich!" murmelte er, „behüt' euch Gott!"

Ich kannte den alten Klaus zu gut, um noch eine Antwort von ihm zu erwarten, und eilte der Scholastika zu.

Wer noch nie einen Nachmittag auf ihrer Terrasse vorn am See zugebracht hat, folge ja recht bald meinem Beispiel, hier ist einer der anmuthigsten und stillsten Erdwinkel, die ich kenne. Vom Südwind leise bewegt, rauschen die Wogen des blauen Sees an das Ufer, und neben dir steht Moidele, das hübsche Mädchen mit goldenem Haar, und plaudert mit den Wellen lustig und heiter in die Wette. Ab und zu füllt sie das Glas mit feurigem Rothwein, oder wechselt die Teller und stellt dir ein Stück Auerhahn, Reh und blaugesottene Forellen auf den Tisch. Von Zeit zu Zeit schaut die behäbige Wirthin Scholastika nach, ob es dir wohl auch gut gehe und für dein irdisch Theil ordentlich gesorgt sei. Es ist ein Stück Süden im Norden. Der Achensee zeigt dir die wunderschöne Farbe der Adria bei Istrien und den ionischen Inseln, es spiegeln sich aber Almrose und Jochaurikel darin.

Mir lag indessen dieses Mal weniger an Scholastika und Moidele, als an Lena, der Chronik von Achenthal. Möge

sich niemand etwa eine Gestalt vorstellen, wie Kaulbach's Saga: Lena ist zwar betagt und klug, aber nicht so schön und erhaben wie diese, was sich wohl bei einer schlichten Kellnerin, die in keinem Pensionat erzogen wurde, von selbst versteht.

„Lena, Lena, Lena!" und im Chor von Scholastika und Moidele noch einmal „Lena!" Die Gerufene erschien endlich, angekündigt vom Klirren des Schlüsselbundes; ich theilte ihr mein Begehren mit, sie schüttelte jedoch bedenklich den Kopf und meinte: „Bei Ihnen darf man eigentlich dem Landfrieden nie trauen, Sie sind leicht wieder im Stande und lassen mich drucken, wie in Ihrem Buche „Aus den Tiroler Bergen". Da fragen mich die Fremden: „„Ists wahr, daß Sie im Winter Homer, Göthe und Schiller lesen?"" ich muß mich schämen, sage aber stets: Erlogen ist es, alles erlogen, der Doktor lügt ja ganz grausig, wie ein Bote."

Endlich ließ sie sich doch erweichen und erzählte mir ausführlich, was sie wußte. Obwohl ich es wünschte, konnte ich das Gehörte doch nicht am gleichen Abend niederschreiben; als ich nach meiner Rückkehr zu Innsbruck daran ging, hatte sich mancher Zug von Unmittelbarkeit verwischt, vielleicht wider meinen eigenen Willen manches aus meiner Phantasie angefügt. Was übrigens Lena betrifft, so ist sie freilich nicht im Pensionat zu Lauterach erzogen, hat jedoch viel erlebt und bei einer scharfen Beobachtungsgabe sich manches Ergebniß der Erfahrung zurecht gelegt. Daher darf man sich über viele Bemerkungen aus ihrem Munde nicht wundern, um so weniger, da sie in den Stunden des Winters, wo die Gäste fehlen, manches Meisterwerk der Literatur gelesen, von dem unsere hochgebildeten Fräulein in der Regel hören, aber nichts wissen.

Doch zur Sache.

„Wenn Sie über die Brücke bis zum Baunzner gehen, schließt den Hintergrund des Thales der waldige Mamos. Von den Hügeln, welche ihm vorliegen, leuchten jedem drei große, aus Stein gebaute Bauernhöfe entgegen, deren Aussehen auf einen bedeutenden Wohlstand der Besitzer schließen läßt. Sie heißen: Beim untern, mittlern und obern Nidinger. Die Bauern sind nahe verwandt und gemeinsamen Stammes. Ihrem Urgroßvater, vielleicht reicht es auch weiter zurück, zeigte ein Venedigermandl, das er mit einer geweihten Stutzenkugel vor dem Rachen einer Schlange gerettet, zum Danke das Goldbrünnlein auf dem Sonnenwendjoch. Dieses fließt über einen grauen Letten, welcher, wenn man ihn zu Hause trocknet, ganz von Goldflinserln schimmert. Da holte sich nun der alte Nidinger, so viel er zu schleppen vermochte, und hatte er wieder etliche Centner beisammen, so fuhr er mit dem Kohlenwagen nach Brixlegg in das Hüttenamt, wo man ihm das edle Erz theuer bezahlte. Als er grau zu werden anfing und an die vier letzten Dinge dachte, entschloß er sich, den Söhnen die Quelle des Reichthumes zu zeigen. Diese waren jedoch liederlich; jemehr der Vater Geld herbeischleppte, desto mehr verputzten sie. Das machte ihm viel Kummer und er verschob deshalb die Erfüllung seiner Absichten von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, mochten auch die Buben schmeicheln wie sie wollten. Endlich berieth er sich mit einem Geistlichen und vollführte treulich, was ihm der empfahl. Er kaufte Grund und Boden zusammen, rodete Wälder aus und baute die drei Höfe. An seinem Geburtstage behielt er die drei Söhne nach dem Essen bei sich und sagte ihnen: „Jeder von euch erhält ein Gut; dem, der es drei Jahre hindurch am besten bewirthschaftet, zeige ich das Goldbrünnlein, bis dahin kriegt aber keiner

einen Kreuzer, der ihn nicht verdient." Da hättest sehen sollen, wie die arbeiteten, nirgends waren die Felder so gut bestellt, wie bei den Nidingern; Rindvieh und Schafe gediehen, daß sie bei der Leonhardskapelle stets den Preis davontrugen. Der dritte Geburtstag brach an, aber der Alte war verschwunden. Statt seiner erschien der Abt von Fiecht und sagte den Buben: „Auf euren Vater braucht ihr nicht mehr zu warten, ebenso dürft ihr euch keine Mühe geben, das Goldbrünnlein aufzuspüren. Es ist verschüttet für immer. Jeder von euch hat zu leben, wenn er arbeiten will, und ihr seid auch, das muß man bestätigen, die bravsten Bauern vom Thal. So wollte euch der Vater, das ist Gott wohlgefälliger als Reichthum, der mißbraucht wird. Aber auch an eure und seines Geschlechtes Zukunft hat er redlich gedacht und eine Kirche gestiftet, welche den Nießbrauch gewisser Grundstücke so lange zieht, als keiner von euch ohne seine Schuld verarmt. Tritt dieser Fall ein, so darf er den Anspruch auf ein Drittel des Betrages erheben, bis er sich erholt. So ists, da liegt die Urkunde. Euer Vater hat sich eine Zelle in einem Kloster ausbedungen, dort hofft er ein seliges Ende zu erlangen. Ist er abgeschieden, werd' ich es euch sagen, damit ihr für sein Heil in der andern Welt Messen zahlen könnt. Seid brav und gottesfürchtig wie er, und jetzt kniet nieder und nehmt durch mich seinen Segen." Die Bauern knieten schluchzend nieder, jeder gelobte sich im Stillen zu thun, wie der Vater befohlen — sie sind auch rechtschaffen geblieben. Ihr Stamm pflanzt sich in Ehren fort: wie der Vater, so der Sohn.

Der mittlere Nidinger hatte einen Buben und eine Tochter. Obgleich sie erwachsen waren und sehr brav arbeiteten, reichten ihre Kräfte doch nicht aus, das weitschichtige Gut or-

dentlich zu bewirthschaften. Der Alte dingte deswegen zu Georgi einen Knecht, unsern Klaus. Er war ein bildsauberer Bursch, daß ihm die Mädeln auf der Straße nachguckten, ebenso flink beim Tanz als beim Mähen; rechtschaffen in allen Stücken schaute er auf das Gut seines Herrn, wie auf sein eigenes. Doch da hatte er freilich nicht viel zu schauen; unehelicher Sohn einer Bauerndirne bei Schwaz, welche starb, als er eben ausgeschult war, lernte er bald, wie bitter es sei, fremdes Brot zu essen, erlangte aber auch das stolze Gefühl, daß, wer von eigener Arbeit lebe, selbst dem, welcher ihm das Brot dafür giebt, völlig gleichberechtigt sei und sich vor ihm nicht zu demüthigen brauche. Mit diesem Grundsatz kam er freilich nicht überall zurecht und verließ daher manchen Dienst, wo ihm ein hochmüthiges Bürschlein auf den Fuß treten wollte, aber von jedem Haus schied er mit vollen Ehren. Der Ridinger, selbst ein tüchtiger Charakter, wußte ihn zu schätzen, das Burgl lernte bald ihn lieben. — Und auch er vergaß, wenn er dem netten Diendl in die nußbraunen Augen guckte, nur zu bald, daß er nichts sei als ein armes Knechtl, dessen ersparte Kreuzer kaum ausreichen würden, eine Kuh zu kaufen. Glücklich, wer sich in der Jugend dem Strom einer reinen Empfindung überlassen darf, das ist mehr werth als die Weisheit des Alters, diese Spätfrucht herber Enttäuschung und verzehrender Sorge! Das Mädchen dachte nur an ihn, an ihn allein, er aber hatte zu viel erfahren und gelitten, daß ihm nicht endlich Bedenken aufsteigen sollten. Was wird der Ridinger sagen? Er konnte es nicht länger mehr über das Herz bringen, den alten Mann, der ihn in ganz anderer Absicht aufgenommen und stets liebreich behandelte, zu täuschen, aber das Reden war ebenso schwer. Nur noch bis zum Herbst wollte er warten, Ridinger

sollte ihn ganz kennen lernen, die Kraft seiner Arme war ja auch ein Capital, das mit Gottes Hülfe Zinsen tragen konnte, und dem Ahnenstolz des Bauern setzte der Knecht im Gedanken sein Sprüchlein entgegen: „Selbst ist der Mann!“

Aber Feuer und Liebe, wer kann die verbergen? Dem Alten ging, wie er sich ausdrückte, längst schon der Hund vor dem Licht um. Doch wer ehrlich ist, sucht andere nicht hinter dem Ofen, daher traute er auch Klaus keine Schlechtigkeit zu. Es war im Juli beim Heuen. Was eine Hand regen konnte, führte die Sense und in langen Schwaden trocknete das Gras an der glühenden Sonne. Die Arbeiter blickten oft nach dem Schatten eines Ahorns, ob er nicht von West nach Osten vorrücken und ihnen endlich die Raststunde zwischen Vor- und Nachmittag verkünden möchte. Das war ihre Uhr, denn vom Dorfe herauf hörte man keinen Glockenschlag. „Laßt jetzt gut sein!“ rief endlich der alte Ridinger, und die Sensen sanken zu Boden. Die Mäher zogen sich unter das breite Laubdach des Baumes zurück, nur Klaus eilte auf die mäßige Höhe vor der Wiese, um auszuschauen, ob Wallburg nicht bald das Essen bringe. Da stieg sie auf der Seite des Abhanges langsam empor, auf dem Kopf einen Korb mit einem weißen Tuch überdeckt, zwischen dem Weidengeflecht guckten die braunen Schmalznudeln durch, in der Hand trug sie eine zinnerne Flasche mit saurer Milch als Labung in der Hitze des Tages. Klaus sprang ihr entgegen, er nahm ihr das schwere Geschirr aus der Rechten; wie sie aber mit der Linken nach dem Korbe griff, um ihn im Gleichgewicht zu halten, ließ er die Gelegenheit nicht unbenützt und stahl rasch ein Küßchen. Er hatte nicht bemerkt, daß ihm der Alte folgte, im weichen Gras hörte er auch dessen Schritte nicht; dieser sah die liebliche Scene, sie

erfreute ihn aber weniger als vielleicht einen Maler, wär' einer dagewesen. Schweigend nahm er den Hut ab, kratzte im Haar und ging, ohne sich bemerkbar zu machen, rasch zurück. Auch während des ganzen Nachmittags verrieth er mit keinem Laute, was er beobachtet.

Klaus lag Nachts schon in tiefem Schlafe, und wohl auch im ganzen Hause mochte kein Auge mehr offen sein, da wurde er plötzlich von einer rauhen Hand gerüttelt. Erschrocken fuhr er auf, neben seinem Bette stand der alte Nidinger und forderte ihn auf, sich rasch anzukleiden. Willig gehorchte Klaus, welcher glaubte, er müsse vielleicht noch irgend ein Geräth zum Schmiede tragen, damit man es morgen zeitlich erhalte. Als er fertig war, stellte der Bauer die Lampe auf den Tisch und zog einen Schlüssel aus dem Sack. „Du hast mit der Burgl angebandelt?" begann er.

Klaus schwieg.

„Du brauchst nicht zu leugnen, ich habe es ja selbst gesehen, gesehen mit diesen Augen."

„Und ich hab' sie mit diesem Mund geküßt! Wer sagt dir denn, daß ich leugnen will? Wo hab' ich je gelogen?"

Der Bauer trat überrascht einen Schritt zurück.

„Wenn man freien will, muß man die Trauung zahlen können, und ist die bezahlt, braucht man Geld für den Haushalt, wo hast du das?"

Klaus erwiderte mit einem finstern Blick.

„Ja, sei nur trotzig," fuhr jener fort, „wie alle, welche ein Unrecht anrichten."

„Ein Unrecht? Zwar hat es mich lang gedrückt, daß ich mit dir nicht reden konnte, für den Herbst war es jedoch mit Wallburg ausgemacht, ich sollte vor dich hintreten und sie

fordern. Arbeit ist auch was werth und arbeiten kann ich, das mußt du selbst bezeugen, übrigens würdest du wohl auch der Wallburg etwas mitgeben."

„Das sind die rechten Schwiegersöhne, die ihrem Weib an der Schüssel hocken wollen. Hab' ich denn nicht auch einen Buben? Er muß Stamm und Namen fortpflanzen, bei ihm bleibt das Gut, und zwar ohne Schulden. Das Mädel kriegt nicht viel, die soll was Rechtes lernen, damit sie einen Mann findet, der sie heimholt und erhält. Als Bauernsohn solltest du wissen, — doch Bauernsohn, was red' ich da!"

Klaus maß ihn mit funkelnden Augen, er hob den Arm, ließ ihn jedoch rasch wieder sinken, denn Wallburgs Vater sprach mit ihm.

Dieser hatte die Bewegung beobachtet und sagte: „Ich will dich nicht verhohnekeln, im Gegentheil, wenn du deinen Spruch: „„Selbst ist der Mann!"" zur Wahrheit machst, ehr' auch ich den Mann in dir. Bis dahin hat es noch weit. Wir wollen übrigens die Zeit nicht länger verschwätzen, der Wagen am Himmel hat sich schon gedreht. Du verläßt mein Haus augenblicklich, Lohn und Kleider schick' ich dir zum Mohrenwirth nach Schwaz. Eines aber versprich mir noch: du läßt die Sache auf sich beruhen und gibst dem Mädel nie eine Nachricht von dir. Versprich mir's!"

„Nein," antwortete Klaus ruhig und fest. „Dieses wär' Unbill gegen Wallburg und mich selbst. Du hast kein Recht, das von mir zu verlangen, und ich hab' keine Pflicht gegen dich, es zu erfüllen. Merk' dir, was ich jetzt sage, und ich schwör' es zu halten: Wallburg bleib' ich treu wie ein gewissenhafter Bräutigam der Braut, sie soll das erfahren, und nur wenn sie mich meines Wortes entbindet, erkenne ich mich

frei. Ich bleib' ihr treu bis zum letzten Athemzug, du wirst sehen, daß auch ein armer Mensch es zu etwas bringen kann. Vielleicht brauchst du mich noch!"

Der Bauer lächelte.

„Ha, spöttle nur, mög' es der Himmel fügen, daß du mich brauchst, — Wallburg ist deine Tochter, ich werde dann daran denken."

Er nahm den Hut und ging ohne Abschied fort.

Der Alte trat auf den Söller, um zu wachen, daß Klaus nicht zum Fenster des Mädchens emporsteige, um Abschied zu nehmen.

Dieser bemerkte ihn und rief zurück: „Leg' dich nur zu Bett, die Ruhe Wallburgs ist mir heilig!"

Die dunkle Nacht nahm ihn auf, bald hörte man nur mehr den Hall seiner Tritte.

Er kam an der Mauer des Friedhofes von Achenkirch vorbei. Kein ihm theurer Todter schlummerte hier, er öffnete aber dennoch das Gitter und trat herein.

Oben zogen klar und leuchtend die Sterne, er kniete auf einem Stein nieder, faltete inbrünstig die Hände und rief die armen Seelen im Fegfeuer an.

„Ihr wißt ja auch da drunten," seufzte er, „wie Leiden thut; die Reichen, so lang sie ihren Grund und Boden treten, kennen das freilich nicht. Heilige Mutter Gottes, erlöse sie, damit sie vor dem Throne deines Sohnes fürbitten, daß auch ich von meinem Leid erlöst werde." Schwere Thränen rollten auf seine schwieligen Hände.

Da schlug es dumpf zwölf Uhr ... ein Schauer durchrieselte ihn, er wollte aufstehen und fortgehen. Noch einmal faltete er die Hände. „Das ist die Stunde, wo ihr aus den

Gräbern dürft .... ich brauch' euch nicht zu fürchten! Heilige Mutter Gottes, erlöse sie und tröste meine Wallburg."

Plötzlich war es ihm, als thaue überirdischer Trost in seine Seele .... er empfand den Segen eines aufrichtigen Gebetes. Beruhigt erhob er sich. Er wollte bei einem ihm bekannten Bauer sich ein Nachtlager erbitten, gab jedoch seine Absicht auf, um sogleich nach Schwaz zu gehen.

Für Wallburg brachen traurige Tage an. Am nächsten Morgen theilte ihr der Vater mit, was vorgefallen, nicht ohne strenge Vorwürfe, daß sie sich in diesen Handel eingelassen. Sie erwiderte: „Alle haben ihn geschätzt und geliebt, und ich sollte ihn nicht gern haben?"

„Schlag' dir die Sache aus dem Kopf," sprach der Alte unmuthig, „da wird nie etwas draus."

Sie schwieg und damit hatte die Sache vorläufig ein Ende, denn er berührte sie mit keinem Worte, indem er schlau darauf rechnete, gerade dadurch das Vergessen zu erleichtern. Dem war aber nicht so; Wallburg war und blieb traurig, niemand konnte sie bewegen, einen Heimgarten oder gar den Tanzboden zu besuchen. „Wenn mir nur irgend jemand von Klaus Botschaft brächte!" dachte sie oft im Stillen. Aber Woche um Woche verrann, ohne daß sie etwas von ihm hörte, kein Mensch redete mehr von ihm, als ob er längst gestorben wäre. Dem Alten entging ihr Zustand nicht, er war überzeugt, daß Vorstellungen und Zureden nichts nützen würden, und beschloß, einen andern Weg einzuschlagen. Der Nachbar Angerer hatte einen Buben, den Natz, welcher schon lange Wallburg umschlich, aber von ihr auch nicht im mindesten beachtet wurde. War er Nidinger zwar nicht gerade willkommen,

so ließ sich gegen ihn doch nicht viel einwenden; er hatte Aussicht, als einziger Sohn einmal das Gütchen seines freilich noch rüstigen Vaters, der vorläufig zum Abdanken wenig Lust zeigte, zu übernehmen; bezüglich Gestalt und Sitten gehörte er zu jener großen Mittelklasse, welche im Guten wie im Schlechten am wenigsten durch die Mäuler der Leute läuft. Angerer konnte seine Arme leicht entbehren, er und die Töchter reichten für Haus und Feld aus, und so ging er mit Freuden auf den Antrag Nidingers ein, ihm den Burschen als Knecht zu schicken. Schon am nächsten Morgen lief dieser freudestrahlend, das Bündel unter dem Arm, daher, war ihm doch nichts erwünschter, als mit Wallburg unter einem Dache zu wohnen. Die Wonne währte aber gar nicht lange. Sie trumpfte ihn, als er sich ihr nähern wollte, so scharf ab, daß ihm die Lust verging, sie noch einmal anzureden.

Einige Tage darauf, nachdem er sich von dem ersten Schreck erholt, lief bei dem Gemeindevorsteher ein Schreiben mit dem bairischen Amtssiegel ein. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, daß bis zum ersten November 1808 eine Truppenaushebung stattfinden solle, wobei alle Bursche vom vollendeten neunzehnten bis zum zweiundzwanzigsten Jahre loosen müßten. Das war ein großer Jammer, nicht bloß im Thal, sondern durch ganz Tirol, wo bisher kein Zwang zum Waffendienste galt. Was half aber das Murren? Man tröstete sich auf den nächsten Frühling und ballte vorläufig die Faust im Sack. Der Gemeindevorsteher vollendete die Listen, ein Anschlag am schwarzen Bret lud die Pflichtigen auf den Sonntag zum Riederer neben der Kirche. Da war der Tanzsaal gesteckt voll, es rührte jedoch keiner von den Burschen, welche sich hier oft lustig getummelt, einen Fuß, sondern sie

starrten in banger Erwartung auf den Tisch, hinter welchem ein leerer Stuhl stand. — Der Gemeindevorsteher trat ein, sein betrübtes Gesicht verkündete nichts Gutes, hinter ihm trottete der Schullehrer mit einem Bündel Akten unter dem Arme. Jener hustete und begann dann seine Rede: „Warum ihr da seid, wißt ihr; jetzt werd' ich die, welche da sein sollen, verlesen und wenn sie da sind, schreit jeder: hier! wie in der Schule." — Er verlas das Verzeichniß — Hier! — hier! — hier! Keiner fehlte.

„Es ist zwar eine wüste Geschichte," fing er von neuem an, nachdem er sich mit dem Rockärmel den Schweiß von der Stirne gewischt, „aber weil es halt eine wüste Geschichte ist, so müssen wir, hat der Aschbacher beim Zoll gesagt, folgen, sonst wird es noch wüster. Richtet euch halt, die's trifft, auf den 30. Oktober, das ist der St. Wolfgangstag, her und kommt hier zusammen, die Gemeinde läßt euch auf Leiterwagen bis Schwaz führen und dort müßt ihr loosen. So will's der Napoleon, aber wart' nur! Im Frühjahr wollen wir dem Saggeraschwanz schon helfen. Jetzt geht und sagt niemand etwas.

Diese Rede verfehlte ihren Eindruck nicht. „Ja, helfen wollen wir dem Saggeraschwanz!" klang es im wilden Wirrwarr der Stimmen, als die Bursche zur Thür hinausschoben.

Am gefürchteten Tage des Abschieds klangen schon früh die Glocken vom Thurme, der Pfarrer wollte eine feierliche Messe halten, ein Todtenamt, wie manche Uebles voraussahnend meinten. Die Kirche war gedrängt voll, wie kaum zu Weihnachten oder Ostern, alle beteten andächtig, die Mütter machten heimliche Gelübde. Wenn das Loos ihren Sohn nicht

traf, fiel es auf einen andern, denn das Regiment forderte unerbittlich seinen Blutzins. Als der letzte Segen ertheilt war, standen vor Riederers Wirthshaus bereits drei Leiterwagen mit Bretern über quer, welche grobe Kotzen deckten; Bogen aus Fichtengezweig, die sich darüber wölbten, verliehen dem Ganzen einen festlichen Ausdruck. Auf dem ersten saß der Postillon in seiner bunten Tracht und blies lustige Fanfaren über die Scene eines traurigen Abschieds. Dort machte ein Mütterlein dem Sohne, zu dessen Stirn es kaum hinaufreichte, das Zeichen des Kreuzes; seitab knüpfte ein Diendl, das die Scheu vor den Zuschauern überwunden, dem Herzensschatz einen Strauß von Rosmarin auf den Hut; Geschwister reichten sich die Hand; ... nur Wallburg hatte niemand, dem sie ein freundliches: Behüt Gott! sagen konnte. Da trat Naz zu ihr: „Willst du mir nicht einmal heut' ein Blumensträußchen schenken?"

„Ich wünsche dir gewiß alles Gute," erwiderte sie, „Strauß kriegst du keinen, es geht ein Besserer als du mit dem leeren Hute herum. Nimm mir nichts für ungut." Sie bot ihm wehmüthig lächelnd die Hand, er drückte sie und verlor sich unter der Menge.

Der Gemeindevorsteher machte der Versammlung ein Ende, indem er zum Aufbruch mahnte. Noch einmal wiederholten sich kurz alle Scenen des Scheidens ... das Posthorn tönte, die Peitsche knallte und die Bursche schwangen sich auf die Wagen.

Die Rosse flogen vorwärts, die Bauern hatten ihre besten vorgespannt. Noch ein Gruß mit Hand und Hut, der Zug war verschwunden.

Zu Schwaz waren alle Wirthshäuser voll, überall Jauch-

zen und Becherklang, durch die Gassen taumelten trunkene Rekruten, oder tänzelten und schnalzten, während ihnen das Weinen nahe war und zeitweilig vorbrechend wieder ausgelassener Lustigkeit wich. Das dichteste Gedränge wogte vor dem Landgericht auf und ab, wo etliche Gensd'armen nur mit Mühe die Ordnung aufrecht erhielten.

„Jetzt spielen die Schwazer!" drang der Ruf über die Treppe herunter.

„Wen hat's getroffen?" erscholl die laute Frage; verworrene Stimmen nannten verschiedene Namen.

„Jetzt die Jenbacher!" Neue Bewegung unter den aufgestauten Massen. Da fuhren die Achenthaler vor. Der Gemeindevorsteher stieg ab und wurde mit seinen Burschen von einem Gensd'arm über die Stiege in den Saal geleitet. Dieser war durch eine Barre in zwei Räume getheilt. Im kleineren befand sich ein leerer Tisch mit einer Urne darauf. Hinter diesem thronte in blauer Uniform der Landrichter mit zwei Gensd'armen, nach Laune den Bauern grobe Schimpfwörter entgegenschleudernd, wie es die Vasallen Napoleons von dessen Schergen schnell gelernt hatten. Am schmalen Ende rechts saß ein Schreiber mit dem Protokolle, links verlas der Vorsteher jener Gemeinde, welche die Reihe traf, die Namen der Bursche, diese traten einer nach dem andern mit Armensündergesichten vor und griffen in den verhängnißvollen Topf: stürmischer Jubel, wenn eine hohe Zahl gezogen wurde, meist lautes Jammergeheul im entgegengesetzten Falle.

Der Gemeindevorsteher von Achenthal trat an die Schranke, der Landrichter warf ihm einen verächtlichen Blick zu: „Kerl soll warten."

„Das waren wir früher nicht gewohnt!" flüsterte dieser

dem Vorsteher einer benachbarten Gemeinde zu; der Landrichter hatte es gehört. Wüthend schrie er: „Was, ihr Hunde, räsonniren? Ich will euch dressiren, ihr bigotten Canaillen; das sind die Pfaffen, die euch gegen die Obrigkeit aufwiegeln, man wird aber diesen Coujons die Krallen stutzen.“

Die Männer hielten seine wüthenden Blicke ruhig aus, dunkle Röthe flog über ihr Gesicht, keiner erwiderte.

Endlich kam die Reihe an die Achenthaler. Das Loos traf unter andern den jungen Angerer, Thränen schwammen in seinen Augen, die Träume einer schönen Zukunft versanken schonungslos. Von den Burschen, welche an die Urne traten, verfielen zwölf dem Regimente, zehn derselben können Sie auf der Holzpyramide im Friedhof rechts an der Wand lesen; keiner sah die Heimat wieder, sie gingen 1812 schmählich zu Grunde. Die Achenthaler verließen den Saal; unten an der Treppe stand Klaus, der sich bei der Ziehung für Schwaz freigespielt hatte. Er musterte mit scharfem Auge den Zug. „Hat es dich getroffen?“ redete er den Sixten Anderl an, der leichenblaß neben seinem Vater herging.

„Ja freilich!“ erwiderte dieser weinend. „Ich ließ es mich wohl was kosten, wenn ich den Buben freibrächte.“

„Schau dir um einen Einstandsmann!“

„Wo? Jetzt giebt es bald wieder Krieg, wer verkauft da sein Leben?“

„Was thät'st geben?“

„Tausendfünfhundert Gulden auf der Stelle!“

„Dafür kriegt man ein kleines Gütl im Achenthal. Das Geld her, ich geh'!“

Sixt maß ihn wie einen Halbverrückten mit großen Augen.

„Das Geld her! ich geh'!" rief Klaus noch einmal.

„Wenn das ist," sprach der alte Sixt freudig, „so lassen wir uns beim Mohrenwirth eine leere Stube aufsperren und machen den Handel ab!"

„Gut! Der Anderl muß aber noch eine Bedingung erfüllen."

„Durchs Feuer geh' ich dir!" rief der junge Bursch.

„Brauchst dich nicht zu verbrennen. Du giebst Ridingers Wallburg einen Brief, den ich dir durch die Bötin schick', aber heimlich. Willst du?"

„Zehn, nicht bloß einen!" antwortete Anderl.

Sie gingen in das Wirthshaus.

Am Allerseelentag schmückte Wallburg die Gräber ihrer frühverstorbenen Mutter und Geschwister mit einfachen Laubgewinden und Kränzen. „Hast ein trauriges Geschäft," unterbrach sie Anderl, der sie eine Zeit lang beobachtet hatte, „aber ich will dir eine Freud' machen und gewiß keine kleine." Er schaute sorgfältig um, ob niemand in der Nähe sei, und überreichte ihr den Brief von Klaus. Sie ließ die Schürze mit den Blumen fallen, griff hastig danach und erbrach das Siegel.

„Mein herzliebes Madel!

Wie es mir im Achenthal ergangen ist, kannst Dir leicht vorstellen, denn Dein Vater wird Dir wohl alles gesagt haben. Wenn er etwa über mich geschimpft hat, was ich ihm nicht zutrau', denn er ist sonst ehrlich, so hat er gewiß nicht recht gethan. Was Du derweil gethan haben wirst, weiß ich wohl

selber, es ist Dir auch so herzschlachtig gewesen wie mir. Ich hab' mir zuerst um ein Dienstl g'schaut und ist recht gut gangen, daß ich bereits einige Gröscheln zurücklegen konnte. Das ergiebt aber nicht viel. Dann ist das Spielen auskommen und es hat mich nicht getroffen, wär' mir aber fast gleich gewesen; denn du bist doch nur ein armseliges Knechtl und kriegst das Burgele nicht, hab' ich mir denkt. Nachher ist mir aber etwas eingefallen, wenn mir's nicht etwa gar die Mutter Gottes eingegeben hat. Der Sixt und sein Bub' haben zusammen geweint auf der Stiegen, weil er schlecht zogen hat und der Alte gäb' wohl etwas für einen Einständler. Ich hab' eingeschlagen und tausendfünfhundert Gulden gekriegt. Und ist mein Gedanken g'wesen, dafür kaufst, wenn du ausdient hast, ein Gütl und heirathest das Burgele, denn Dein Wille steht gewiß auch aufs treu bleiben. Es wird jetzt Krieg und weißt nicht, was geschehen kann, aber wir müssen halt ein festes Vertrauen zu den armen Seelen und den vierzehn Nothhelfern haben, dann wird es schon werden. Freilich könnt' ich zu einem Krüppel geschossen werden. Aber das nimmst nicht übel, denn ich hab' Dich, wenn ich auch dann nicht mehr schön und stark bin, mit meinem Blut gekauft. Bin ich todt, so werd' ich im Himmel warten, bis Du nachkommst, und Gott Vater hat gewiß nichts dagegen, wenn wir uns droben als rechtschaffene Liebhaber gern haben. So ist's und jetzt weißt alles. Ich bin zu Innsbruck schon in die Casern eingeruckt und einen blauen Kittel haben sie mir auch schon angelegt, Freud' macht es mir just keine, aber ich trag' es Dir zu lieb. Die andern weinen noch immer und sind Buben aus dem ganzen Land beieinander.

Wenn Du meinst, so gieb diesen Brief Deinem Vater, er

soll ihn lesen, damit er sieht, daß ich kein schlechter Kerl bin und nichts heimlich hinter seinem Rücken will.

Das Geld werd' ich fest hinterlegen und ein Testament dazu, daß Du es kriegst, wenn ich todt bin.

Abmarschiren thun wir morgen, nach München, wo wir exerciren sollen.

Bet' für mich und denk' zu Weihnachten, wenn Du den Zelten anschneidest, an mich; wir können es nicht miteinander thun, wie es der Brauch ist.

Also behüt' Dich Gott!

Dein aufrichtig treuer Nicolaus Mayr,
bairischer Soldat."

„Vergelt dir's Gott," sagte Wallburg zu Anderl, „jetzt weiß ich, wie ich daran bin, und ist alles recht."

Von diesem Tage an kehrte die alte Fröhlichkeit in ihr Herz zurück, sie fand sich wieder bei Tanz und Kirchweih ein, wenn sie auch jede Bewerbung ablehnte. Er war ihr ja treu! Dies genügte ihr, hatte sich doch eine Aussicht in die Zukunft erschlossen. Dem Vater gegenüber schwieg sie, nicht aus Furcht oder weil sie etwas verheimlichen wollte, sondern in der Ueberzeugung, daß bei ihm ebensowenig etwas zu ändern sei als bei ihr.

Zu Weihnachten überreichte der Korporal unserem Klaus ein Kistchen; ein Tiroler habe es für ihn der Wache übergeben. Er setzte sich aufs Bett und sprengte den Deckel. Da duftete ihm ein Zelten entgegen; auf der braunen Kruste von Teig, welche getrocknete Birnen, Nüsse, Weinbeeren und Eibeben einschloß, waren zwei Herzen eingedrückt. Ehe er ihn anschnitt, küßte er vor Freude diesen Brief seiner Wallburg. Dann zog er das Messer, allein die Klinge stieß auf etwas Hartes, er brach

den Laib auseinander, ein alter Leopoldthaler rollte auf seinen Schooß. „Du lieber Gott," dachte er, „schickt mir das Burgele gar vom Schatzgeld, das sie bei der Taufe oder Firmung geschenkt erhielt." Den Thaler wickelte er sorgfältig in Papier; eher als dafür etwas gekauft, hätte er Stroh gegessen!

Der Frühlingssturm von 1809 brauste über das Land: welch ein Jubel, als die französischen Adler aus diesen Thälern flohen! Bald jedoch sollte der Gegenschlag folgen. Von allen Seiten rückten an die Pässe Tirols die feindlichen Schaaren, mit einem unwiderstehlichen Stoße drang der Herzog von Danzig und Wrede durch das Unterinnthal vor. Klaus diente unter diesem in einem Bataillon leichter Jäger. Tapfer kämpfte er bei Wörgl gegen die Oestreicher und hatte sogar Aussicht auf eine Medaille; als er aber den Tirolerschützen bei Kropfsberg gegenüber trat, zitterte sein Arm und irrte die Kugel, obwohl man ihm gelehrt hatte, seine Landsleute als nichtsnutzige Rebellen zu betrachten.

Unwillig sah er zu, wie elf derselben an die Eschen vor der Zillerbrücke gehängt wurden; beim Mordbrande von Schwaz rief er aus: „Wenn es einen Gott im Himmel giebt, so muß er diese Unmenschlichkeit strafen." Die Kameraden verhöhnten ihn. Da begann seine Ueberzeugung zu wanken, er wußte nimmer, wo Recht sei, wo Unrecht, und beschloß einen Geistlichen um Rath zu bitten. Es war der Pater Augustin, ein versprengter Mönch von Ficht; wohlwollend nahm er ihn auf und begann, nachdem er sorgfältig umgeschaut, zu fragen: „Was meinst du, warst du zuerst ein Tiroler oder ein Soldat?"

„Ein Tiroler!"

„Gab es ein Tirol eher als einen Napoleon?"

„Freilich!"

„Gilt ein Volk mehr als ein fremder Würgengel?"

Klaus stutzte, nach einigem Besinnen sagte er: „Ja!"

„Kann man die Pflichten gegen sein Volk abschwören, wenn man diesem zuschwört?"

„Nein!"

„Nun, dann weißt du, was du als Tiroler zu thun hast! Ueberdies bist du nicht bloß ein Tiroler, sondern auch ein Katholik. Da solltest du wissen, daß der Papst Napoleon und seinen Anhang verflucht hat; willst du an diesem Fluche Theil haben und in die Hölle fahren?"

„Mögen mich die armen Seelen davor bewahren!"

„Nun weißt du auch, was du als Katholik zu thun hast. Wenn dich noch ein Zweifel plagt, so schau hinaus auf die rauchenden Trümmer von Schwaz und erinnere dich an all die scheußlichen Greuel und Todsünden, von denen du Zeuge warst."

Klaus erhob den Blick. „Macht ein Kreuz über mich, ich hab' genug!"

Der Geistliche segnete ihn und schenkte ihm ein geweihtes Scapulier.

Als er zu seiner Compagnie zurückgekehrt war, erzählte er den Tirolern in derselben, was er gesehen und gehört, mit dem vollsten Tone der Ueberzeugung. Er dachte an keinen Lauscher, die Baiern waren jedoch mistrauisch, einer hatte dem Gespräche zugehört und berichtete dem Hauptmanne. Der schöpfte Verdacht, als wolle Klaus die Kameraden zum Treubruch verführen, und befahl, ihn festzunehmen. Glücklicherweise befand sich dieser gerade nicht auf dem Platze; ein Tiroler konnte

ihn warnen, er lehnte das Gewehr an die Mauer, warf den Tornister weg und entrann in rascher Flucht über das Bomperfeld in den Wald, wo ihn der anbrechende Abend vor Verfolgung schützte.

Am nächsten Morgen legte ein altes Weiblein dem Hauptmann ein Bündel zu Füßen. „Das schickt euch der Klaus, es ist die ganze Montur drein vom Stiefel bis zur Kappe, damit ihr ihn nicht für einen Dieb haltet."

Sie wollte gehen.

Der Hauptmann befahl ihr, zu sagen, wo der Deserteur stecke.

„Das weiß ich nicht," erwiderte sie unwillig, „und wüßte ich's auch, würd' ich's euch nicht auf die Nase binden!"

„Packt sie!" befahl er den Soldaten.

„Habt ihr Schneid' auf ein altes Weiblein?" rief sie spöttisch, „ihr werdet sie vielleicht recht bald gegen die Schützen brauchen!"

Der Officier kehrte ihr beschämt den Rücken und ließ sie laufen.

Ueber das Achenthal sollte ein Bataillon Franzosen mit zwei Compagnien bairischer Jäger vorrücken — unter letzteren Angerer's Naz. Am Paß hinter der Glashütte, die dazumal noch von einer Mauer quer über die Straße gesperrt war, erwartete sie der tapfere Schützenmajor Anton Aschbacher, Zolleinnehmer am See; früher in Oestreichs Diensten hatte er dem Hause Lothringen die Treue bewahrt und einer der Ersten sich an die Spitze des Landsturmes gestellt. Scholastika, seine Nichte, kann Ihnen noch die Medaille an der goldenen Kette zeigen, mit welcher der Kaiser später seine Dienste belohnte, auch

Briefe und Zeugnisse besitzt sie von ihm. Portrait ist leider keines vorhanden; er starb 1812 im Spital zu Langres am Nervenfieber. Das Portrait seines Vaters, dem er sehr ähnlich gewesen sein soll, hängt im Schlafzimmer der Wirthin. Er war ein Ehrenmann, das kann noch ganz Achenthal bestätigen, beim Seelenamte für ihn haben viele Leute geweint. Aus Frankreich ist gar nichts zurückgekommen, nicht einmal seine Tabaksdose, man kennt ja die unselige Wirthschaft jener Zeit! Der Aschbacher stand also an der Grenze, zu seinen Schützen hatte sich Klaus gesellt. Die Franzosen zappelten bis Nachmittag vor dem Passe und verloren durch die Kugeln der Tiroler viele Leute; sie wären auch gar nicht hereingekommen, da wußt' aber Naz, in dem bereits der militärische Corpsdusel rappelte, welcher die Soldaten nicht immer in Vertheidiger ihres Volkes, sondern oft in Schergen umwandelt, einen Steig, der von Kreut über den Schiltenstein zum Hagen in den Rücken der Tiroler führte.

Das Gebirg ist hier überhaupt schwer zu vertheidigen, Felsenwände hindern nicht den Zugang und die Höhen sind heimlich gar leicht zu ersteigen. Einige Achenthaler beobachteten freilich die Wälder vor dem Mamos, schossen auch einen französischen Officier und einen Soldaten zusammen, den Naz erkannten sie zu spät, sonst hätt' er Reu und Leid machen können! — aber sie mußten vor der Uebermacht davon laufen und konnten dem Anton gerade noch rechtzeitig Bericht erstatten, daß er nicht abgeschnitten wurde. Wie eine schlammige Mur ergossen sich die Franzosen in das Thal, Weiber und Mädchen hatten sich mit den besten Sachen vor den Lumpen auf die Almen geflüchtet, nur alte Männer waren zurückgeblieben, um von den Häusern das Aergste abzuwenden. Gesindel giebt es

jedoch überall, auch im Achenthal, und so gesellten sich zu den Franzosen bald solche, die ihnen gegen das Versprechen eines Antheiles die reichsten Güter, wo etwas zu stehlen oder erpressen war, zeigten. Es läßt sich nicht beschreiben, wie sie die Leute marterten, an den Wehrlosen wollten sie die tapfere Vertheidigung des Thales rächen.

Klaus hatte, wie er an den Paß eilte, nicht mehr Zeit gehabt, beim Nidinger nachzuschauen, jetzt vor Abend schlich er durch den dichten Wald zum Stadel vor, um zu spähen. Schon von weitem hörte er ein jämmerliches Geschrei. Dem Zaun nach kroch er auf allen Vieren zur Hinterthür. Sie war offen. Er eilte, den Stutzen gespannt, zur Stube. Sie war leer, doch lehnten vor der Bank sechs französische Gewehre. Vorsichtig guckte er durch das Fenster. Drei Soldaten hielten den alten Nidinger auf den Boden, einer kniete ihm auf der Brust, ein anderer hielt ihn mit der Linken beim Haar, mit dem Bajonnet in der Rechten versuchte er ihm das Gebiß aufzubrechen, damit ihm der sechste Mistjauche in den Hals gießen könne. So wollten sie ihn zwingen, sein verstecktes Geld auszuliefern. Klaus hätte mit den Gewehren alle Sechs erschießen können, da wär' aber der große Haufe dahergestürmt; er wußte eine bessere Waffe. Hinten im Gange lag der Stampfel, das ist ein schweres Eisen, mit dem man in den Boden Löcher stößt, um die Bohnenstangen einzustecken. Diesen ergriff er, ein Sprung, jeder Schlag ein Tod, die Franzosen hatten gar nicht einmal Zeit aufzustehen. Er lehnte sich verathmend auf die Keule, langsam erhob sich der alte Nidinger und starrte den unverhofften Retter an. „Selbst ist der Mann!" sagte Klaus ernst zu ihm, „doch jetzt ist zu derlei nicht Zeit." Er ließ das Eisen fallen, riß die Bretter von der Mistgrube

und schob mit dem Fuß die Franzosen hinein, einen nach dem andern, Mist zum Miste. Darauf wendete er sich zum Alten: „Wirf Kalk darauf und schlag das Luck gut zu, die reden nimmer, jetzt bist sicher. Vorher haben wir aber schnell etwas anderes abzuthun, gehen wir in die Stube."

Dort zog Klaus einen kleinen Beutel aus der Brusttasche. „Ich übergeb' dir hier tausendfünfhundert Gulden in Gold als mein Einstandsgeld, dazu hundertneunundbreißig, die ich nach und nach erspart. Das Sauregger Gütl ist feil, es kostet zweitausend Gulden, kauf' es für mich vorläufig auf deinen Namen; was über mein Geld ist, bleibst derweil schuldig."

„Ich streck' dir's indeß vor. Es trifft ohnehin auf das Burgele einmal um etliche hundert Gulden mehr."

„Willst du das Geld zählen?"

„Gescheider ist es, geschieht mir und dir kein Unrecht."

Sie setzten sich nieder, die Summe war richtig.

„Das Burgele ist auf der Dalfazzer Alm?"

„Ja!"

„Behüt' dich Gott!"

„Vergelt' dir's Gott!"

Klaus eilte nach dieser trockenen Auseinandersetzung rasch davon; immer dem Waldsaume folgend schlich er am Fuße des Unutz den See entlang, ober dem Einfang, wo jetzt ein Haus auf dem Vorsprung den See überschaut, zur Aufstellung der Schützen. Diese hatten sich hier, wo die Straße zwischen dem Wasser und den Wänden hinläuft, gesammelt. Hinter der Brücke, welche von einem Felsenvorsprunge zum andern leitet, jetzt aber bis auf einige Balken abgetragen war, sperrte ein kleiner Festungsthurm den Weg. Dort bin ich geboren, jetzt ist freilich nichts mehr davon übrig, als ein viereckiger Stein,

den man als Andenken neben die Straße legte. Als nämlich Tirol wieder kaiserlich wurde, kauften die Kohlenbauern, denen die Durchfahrt sehr beschwerlich war, einen Centner Pulver und sprengten den Thurm in die Luft. Damals stand er noch; am Felsen hängt ganz unbeachtet ein Holztäfelchen zur Erinnerung an den Wopfner Jörg, der hier in das Wasser fiel und ertrank. Auf dieser Tafel können Sie noch eine Abbildung desselben sehen.

Im Stübchen des oberen Stockes saß Anton Aschbacher, er konnte von hier alle Bewegungen des Feindes gut überblicken und seine Befehle ertheilen. Da erhellte plötzlich ein rother Schein den engen Raum, er sprang zum Fenster und mußte sehen, wie sein Haus am Zoll aufloderte, die Franzosen hatten es aus Rache angezündet. Schweigend stieg er die Treppe hinunter und trat zu den Schützen. „Zwölf von euch," rief er, „die am besten mit den Stutzen hantiren und Lust zu einem Streich gegen die Mordbrenner haben, sollen mich begleiten." Alsogleich sammelte sich eine auserlesene Schaar, Klaus darunter. Anton führte sie oben durch den Wald und ließ den feindlichen Vorposten ganz unbehelligt auf der Straße stehen. Sehen Sie dort die abgebrochene Lärche, einen Büchsenschuß vor uns? Dort ließ er Halt machen; er sah den Franzosen, welche wie die Teufel um den Brand tanzten, einen Augenblick zu, dann vertheilte er die Schützen, klatschte in die Hände und zwölf Feinde zappelten auf dem Boden, wie Fische, die man auf den Sand wirft. Nun wirbelte die Lärmtrommel; noch einmal ließ er laden und feuern, dann zog er sich zurück.

Schon in aller Frühe befahl General Martineau den Franzosen den Sturm; dort in der Wiese des Einfangs stellte er seine zwei Kanonen auf. Aber die Schützen ließen sich nicht

irre machen, sondern zielten ruhig wie auf dem Schießstande, so daß Straße und Anger bald wie ein Leinfeld blau blühte. Vorwärts ging es nicht, man mußte also zurück. Da ließ der General das aus dicken Bohlen gezimmerte große Frachtschiff aus der Hütte ziehen, eine Kanone und die erfahrensten Jäger darauf stellen, um über den See zu fahren und so die Schützen auf der Seite zu packen. Die schauten erst verwundert drein, als das Schiff langsam und schwerfällig daher kam, bald jedoch begriffen sie, was gemeint war, und zerstreuten sich schleunig an den Felsen, so daß nur etliche zwanzig, theils auf dem Boden liegend, theils hinter die Pfeiler geduckt, zurückblieben. Als die Franzosen sich auf Schußweite näherten, ließen sie es krachen, wobei sie natürlich die Ruderer faßten. Es entstand eine solche Verwirrung, daß das Schiff zu tanzen begann. Die Feinde schossen zwar die Kanone los, allein die Kugel schlug hoch oben in die Felsen, daß die Tiroler laut auflachten. Mittlerweile fing auch der Wind an zu blasen, er trieb das Schiff dort im Winkel an und die Franzosen hatten die größte Mühe, über das Geschröf zu klettern und die Kanone wieder auf das Land zu bringen. Der General fluchte, daß die Sterne hätten herabfallen mögen, aber was nützte es? Er wäre wahrscheinlich mit Schimpf und Schande abgefahren, hätte nicht der Hauptmann den Naz zu ihm geführt, der sich erbot, die Feinde auf die Kögelalm zu führen, von wo sie in breiten Schaaren gegen das Niederleger der Kothalm, welches bereits hoch oben im Rücken des Thurmes liegt, vordringen könnten. Um die Aufmerksamkeit der Schützen abzulenken, beschäftigte sie Martineau durch leeres Geplänkel. Da begann es plötzlich von der Höhe zu krachen. Anton hatte allerdings den Klaus als Feldwebel mit vierzig Mann hinaufgeschickt, aber diese Zahl war

viel zu klein, um alles zu decken, und der Thurm mußte ja auch gegen die Hauptmacht besetzt bleiben. Klaus hat seine Schuldigkeit ehrlich gethan, noch lang sah man von einer Felsenwand einen todten Franzosen herabhängen, den er beim Handgemeng in die Tiefe geschleudert. Der Naz hielt sich hübsch hinter den Stauden, Klaus erblickte ihn, hatte sich aber bereits verschossen. Wüthend hob er einen schweren Stein auf, denn er wußte bereits, daß er versucht hatte, ihm beim Burgele über den Zaun zu steigen, er warf mit aller Anstrengung und traf ihn an der Schulter, daß der Arm aus dem Gelenke ging. „So, du Hund,“ schrie er noch, „jetzt hast du ein Trinkgeld für deinen Verrath!“ Dann rannte er auch davon.

So ging der Paß verloren.

Sie fragen, was Wallburg unterdeß that. Die war auf Dalfazz und schaute von einem Felsen dem Gefechte zu; bittere Thränen hätte sie weinen mögen, als sie sah, was es für ein Ende nahm. Von Klaus hatte sie noch keine Nachricht; so sehr er es gewünscht, konnte er sie nicht aufsuchen. Er entrann mit Aschbacher und den besten Schützen in die Riß, wo sie sich aufhielten, bis die Schlacht am Bergisel geschlagen wurde und der Herzog von Danzig die Flucht ergriff. Da stellten sie sich — das kleine Häuflein! — bei Tratzberg der ganzen französischen Armee auf dem Rückzug entgegen; sie wurden freilich auf die Seite geworfen, schossen jedoch von den Felsen, auf die man sie versprengte, noch manchen Rothhösler zusammen. Dort haben es die Tiroler versäumt: wäre der Landsturm losgebrochen und hätte sich an Aschbachers Seite gestellt, die Franzosen wären zu Grunde gegangen mit Mann und Maus.

Was das Gewitter von 1809 für einen schrecklichen Ver-

lauf und traurigen Ausgang genommen, wissen Sie so gut als irgend jemand. Klaus hat bei allen Schlachten redlich mitgeholfen und oft davon erzählt. Das steht aber auch in Büchern noch viel ausführlicher und genauer. Das letztemal war er am zweiten November beim Handkuß, wo der versoffene Firler bei Kranewitten alles verspielte. Ober Büchsenhausen steht das Sprengerkreuz auf dem Bühel, Nachts zündet man immer eine Lampe zu seinen Füßen an, dort fielen die letzten Schüsse. Die Franzosen, welche unterdeß was gelernt, drangen zerstreut rasch durch das Gebüsch vor und vertrieben die Schützen. Klaus hatte gar nicht einmal Zeit, seinen Stutzen noch einmal zu laden; als er sah, daß nichts mehr zu gewinnen sei, lief er bergauf bis zum Steinbruch. Nun war aber guter Rath theuer, wohin und woaus? Erwischte man ihn, so kriegte er eine Pille, und zwar keine vergoldete. Alle Wege waren von den Franzosen abgeschnitten, er kletterte daher zur Frauhitt empor, fest entschlossen, eher in der Wildniß zu verderben, als sich wie ein Stier abschlachten zu lassen. Drüben im Gleirschthale fand er eine Schäferhütte, freilich war der Hirt längst abgezogen; er trug Moos zusammen und übernachtete dort. Tags darauf schlug er sich durch Karbendel über Laliders und das Plumserjoch in die Pertisau, wagte jedoch aus Furcht, verrathen zu werden, in keinem Hause einzukehren. Seine Kost waren etliche Brosamen, die er aus den Falten des Schnappsackes zusammenklaubte, und überreife Mehlbeeren, welche die Amseln nicht verzehrt hatten. Als es dunkel geworden, schlich er an das Ufer des Sees und löste dort ein Schiff ab. Obwohl der Wind stark zu brausen anfing und das Wasser gar unheimlich im Dunkel rauschte, stieg er doch ein und fuhr bis zum Zoll, wo er das Schiff an das Ufer zog und

rasch über die Straße in den Wald eilte. Vorsicht zwang ihn, den offenen Weg, wo vielleicht eine Patrouille streifte, zu meiden, er wagte sich gar nicht einmal in den Friedhof, so gern er seinen besten Freunden in der Noth, den armen Seelen, ein Vaterunser gebetet hätte. So gelangte er vorsichtig von Baum zu Baum vor Nidingers Haus. Er legte das Ohr an die Thür, nichts regte sich. An der hinteren Mauer hing eine kleine Leiter, er holte sie und lehnte sie, nachdem er vorher Stutzen und Schnappsack unter der Bank verborgen und die schweren Schuhe abgezogen, an das Geländer des Söllers. Rasch stieg er empor und lauschte wieder am Fenster Wallburgs; es war nur von einem Vorhange, der sich leise im Winde regte, verschlossen, er hörte die ruhigen Athemzüge der Schlummernden. „Burgl!“ rief er — sie regte sich. „Burgl!“ Langsam fuhr sie mit der Hand über Stirn und Augen und richtete sich auf, ungewiß, ob sie ein Traum täusche oder wirklich jemand sie anrede. „Burgl!“ Er war's, sie stürzte aus dem Bett an das Fenster, ein inniger Kuß verschmolz die Langgetrennten. Da fiel ein Mondstrahl durch einen Wolkenriß auf den Söller und streifte ihre weiße Schulter — sie fuhr auf und sprang mit einem leisen Schrei in den Schatten des Zimmers zurück; erst jetzt dachte sie daran, daß sie nur ein Hemdchen auf dem Leibe trug. Er flüsterte: „Weck' den Vater, Burgele! wir haben noch gar viel miteinander auszumachen.“ Das Mädchen warf in der Eile einige Kleider um und holte den Alten. Er sperrte die Thür des Söllers auf und begrüßte den Eintretenden mit einem Händedruck. Ohne ein Wort zu reden, schlichen sie in die hinterste Kammer, wo Nidinger Licht schlug; endlich kam auch Wallburg verschämt dahergeschlichen. Klaus sah sie lächelnd an.

„Setz' dich nur neben ihn," sprach Ridinger, „ihr gehört jetzt doch zusammen."

„Burgele," sagte Klaus, „eh' wir reden, schau'st doch nach, daß ich etwas zu essen krieg', es ist fast nimmer auszuhalten vor Hunger."

Das Mädchen eilte mit einem glimmenden Spahn in die Küche und brachte auf einer großen Holzschüssel Butter, Brot, Käse und Selchfleisch, während der Alte eine großbäuchige mit Stroh umwundene Flasche Kirschengeist herbeischleppte.

Klaus schlug mit beiden Händen drein wie mit Dreschflegeln, und erst, als er nach Art homerischer Helden seinem Magen genug gethan, begann er, die Schüssel auf die Seite schiebend, zu erzählen, was alles geschehen sei und wie es stehe. „Aus dem Landl kann ich jetzt freilich nicht fortschlüpfen und bei euch nicht bleiben, sonst fangen sie mich ab. Aber ich habe schon einen Entschluß gefaßt, dazu müßt ihr mir helfen."

„Gern, wenn es etwas Gescheides ist," sagte Ridinger, „verdankt sonst der Sohn das Leben dem Vater, so verdank' ich es dir, und du hast mich von jenen Sechs" — er wies durch das Fenster auf die Mordstätte — „zum Vater gekauft. Und das Diendl gehört jetzt ohnedem dein, weil du's erhalten kannst."

Wallburg sah Klaus mit einem innigen, dankbaren Blick an.

„Das ist alles recht," erwiderte dieser, „gehört sich auch nicht anders, jetzt aber merk' auf. Bist einmal beim Unutz durch die Runse gestiegen? Beim Wildern hab' ich dort ein Plätzchen ausgespürt, — noch hält das Wetter einige Tage, ich bau' mir eine Hütte und überwintere; fein wird es gerade nicht sein, aber in Gottes Namen! Abert der Schnee, so entrinn' ich über das Pinzgau ins Oesterreich!"

„Ja, wie willst du es mit der Heirath halten?" fragte Ridinger.

„Heirathen will ich das Burgele; mit Tirol, so gern ich es hab' und so ungern ich ihm den Rücken kehr', bin ich nicht verlobt. Der Aschbacher Toni hat mir ein prächtiges Zeugniß ausgestellt, wo alle meine Geschichten aufgeschrieben sind, da wird wohl der Kaiser Franz, für den ich so viel gewagt, mir ein Brodl geben. Ein paar Jahrlein wartet das Burgele noch, derweil erspar' ich wieder etwas und dann führst du mir sie zu, denn selber holen darf ich's nicht, weißt schon!"

„Wenn's so ist, kann ich nicht einreden, aber mit deiner Einsiedelei im Wald — das will mir noch nicht recht in den Kopf."

„Kennst den Berg nicht so gut wie ich, da klettert kein Baier hinauf. Noch heut' gibst mir Säge, Stemmeisen, Nägel und Richtbeil mit, Burgele steckt mir etwas in den Schnappsack und morgen wird gearbeitet, daß die Spähne fliegen. Mit dem Essen? da hab' ich den Stutzen und hol' mir wie früher hie und da ein Gemserl. Alle Samstag steig' ich Nachts zum Schafbachl" — dort steht jetzt das Kreuz, welches Klaus später errichtete — „da kommst mit dem Diendl und ihr bringt mir ein bischen Schmalz und Mehl, oder, wenn ich es brauch', Pulver. Schreib alles auf, damit wir dann gegenseitig abrechnen können. Uebrigens reden wir das alles noch aus."

„Wenn es dich einschneit!"

„Da heißt es: Vogel friß oder stirb! Mit dem „„Wennen"" ist mir nicht geholfen."

„Sie könnten dich aber erwischen!"

„Die armen Seelen verlassen uns nicht, gelt Diendl?"

Wallburg nickte zustimmend.

„Teufel! ist das nicht der erste Kraht?“ rief Klaus horchend.

Der Hahn krähte noch einmal, er sprang auf. Der Alte ging mit ihm in die Kammer, wo die Werkzeuge lagen, welche der Landmann zu seinem schlichten Geschäft bedarf. Wallburg leuchtete, Klaus suchte aus, was ihm brauchbar schien, und warf es in die Kraxe. Als er fertig war, hängte er sie an dem Weidengurt über die Achsel und schlich zur Küche. Dort legte ihm das Mädchen noch einen Leib Käs', Brot, Mehl, Salz und Schmalz hinein. Mit einem leisen B'hüt Gott! trat er vor die Thür, deckte die Kraxe mit dem leeren Schnappsack zu, ergriff den Stutzen und schlich über den Bach zum Knüppelweg, der nach Steinberg führt. Der Mond brach klar aus den Wolken, als er das Schafbachl erreichte, welches unter der Schlucht, wo er sich ansiedeln wollte, entsprang. Etwa tausend Schritte einwärts tief im Wald lag eine Hütte, wo das abgefallene Laub für den Winter gesammelt wurde, er kroch hinein und bald ließ ihn der tiefe Schlaf Noth und Elend vergessen.

Der Alte kramte noch eine Weile im Hause umher, plötzlich wendete er sich zu Wallburg: „Sakera! eine Flasche Kirscheler hätt' ich ihm doch auch mitgeben sollen, — ja und den Tabak hab' ich gar vergessen, das ist das Beste, was so ein einsamer Mensch haben kann. Mahne mich morgen, daß wir's ihm bringen können.“

Die kalte Morgenluft weckte Klaus aus dem Schlafe; er mußte sich eine Weile besinnen, wo er sei, dann wanderte er entschlossen bergauf. Nach einer Stunde hatte er den Platz erreicht, wo er wohnen sollte. Sorgfältig alles erwägend,

wählte er eine kleine Felsenwand, welche etwas überhängend die wüthenden Nordstürme abhielt und den Bau durch ihre Vertiefung erleichterte. Weil sich noch höhere Felsen dahinter erhoben, so konnte man im Thal den aufsteigenden Rauch nicht sehen, zugleich lag die Stelle außer der Richtung der schrecklichen Lawinen. Er fing nun an, Bäume zu fällen, maß mit dem Bindfaden die Länge, schlichtete sie dann mit dem Beil zu vierkantigen Balken und schleppte diese Stück für Stück mit einem Stricke über den Rücken den Felsen empor, wo er sie auf der andern Seite hinunterwarf. Da er nur einen kleinen Raum einzuschließen brauchte, — die Rückwand und zum Theil die Seiten schuf der Schrofen, — so rammte er schon Nachmittag die Pfähle ein, welche das niedrige Dach tragen sollten, und fügte die Balken zusammen. Die Fugen verstopfte er sorgfältig mit Moos, nur eine Lücke ließ er offen, gerade weit genug, um ein Fensterglas anzubringen. Den kleinen Herd baute er in einem Winkel aus Steinplatten. Nun nahte jedoch die Dämmerung, er stieg zum Bache hinab und lauerte im Gebüsch, bis Nidinger mit seiner Tochter kam. Mit größter Freude erzählte er ihnen, was er bereits zu Stande gebracht, er verabredete, daß ihm der Alte Bretter liefern sollte. Dies war um so leichter möglich, da er bei einem Bauern in Steinberg Lärchenläden gekauft hatte, welche noch immer nicht abgeholt waren. Schon am nächsten Morgen wollte Nidinger mit zwei Ochsen hineinfahren, er konnte dabei manches mitbringen, ohne Aufsehen zu erregen. Wallburg hatte vorsorglich einen Wollenkotzen und einige Leintücher bereits mitgebracht, er bat sie noch, ihm einen kupfernen Sonnenring, um bei schönem Wetter die Stunden zu messen, und ein Crucifix zu verschaffen, endlich bei einem Maler auf einem hölzernen Brettchen die armen See-

len im Fegfeuer zu bestellen, damit er sie immer vor Augen habe. Als dieses ausgemacht war, drückte Klaus einen herzhaften Kuß auf ihre Lippen, dann wandte er sich zum Vater: „Nichts für ungut! Ich seh' ja das Diendl erst in acht Tagen wieder."

Dieser schüttelte den Kopf und brummte endlich: „Hab's eigentlich als junger Bursch auch nicht anders gemacht!"

Sie trennten sich. Klaus suchte wieder sein Lager im Laub. In der Frühe legte er sich abermals auf die Lauer. Bald hörte er die Peitsche des Alten durch den Wald knallen. Während die Ochsen aus dem Bächlein tranken, übernahm er die erbetenen Sachen, der Alte hatte eine Flasche Branntwein und eine Rolle Tabak beigefügt. Sie verabredeten noch die Stelle, wo jener die Bretter hinwerfen sollte, dann stieg Klaus den Berg hinauf und begann seine Arbeit wieder. Er fällte die Legföhren in der Nähe seiner Hütte, um den Holzbedarf des Winters zu decken, dann sammelte er zur Ergänzung des Mundvorrathes Schlehen und Preißelbeeren, welche bereits vom Reif versengt, mild und schmackhaft waren. Auch Schwämme, so viel eben im Spätherbst zu brauchen waren, trug er ein und legte sie in Schnittchen zerspalten an einen sonnigen Platz zum Trocknen. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit, was nützlich und brauchbar sein konnte. Tags darauf holte er die Bretter, er zersägte sie nach Bedarf, zimmerte das Dach und eine Thür, welche in Stricken statt der Angeln hing. Einige Bretter nagelte er zu einer Bettstelle zusammen, welche er sorglich mit weichem Moos und Baumblättern anfüllte. Als für die Wohnung gesorgt war, schlich er über die Zemm in die Bachen und erlegte dort einen feisten Rehbock, den er Nachts darauf fortschleppte. Dort glänzten die Fenster von Nidingers

Haus im Mondschein — er durfte nicht wagen, einen Besuch zu machen. Daheim ließ er sich den Braten gut schmecken; den Rest des Fleisches verscharrte er, um ihn frisch zu erhalten, mit Wachholderbeeren in eine Grube, über welche er Schnee warf. Später, wo er, um sich zu wärmen, beständig feuerte, hängte er es zum Räuchern an einen Querbalken. So wurde es Samstag, er wußte selbst nicht wie.

Als er an den verabredeten Platz kam, erwarteten ihn bereits Ridinger und Wallburg. Sie reichte ihm die Hand und brach in lautes Schluchzen aus.

„Nun, was ist denn?" rief er befremdet.

„Gestern erhielt der Gemeindevorsteher," erwiderte der Alte, „eine Amtsschrift, worin dem, der dich lebendig oder todt den Behörden einliefert, hundert Gulden versprochen werden."

„Ist unser Herr für dreißig Silberlinge verkauft worden, so mögen sie mich immerhin auch für Geld ausschreiben. Uebrigens wird im Achenthal kein Judas den Sündenlohn verdienen. Tröste dich, Burgl, ich bin ja ohnehin vogelfrei, was liegt daran?"

Das Mädchen wischte die Augen mit der Schürze und wurde, weil sich Klaus aus der Sache nichts machte, wieder ruhig. Sie übergab ihm einige Dinge, von denen sie meinte, er brauche dieselben in seinem dürftigen Haushalte, auch das Bildchen mit den armen Seelen erhielt er zu seinem Troste.

Nach kurzem Gespräche, denn der ängstliche Greis, welchen das Rauschen eines jeden Blättchens erschreckte, gestattete nicht mehr, kehrte Klaus in die Einsamkeit zurück. Beim Emporsteigen hörte er aus den Lüften ein unheimliches Rauschen, über das Sonnenwendjoch legte sich ein feiner Wolkenstreif, hie

und da flog ein Schwarm abgefallenen Laubes wirbelnd in die Höhe. Es war der Scirocco. Ueber Nacht schwoll er so mächtig an, daß Klaus bei dem Geheul um die Felszacken ängstlich auffuhr und horchte. Er wußte, was es zu bedeuten hatte: der Südsturm bringt dem Gebirg meistens Schnee; wenn sein Gluthhauch ausathmet, braust der Nord heran und verdichtet die Wasserdünste zu heftigem Gestöber.

Im Thal war mit dem Scirocco ein anderer Gast eingetroffen. Naz hatte, nach dem Friedensschluß mit Oesterreich, welches Tirol seinem Schicksal überließ, Urlaub erlangt, er brachte für seine Heldenthaten an der Glashütte und bei der Brücke die goldene Medaille mit. „Die Achenthaler werden dreinschauen,“ dachte er, „wenn sie diese auf meiner Brust sehen; auch Burgl mag beilegen, denn jetzt bin ich mehr als die Bauernlümmel Land aus Land ein.“ Diese Wirkung sollte durch die bairische Montur, welche er in einem Bündel bei sich trug, verstärkt werden. Deswegen beschloß er, sich Abends niemand mehr zu zeigen, sondern die Gemeinde, vorzüglich aber Wallburg am Sonntag in der Kirche zu überraschen.

Der Sonntag brach richtig an. Klaus stieg trotz des Sturmes, der wüthend über den Unutz hinfuhr, auf den Grat empor, von wo er die Kirche erblicken konnte. Er hörte den Klang der Glocken, er sah, wie die fromme Gemeinde zusammenströmte, während es ihm nicht vergönnt war, im Hause des Herrn mitzubeten, und kniete, als halbverloren ein Orgelklang zu ihm emporwehte, mit entblößtem Haupte hinter einem Steinblock nieder. Bald klang das Zeichen der Wandlung, wo der Priester dem versammelten Volke die Hostie zeigt; er klopfte an das Herz und bat unseren Herrgott, vorlieb zu

nehmen, weil er es auf der Bergspitze nicht besser einrichten könne.

Erst nach dem Evangelium trat Naz in die volle Kirche und schob sich durch die Menge, welche scheu vor ihm wich — aus Ehrfurcht, wie er meinte — zum Altar vor. Dort kniete Wallburg, er hustete, sie blickte jedoch gar nicht um. Nach dem Hochamte verließ sie mit ihrem Vater die Kirche durch eine Seitenthüre, so daß er ihr nicht allsogleich folgen konnte. Die Bauern verliefen sich, ohne auf ihn zu achten, er eilte unwillig über die Felder zu Ridingers Hof. Der Alte schmauchte auf der Hausbank, wo er vor dem Sturm gesichert war, gemüthlich ein Pfeiflein. Er ließ den Burschen ruhig zu sich herankommen, ohne auch nur eine Miene zu verziehen.

„Grüß' Gott, Ridinger!“ rief dieser mit dem Finger die Haube leicht berührend, „grüß' Gott!“

Der Bauer nahm die Pfeife aus dem Munde: „Was suchst hier? Bin ich dir noch etwas schuldig?“

„Nein, du hast mich auf den Pfennig bezahlt!“

„Nun gut, dann brauchst nicht zu kommen.“ Er steckte die Pfeife wieder in den Mund und rauchte weiter.

„Ich möcht' aber doch nachschauen, wie's Burgl geht!“

Diese sah zum offenen Fenster heraus. Als sie die Rede vernahm, rief sie hinunter: „Trag' deinen bairischen Gnadenpfennig nicht zu mir herauf, sonst zeig' ich dir, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. Willst ein Tiroler sein? schäm' dich!“

„Wärst du nicht ein Weib,“ schrie Naz zornig, „so wollt' ich schon abrechnen!“

Sie schlug unwillig das Fenster zu, der Alte stand brummend auf und sagte, indem er ihm den Rücken kehrte: „Schau,

daß du weiter kommst, hier hast du keinen Anwerth." Er ging in das Haus.

Naz stand einen Augenblick unschlüssig, dann eilte er heimwärts.

Unterdeß hatte sich der Himmel mehr und mehr getrübt, schwere Wolkenballen häuften sich, über den Wäldern flatterten Nebel, zum Zeichen, daß der Kampf der Gegenwinde bereits beginne. Ueber das Stanerjoch zog ein Regen, plötzlich wehte es kalt durch das Thal und schwere Tropfen prasselten nieder. Auf den Gräten und Spitzen der Gebirge schneite es, Nachmittag senkte sich der grauweiße Schleier immer tiefer, bald fielen unter dem Regen einzelne Flocken, beim Anbruch der Dämmerung schneite es tüchtig.

Versetzen wir uns an den Achensee. Das Schneegestöber hatte aufgehört, über den Wellen jedoch, welche unheimlich an das Ufer rauschten und halbgelösten Schnee ausspieen, lastete dumpf und schwer das Dunkel. Es mochte Mitternacht sein, da versammelten sich an der Schiffshütte beim abgebrannten Zoll zwölf Bauern, tief in ihre Mäntel gehüllt. Nach kurzer, leiser Verabredung schlichen zwei auf der Straße gegen Achenkirch, zwei auf der gegen Jenbach vor, und stellten sich nach einigen hundert Schritten als Wachen hinter Steinblöcke. Die übrigen öffneten leise die Schiffshütte, lösten drei Kähne von der Kette und schoben sie in das Wasser.

Als die Vier das Geräusch hörten, kehrten sie eilig zurück, alle stiegen ein und verschwanden bald im Dunkel gegen den Seekar, dessen Wände hier steil in den See stürzen. Nur an einer Stelle, fast in der Mitte des Sees, lagern zwei mächtige Schuttkegel; sie bestehen aus den Steintrümmern, welche die Lawinen niederrissen, und es dürfte wohl einmal eine Zeit

eintreten, wo sie mit der Zunge des Einfangs verschmelzen und den See in zwei Theile zerschneiden. Sehen Sie das Hüttchen dort mitten im Mahd, das wie ein Smaragd herüberleuchtet? Sie kennen es ja durch den schwarzen Hans und haben im Grase nebenan unter dem Ahorn manches Stündlein verduselt.

Dort auf der Geisalm zogen sie die Kähne auf den Kies des Ufers und gingen, nachdem sie die Ketten um Pflöcke gewunden, zur Hütte. Einer klopfte dreimal; von innen erscholl eine Stimme:

„Was soll sein auf Erden?"

Jener, welcher geklopft hatte, entgegnete: „Gerechtigkeit muß werden!"

Behutsam wurde geöffnet, — der Aschbacher Anton bot jedem schweigend die Hand und führte sie an das Feuer, welches auf dem Herd loderte. In der Mitte des Blockhauses stand ein Tisch aus ungehobelten Brettern kunstlos gezimmert mit dem blanken Säbel darauf, — dessen Griff das österreichische Portepée schmückte. In einem Winkel lehnten mehrere Stutzen, den Hahn aufgezogen; über dem Schragen, wo ein Strohsack lag, hing die Uniform des Majors: ein Hut mit grünweißem Federbusch, ein hechtgrauer Frack und grüne Hosen. Aschbacher trug das Lodengewand eines Bauern. So wie Klaus am Unutz hatte er sich hier versteckt und wartete die günstige Jahreszeit ab, um der Acht zu entrinnen. Betrachten wir die Männer, welche sich am Feuer die Hände wärmen, es sind ehrwürdige Greise. Einer zog zwei kleine Wachskerzen hervor und schmolz sie angezündet auf den Tisch fest, rechts und links von dem Kreuze, welches ein anderer von der Wand ge-

nommen und hingestellt hatte. Dann trat der Aelteste vor Anton, neigte sich und sprach:

„Wir wollen ein Gericht,
Du weiger' es uns nicht!"

Er antwortete feierlich:

„Daß es werde Gott zu Ehren,
Rufet jetzt zu Gott dem Herren!"

Sie machten das Kreuz und beteten leise, dann sprach Anton:

„Wer ist's, der hier als Kläger spricht
Vor Gottes allwissendem Angesicht?"

Der Aelteste erwiderte:

„Ich thue es hier in Gottes Namen
Ich fordre Recht, sprecht alle Amen!"

„Amen!" tönte es aus dem Kreise. Anton trat als Obmann zu Häupten des Kruzifixes. Nun begann der Aelteste: „Ihr alle habt heute den Naz gesehen, frei und offen geht er daher und trägt den Preis seines Frevels an der Brust. Er hat das Land an Napoleon verrathen und wenn es leicht sein kann, verräth er es noch einmal. Das ist die Anklage, so wahr mir Gott helfe!"

„Zeugen sind wir alle!" rief der zweite Bauer.

„Spricht niemand für ihn?" fragte Anton.

Allgemeines Schweigen.

„Dann werfe ich ihn in den großen Bann!" rief Anton und legte den Finger auf den gezogenen Degen. Niemand gewähre ihm Obdach, niemand atze ihn, niemand tränke ihn, niemand rede ihn an, es sei denn der Priester, der ihn zur letzten Beichte mahnt. Spricht niemand für ihn?"

Allgemeines Schweigen.

Noch einmal wiederholte er die Formel, und der Kreis löste sich auf.

Nicht wahr, das ist eine sonderbare Scene, fast wie bei der Vehme in einem Ritterbuche? So haben jedoch unsere Alten über Leute gerichtet, welche sie in ihrem Gewissen einer Unthat schuldig hielten, die sonst auf Erden nicht gestraft worden wäre. Das Haberfeldtreiben gehört auch hierher, das ist aber jetzt zu einem Gassenunfug frecher Bursche herabgesunken und war bei uns in Tirol nie recht üblich, wenn es auch, wie Sie vielleicht vernommen, jüngst einem Pfarrer widerfuhr, den man wegen seines Geizes allgemein nicht Seel-, sondern Geldsorger nennt. Ja, so war es; jetzt hat es ein Ende, wenigstens hört man nichts mehr davon.

Die Männer redeten nach dem kurzen Prozesse noch von Geschäften und Neuigkeiten, dann fuhren sie wieder über den See zurück. Am nächsten Morgen lagen vor Nazens Thür zwölf angesägte Spähne, er sah dieselben und — erblaßte. Schon wollte er in das Haus zurückkehren, rasch besann er sich jedoch, drückte die Kappe auf das linke Ohr und murmelte: „Wär' nicht übel, wenn sich ein Soldat vor diesen Bauernlümmeln fürchten wollte!“

Auf der Straße kam ein Mädchen daher, er rief sie an: „Wohin, Zenzele?“

Sie eilte vorüber wie taub.

Er lachte und ging vorwärts. Einige Bauernbursche begegneten ihm. „Hast du Feuer in der Pfeife, Jagg?“ sagte er zum ersten.

Sie ließen ihn stehen wie einen Zaunpfahl, er knirschte unwillig: „Bin ich mit den Kerlen nicht in die Schule gegangen und auf der gleichen Bank gesessen?“

Er war an dem Kirchhof vorüber an das rothe Marmorportal der Post gelangt. „Soll ich hineingehen?" überlegte er. „Ei was, ein Schnäpschen thut auch Vormittag gut." Er trat in die Wirthsstube. „Kellnerin, ein Stamperl!" Sie bediente die Gäste, für ihn hob sich keine Hand. „Kellnerin!" Keine Antwort.

„Ist das eine Bedienung? Verfluchtes Gesindel, Schnaps will ich!"

Die Kellnerin pfiff dem „Amorl", so hieß ein gewaltiger schwarzer Hund mit stacheligem Halsband. Er kroch gähnend unter dem Tisch hervor, reckte sich und fletschte auf Naz die Zähne.

„Sind doch Vieh und Menschen gleich zuwider!" fluchte dieser und verließ die Stube. Er wollte zum Krämer, Zunder und Feuerstein kaufen. Männer, Weiber gingen an ihm vorüber, niemand schaute ihn an. Es wurde ihm fast unheimlich zu Muthe. Er trat in den Laden: „Zunder und Feuerstein!"

Die Leute thaten, als sähen und hörten sie nichts.

„Bin ich denn unsichtbar?" schrie er und schlug auf den Tisch, daß Schachteln und Büchsen tanzten.

Niemand antwortete.

Da stürzte er hinaus, fast wahnsinnig lief er heim. Er stolperte über einen Stein und fiel, daß das Blut über sein Gesicht rann. Langsam wischte er sich ab und starrte auf seine gerötheten Finger: „Nein, ich lebe noch, Geister haben ja kein Blut."

Zu Hause war bereits der Tisch gedeckt. Sein Vater zog eben die schnarrende Schwarzwälderuhr im Winkel auf, er erzählte ihm, was ihm widerfahren. Der Alte sah ihn schwei-

gend an, über seine braunen, gefurchten Wangen floß eine Thräne.

Die Suppe wurde aufgetragen, wie bei einem Todten-mahle war alles stumm.

Naz legte den Löffel bei Seite und stieg auf den Söller. Hier brütete er lange, den Kopf auf den Arm gestützt, vor sich hin, endlich stand er auf, ging in die Kammer, nahm einen Stutzen von der Wand und besah sorgfältig Lauf und Schloß. Es war ein wenig angerostet, er goß einen Tropfen Oel hin-ein und prüfte die Schärfe des Steines mit dem Nagel. Nach-dem er alles in Ordnung gebracht, schaute er mit vorgehalte-ner Hand zum Himmel. Alles war hell, an den sonnigen Lehnen floß bereits der geschmolzene Schnee nieder.

Diesen Tag blieb er zu Hause, am nächsten Morgen schritt er, den Stutzen auf der Schulter, langsam durch das Oberauthal dem Juifen zu. Er kehrte erst nach Anbruch der Dunkelheit heim. So verbrachte er Tag für Tag, sein Ge-müth verbitterte sich immer mehr, und allmählich faßte er einen grimmigen Haß gegen seine Landsleute, welche ihm fast das Leben verleideten." — Wär' es nicht gut, dachte ich, wenn die Deutschen ihre inneren Feinde in einen Bann thäten, wie die Achenthaler den Naz? Dann müßten sie nach und nach an ihrem eigenen Gift sterben, wie die Scorpione im Kreis glü-hender Kohlen.

„Dem Klaus ist es indeß gar nicht schlecht gegangen. Zu essen hatte er, aber noch mehr Langweile, die konnte er nicht hinaussperren, die saß ihm auf dem Genick, wenn er bei schlechtem Wetter in der Hütte träumte. Ans Mädel denken, das that er oft genug, ohne daß es ihm jemand zu gebieten

brauchte, der Tag hat aber vierundzwanzig Stunden. Er verlegte sich auf das Schnitzeln, bald waren alle Pfähle und Bretter der Hütte mit Scenen aus seinem Leben verziert. Dann schnitt er in einige Bergstöcke, die er zufällig beim Streifen durch die Wälder entdeckt und mitgenommen, allerlei Gestalten und Geschichten, einen davon besitzt gegenwärtig noch Dr. Pfretschner in Jenbach, er gefällt Ihnen gewiß, wenn Sie ihn anschauen. So füllte er die müßigen Stunden aus.

Einmal — es war um Mariä Empfängniß — harrte er wieder im Gebüsch auf die Ankunft Nidingers und Wallburgs, welche sich etwas verspätet hatten. Da nahte durch die Dunkelheit ein Mann mit einem Mädchen zur Seite, — „Grüß Gott!" rief Klaus und trat aus dem Gebüsch. Erst als er vor ihnen stand, sah er, daß er sich geirrt und lief schleunig davon. Sie hatten ihn nicht genau erkannt und würden ihn auch in diesem Falle nicht verrathen haben, allmählich jedoch verbreitete sich unter den Achenthalern das Gerücht, Klaus sei irgendwo im Gebirg versteckt. Naz hörte zufällig durch seinen Vater auch davon, ohne jedoch vorläufig weiter darauf zu achten. Da lehnte er einmal am Zaun, zwei Bauern gingen vorüber, sie bemerkten ihn nicht, er vernahm jedoch jedes Wort.

„Der Klaus ist also da," sagte der eine; „wüßt' ich, wo er steckt, ich brächt' ihm Schmalz, Eier und Mehl, so viel er zwingen könnt', denn er hat's verdient durch seine Bravheit."

„Recht hast," erwiderte der andere, „nur möcht' ich auch noch den Naz, der dem ganzen Dorfe Schande macht, hängen."

Mehr konnte er nicht mehr hören, es war genug, seine Wuth zu reizen. Ueberdies wußte er bereits, daß ihn Klaus bei Wallburg ausgestochen; ein Gedanke der Rache zuckte blitzähnlich durch seinen Kopf. „Er ist da," sprach er die Faust

ballend vor sich hin, „aber ich bin auch da, das Blutgeld, das auf seinem Kopfe steht, mag ich nicht verdienen, eine Kirche soll es für Messen erhalten, aber sein Leben.... Es ist kein Mord, der König hat ihn als Rebellen erklärt, ich kenne meine Pflicht als treuer Soldat. Hab' doch auf andere geschossen, die mir nichts zu Leid gethan." Er sann dem schwarzen Entwurfe nach und bald hatte er sich eingeredet, er müsse Klaus fangen oder tödten.

Schon am nächsten Morgen streifte Naz in den Wäldern gegen Steinberg, ohne eine Spur zu entdecken. Tags darauf stieg er gegen den Unutz empor, der von der Morgensonne hell beleuchtet war. Da schien es ihm, als ob sich hoch oben etwas über die grelle Schneefläche bewege. Das war kein Hirt, die hatten längst abgetrieben, kein verlorenes Stück der Heerde, das wäre ja verhungert, — vielleicht eine Gemse, — vielleicht Klaus. In jedem Falle schien es der Mühe werth, darauf zu birschen. Eine halbe Stunde klomm er durch das Gebüsch empor, wobei er den Gegenstand seiner Verfolgung aus den Augen verlor. Als er vorsichtig an den Kanten hinkriechend eine Ecke erreichte, die eine Uebersicht gestattete, sah er Klaus, welcher bereits umgekehrt war, etliche hundert Schritte tiefer auf einem Steinblocke sitzen. Er prüfte die Entfernung, sie war noch zu groß, rasch sprang er an der abgewendeten Lehne bergab und schlich wieder vor, als er in gleicher Höhe mit seinem Gegner zu sein meinte. Dieser saß noch immer unbeweglich, Naz war so nahe, daß er das Weiße in dessen Aug' unterscheiden konnte. Lebendig oder todt galt gleich, warum sollte er sich in einen gefährlichen Kampf einlassen? Er riß den Stutzen von der Schulter, beugte sich vor und glitt aus. Die Kugel ging fehl und prallte flach an einem Steine in der Nähe

von Klaus ab. Dieser war mit einem Satz in der Höhe, — Naz konnte sich nicht verbergen. Bereits einmal waren sie sich auf Tod und Leben gegenüber, auch jetzt galt es Tod und Leben! Ohne sich zu besinnen, schlug Klaus an — Naz sank mit einem lauten Schrei in den Schnee. Klaus lief hinzu, jener athmete nicht mehr, die Kugel hatte das Herz getroffen und die Rückenwirbel zerschmettert. Ein Strom lauen Blutes rieselte über den Schnee hinab. „So schnell todt, daß er mir gar nicht einmal seine Beicht' auftragen kann!“ sagte er und betrachtete ihn, auf den Stutzen gestützt, eine Weile. Dann nahm er den Hut ab, kniete neben der Leiche nieder und betete für die abgeschiedene Seele ein andächtiges Vaterunser. Er blieb dabei so kalt und ruhig, daß er gar nicht einmal über Schuld und Unschuld nachdachte; ein Beweis dafür, wie wenig er sich im Unrecht wußte. Dann überblickte er die Gegend, ob wohl alles sicher sei, und schleppte Naz bei einem Fuß über den Schnee abwärts in den Wald. Dort legte er ihn, so daß er sich nicht mit Blut besudeln konnte, quer über die Schulter und verbarg ihn unter zusammengescharrtem Laub am Schafbachl. Bei Nacht kehrte er mit einem Pickel zurück, grub ein Grab und beerdigte ihn. Um die Stelle unkenntlich zu machen, legte er sorgfältig Moos darauf und trat es fest.

Samstag war nicht mehr fern. Wenn ihn auch nicht die leiseste Gewissensangst drückte, so fühlte er sich doch im Innern beunruhigt; es giebt eben Verhältnisse, wo der Mensch des Menschen bedarf, um sich ihm gegenüber voll und warm auszusprechen. Dafür eignen sich diejenigen, welche uns durch die heiligsten und edelsten Bande verknüpft sind, nicht immer; wir suchen einen Mann, der, weil er uns ferner steht, die Sache ruhiger und von allen Gesichtspunkten anschaut, einen

Mann, der uns zugleich mit höherer Würde entgegentritt. In solchen Fällen entspricht die Beichte einem echt menschlichen Bedürfnisse und auf dieser unleugbaren Grundlage ist jenes Sacrament gegründet. — Deswegen vertraute er auch weder Burgl, noch dem Alten, was sich ereignet, wohl aber bat er letzteren, er möge den Curaten von Steinberg besuchen, ihm seinen Aufenthalt und was sonst nöthig unter dem Beichtsiegel mittheilen und bitten, ihm heimlich die heiligen Sacramente zu spenden, damit er nicht wie ein Heide über Weihnachten in das neue Jahr wandere.

Der Alte ging Sonntags nach der Vesper zum Curaten. Dieser war über das, was er hörte, höchlich erstaunt; das Wasser schoß ihm vor Freude in die Augen, daß er einem so wackeren Tiroler, welcher mannhaft für das Vaterland gestritten, einen wichtigen Dienst erweisen könne. „Sag', Klaus," sprach er zum Alten, „er möge morgen das Gewissen erforschen und von zwölf Uhr Mittags nichts mehr essen; ich werde ihn, sobald es dunkelt, am Schafbachl aufsuchen."

Der Priester hielt Wort. Er nahm sein Brevier, legte eine Hostie hinein und ging, nachdem er eine Schale Kaffee geschlürft, langsam fort. Klaus hatte den Tag in religiösen Uebungen zugebracht; als er des Geistlichen ansichtig geworden, nahm er den Hut ab, begrüßte ihn ehrerbietig und küßte ihm die Hand. „Ich dank' euch," sagte er, „daß ihr euch eines armen Menschen erbarmt, mög' es euch Gott in der Sterbestunde vergelten!" Dann führte er ihn tief ins Gebüsch, der Priester setzte sich auf einen Stein, Klaus kniete in das Moos zu seinen Füßen und beichtete ihm mit wahrhaft kindlichem Vertrauen. Als er fertig war, begann der Priester die herkömmlichen Gebete, tröstete ihn über sein ungewisses Loos und sprach

ihm zu, er möge alle Leiden, die er bereits geduldet und noch dulden müsse, Gott als Buße aufopfern. Segnend hob er die Hand: „Ego absolvo te a peccatis tuis!“ Dann forderte er Klaus auf, sich kurz auf das heilige Abendmahl vorzubereiten, und weihte, während dieser, die Augen mit den Händen bedeckend, inbrünstig betete, die Hostie. Als dieses geschehen war, legte er sie Klaus auf die Lippen. Dieser konnte, nachdem er sich erhoben, lange vor Rührung nicht sprechen. Der Geistliche fragte ihn sanft: „Wo liegt der Todte?“ Klaus führte ihn schweigend an das Grab, es war nicht weit von der Stelle, wo er die Sacramente empfangen. Jener befahl ihm, mit dem Hut Wasser zu schöpfen, er segnete es und besprengte den Boden. Schließlich verrichtete er mit Klaus noch die vom Rituale der katholischen Kirche vorgeschriebenen Gebete, damit der Todte Ruhe finde und auferstehen möge zum ewigen Leben.

Sie verließen nun die Stätte. Der Priester trug Klaus auf, sobald es ihm die Umstände gestatteten, hier ein Kreuz zu errichten. Er hat es redlich gethan. Beim Abschied rieth er ihm noch, weil er keine Kirche besuchen könne, so oft er das Geläut der Glocken aus dem Thal höre, eine gute Meinung zu erwecken und alles dem Herrn anheimzustellen.

In der Christnacht wird um zwölf Uhr zur Erinnerung an die Stunde, wo die Engel ihre Botschaft über die öde Erde hinaussangen, die feierliche Mette gehalten. Jeder Bauernhof entsendet einen Theil seiner Bewohner, um dem neugebornen Herrn des Weltalls die Huldigung darzubringen. Da steigen sie dann herab von den einsamen Höhen; durch die kalte Nacht flimmern oben die ewigen Sterne, unten tanzen die Lichter, wie sie eben die Hand der frommen Träger schwingt, auf allen Pfaden daher — ein eben so seltsamer wie lieblicher An-

blick. Auch Nidinger schickte Knecht und Magd zur heiligen Feier; nachdem die Luft rein war, erschien Klaus, um mit seinem Diendl den Weihnachtszelten anzuschneiden.

Wie wohl that es ihm, daß er wieder beim warmen Ofen in einer Stube sitzen konnte! Noth und Harm waren vergessen, fröhlich aß er vom Birnbrot und trank den aromatischen Kirscheler dazu; wie an den glatten Fensterscheiben schimmernd und zierlich eine Eisblume aus der anderen entsprang, zeichnete er die Pläne einer heiteren Zukunft. Auch das Mädchen lächelte, und doch wußte keines von beiden, wann sie wieder so traulich zusammensitzen und ob sie je noch einen Zelten genießen würden. Ist doch die schnell welkende Blume des Glückes am schönsten, wenn man sie am Rande des Abgrundes pflückt. Selbst der Alte, welcher sich sonst nur zu sehr grämlichen Bedenklichkeiten hingab, überließ sich den behaglichen Eindrücken dieser Stunde. Stunde, ja! Man konnte von der Stube die Kirche sehen; da wurden bereits wieder auf dem Kirchhofe die Kienfackeln angezündet und begannen, sich nach allen Richtungen zerstreuend, zu wandern.

„Es ist Zeit!“ unterbrach der Alte die Fröhlichen, „es ist Zeit, du mußt in deine Einsiedelei!“ Klaus schaute vorsichtig durch das Fenster; während des Gottesdienstes hatte es geschneit. „Das ist schlimm!“ rief er. Allein die Liebe weiß stets einen Ausweg. Wer kennt nicht die anmuthige Geschichte von Eginhard und Emma? — Sie meinen vielleicht, Burgl habe Klaus auf der Schulter fortgetragen? Das wäre ein schweres Stück Arbeit gewesen, den ungeheueren Burschen huckepack zu schleppen. Der Alte wußte etwas besseres. In seiner Jugend war er wie andere gern fensterln gegangen, was sein Vater, der strenge Zucht hielt, durchaus nicht leiden wollte.

Da band er sich, um den Argwohn zu täuschen, die Schuhe verkehrt unter die Füße, so daß es, wenn er von Hause fortging, schien, er sei heimgekehrt. Freilich war es schwer, auf diese Art längere Strecken Weges zurückzulegen; Klaus brauchte jedoch nur die nahe Straße aufzusuchen, dort vermischten sich seine Tritte mit denen der Kirchgänger, und es war unmöglich, sie zu unterscheiden. Während er sich in dieser Weise rüstete, steckte ihm Burgl ein tüchtiges Stück Zelten in den Sack und mit einem saftigen Schmatz und herzlichen „Geltsgott!“ trollte er davon.

Der Winter hatte sich bis jetzt sehr mild gezeigt, nur selten schneite es und der Frost dauerte nicht an; nun enthüllte er aber allmählich sein strenges Gesicht. Nicht ohne Mühe und Gefahr erstieg Klaus den Abhang; obwohl es nicht windete, lag doch, als er seine Hütte erreichte, der Schnee bereits einen halben Fuß hoch. Von der Anstrengung ermattet warf er sich auf sein Lager und schlief ein. Als er aufwachte, war noch alles dunkel, er legte sich auf das andere Ohr und schnarchte ruhig weiter. Er erwachte wieder; es war alles dunkel. „Will es denn heute gar nicht mehr Tag werden?“ rief er sich aufrichtend, „oder hab' ich den Tag bereits verschlafen und es ist neuerdings Nacht angebrochen?“ Er zündete einen Spahn und hielt die Uhr an das Licht. „Eins!“ Das konnte aber auch Eins nach Mitternacht sein. Zweifelnd hielt er die Uhr an das Ohr, sie war nicht stehen geblieben und tickte fleißig fort. Zugleich fühlte er Hunger und Durst wie noch nie, wenn er in der Frühe das Lager verließ. „Will doch sehen, wie weit die Sterne sind!“ Er öffnete die Thür, die nach innen aufging, eine Schneemauer starrte ihm entgegen. „Ah so,“ meinte er, „das ist was anderes,“ und griff zur Schau-

fel, die er für alle Fälle bereit hielt. Schräg durch den Schnee empor grub er einen Stollen, schlug den Boden und die Wände fest, um vor einem Zusammensturz sicher zu sein; bald hatte er sich an das Licht emporgearbeitet. Das war ein Tag! Der Schnee fiel in so schweren Flocken, daß man kaum zwei Schritte weit sehen konnte.

Klaus blieb einen Augenblick stehen und kehrte kopfschüttelnd um. Den Anbruch des Abends erkannte man bloß daran, daß es noch dunkler wurde, als es schon war. Er machte Licht und las des heiligen Tages wegen in einer vergilbten Postille, die er von Ridinger ausgeborgt. Nach Mitternacht hörte es auf zu schneien, dafür quoll ein dichter Nebel über das Gebirge und seine Schluchten. Nachdem Klaus seine Morgenandacht verrichtet, griff er zur Schaufel, säuberte den Gang vom Schnee, der ihn wieder halb ausfüllte, und holte dann zwei Bretter. Er legte das erste am Mundloch seines Stollens wie eine Brücke über den Schnee in der Richtung des nahen Vorsprunges, von dem er einen Ausblick auf das Thal hatte. Nachdem er jenes Brett abgeschritten, legte er das zweite auf den Schnee und hob das erste auf, so wechselnd gelangte er, ohne einzusinken, an sein Ziel. Von den Grasbüscheln, an denen er sich sonst emporgearbeitet, klopfte er die Schneepolster, bald stand er auf der Kante, wo er sich aber erst ein Plätzchen ausschaufeln mußte. Ein frischer Wind wehte ihm von Osten entgegen, über den Kaiserberg wurde bereits ein blauer Streif sichtbar, der Nebel zerflatterte wie Wollflocken, die ein Knabe spielend zerbläst. Bald war alles klar und rein.

Die Gegend bot ein wundervolles, prächtiges Schauspiel, alle Schärfen und Kanten waren unter dem weichen Flaum, der sich gleichmäßig darüber breitete, verschwunden, nur eine

Farbe schien zu herrschen: ein glänzendes Weiß, noch glänzender durch den Gegensatz zum blauen Schatten der Schluchten. Wie Armleuchter von Silber ragten die Tannen empor, dazwischen gleich riesigen Meereskorallen Buchen und Birken. Alles hatte sich verwandelt: eine todte Pracht, geeignet, Bewunderung zu erwecken, aber keine Freude. Klaus schaute, geblendet von Licht und Glanz, eine Zeitlang herum, dann rutschte er vom Felsen zurück, um Wasser zu holen. Die Quelle war aber eingeschneit, nur aus der Klamm, die ebenfalls von Schnee verstopft war, hörte er ein leises Gluckſen herauf, das Wasser hatte seine Decke unten geschmolzen und tropfte von Stein zu Stein. Jammernd umflatterte ihn ein Schwarm Jochdohlen, schöne Vögel mit schwarzem Gefieder, gelbem Schnabel und rothen Füßen. Er verstand ihre Noth und warf ihnen Speisereste und Brotkrumen auf den Schnee, welche sie lebhaft zankend und klatschend aufpickten. Er kehrte in die Hütte zurück und begann zu kochen. Sankt Stephan zu Ehren wollte er ein Uebermäßiges thun; er sott daher ein Stück geräucherten Gemsschlegel zu einer Pfanne voll Nocken. Nebenan duftete in einem Gläschen, auf welches Rosen und Vergißmeinnicht gemalt waren, echter Kranebitter. Gemüthlich und voll Behagen schmauste er. Tscha! tscha! flogen auf einmal draußen wild und verwirrt die Jochdohlen auf; es begann zu krachen, als wollte der Berg einstürzen, und wie mit einem Schlage war er in schwarzes Dunkel gehüllt. Mit großer Mühe öffnete er die Thüre, deren Bande straff angespannt waren, er mußte neuerdings schaufeln, bis er endlich wieder an das Licht gelangte. Eine Lawine war losgebrochen und durch die Schlucht hinabgerollt; konnte sie auch sein Hüttchen nicht erreichen, so warf doch die Erschütterung den Stollen ein.

Er kletterte auf den Felsen, die Lawine hatte am Abhange des Berges eine breite Furche gerissen und in ihrem Laufe den Wald niedergeschmettert. Zwischen den ungeheueren, schmutzigen Schneeblöcken ragten gebrochene Bäume in allen Richtungen empor. Der streckte die Wurzeln mit den schwarzen Erdklumpen in die Höhe, jener war in der Mitte geborsten, der lag die Länge, der ganz zerschunden der Quere nach. Die Bäume am Rande, welche die Lawine nur berührt hatte, standen schief, wie Trunkene. Vor der Hütte traf Klaus seine Gäste, die Jochdohlen. Sie wurden nach und nach ganz zahm; täglich versammelten sie sich, nahmen ihre Brosamen in Empfang, einige pickten sie ihm sogar aus der Hand.

Grimmiger Frost wechselte mit Thauwetter. Klaus konnte nicht daran denken, in das Thal hinabzusteigen, dafür erhielt er jedoch einen sehr unerwarteten Besuch. Er hatte sich Abends niedergelegt und war bereits fest eingeschlafen, da wurde er durch ein Kratzen und Schaben an der Thüre aufgeweckt; erst glaubte er, es sei der Sturm, nun schien es ihm gar, als wolle jemand einbrechen. Rasch griff er zum Stutzen; was sollten Diebe bei ihm suchen? Das Gebirg war für sie ebenso unwegsam, wie für einen Verräther, der etwa seinen Kopf holen möchte. Die Balken krachten, durch eine Luke schob sich ein struppiges Gesicht, aus dem zwei Augen in das Dunkel funkelten. „Jesus Maria!“ rief Klaus erschrocken, „das ist ja gar der Teufel, was will der bei mir? ich hab' ja ordentlich gebeichtet und communicirt!“ Fast unwillkürlich drückte er den Stutzen los; der böse Geist taumelte brüllend noch einmal an die Thür, dann war alles still. Klaus betete in Höllenangst einen Rosenkranz um den andern, bis es endlich kümmerlich zu tagen begann. Er schlich zur Thüre, die halbzerbrochen in den

Angeln schlotterte, und guckte hinaus. Da lag ein ungeheurer Bär verendet im Schnee. Nun riß Klaus die Thüre auf und sprang hinaus, als könnte ihm das todte Ungeheuer noch entrinnen. Seit langem zum ersten Male jauchzte er, daß die Felsen wiederhallten. Er balgte den Bären auf dem Platz aus bis auf den Kopf, den er abschnitt und im Schnee vergrub. Jetzt flogen auch die Krähen daher, eine lockte die andere zum Schmauße; er warf ihnen die nutzlosen Gedärme hin: „So, guten Appetit! laßt es euch schmecken!" Das Fleisch zerstückte er und trug es in die Hütte. Er war ihm hochwillkommen, denn er besaß nur noch wenig eingesalzenes; auch mit Mehl und Brot kargte er, um nicht ausgehungert zu werden. Das ist der letzte Bär, der im Achenthal geschossen wurde; seitdem hat sich keiner mehr sehen lassen.

Der Schnee wurde allmählich körnig und starr, die Oberfläche desselben sinterte in eine Kruste zusammen, welche wie ein schimmernder Panzer Scheitel und Flanken der Berge umhüllte und weithin leuchtete. Ist der Boden auf diese Art fest geworden, so mag man ohne Gefahr und Beschwerde über die tiefsten Tobel und Windverwehungen hinweggehen, insbesondere wenn man sich noch durch Schneereife, welche radförmig unter dem Fuße ausgespannt sind, vor dem Einsinken sichert.

In einer mondhellen Nacht wagte sich Klaus, nachdem er den Bärenkopf im leeren Schnappsack verborgen, auf den Weg zum Nidinger. Bald saß er mit dem Alten und seiner Braut am warmen Kamin und erfreute sich des langentbehrten Gespräches Aug' in Auge. Er legte den Bärenkopf auf den Tisch.

„Siehst du," sagte Nidinger, „da hab' ich dich auch unrecht in Verdacht gehabt. Bald wurden zu Steinberg, bald

auf den Einzelhöfen von Achenkirch Schafe und Kälber gestohlen; ich dachte, du hättest es aus Noth gethan, und fürchtete, abgesehen davon, daß es kein schönes Handwerk ist, du könntest einmal einem Aufpasser in die Hände fallen. Nun, da ist ja der Dieb!"

„Es war auch," entgegnete Klaus, „meine Absicht, mir auf jene ungesetzliche Art Lebensmittel zu verschaffen; bis jetzt bedurfte ich es indeß nicht, und hätt' ich es gethan, oder sollte es dazu kommen, so ist mein fester Vorsatz, dich immer allsogleich zum betreffenden Bauern zu schicken und mit ihm nach mäßiger Schätzung abzurechnen. Die Achenthaler lassen mit sich reden, jeder würde sich ein Gewissen daraus machen, mich zu verrathen."

„Der dich allenfalls verrathen würde, ich meine den Naz, ist ohnedem spurlos verschwunden, übrigens fragt ihm außer seinem Vater niemand nach."

Klaus schwieg gedankenvoll.

Nidinger fuhr fort: „Das mit dem Bären ist ein wahrer Glücksfall. Weißt du was, ich trag' ihn morgen zum Landgericht und laß mir das Kopfgeld auszahlen, welches auf die Erlegung solcher Räuber gesetzt ist. Werd' einfach sagen, mein Sohn hat ihn erschossen, und das ist ja eigentlich wahr. Den Stammbaum brauch' ich den Blauröcken nicht auf die Nase zu binden."

Klaus lachte laut auf: „Das ist ein köstlicher Spaß, wenn die Feinde, welche für mich einen Preis gestellt, nun mir einen solchen auszahlen müssen. Schad' ist's nur, daß ich mit meinem Wildpret nicht im Triumph zu Achenkirch einziehen kann. Dieses hätt' beim Niederer einen Tanz gegeben, daß man noch nach fünfzig Jahren davon reden thät."

„Mein lieber Klaus,“ sagte Wallburg lächelnd, „mit den Tanzgedanken hat es noch gute Zeit.“

„Auf unserer Hochzeit muß getanzt werden,“ rief Klaus, „daß die Röcke fliegen, verlaß dich drauf!“

So scherzten und schäkerten sie noch eine Weile, bis der Hahnenschrei mit unerbittlicher Nothwendigkeit ihn zum Aufbruch zwang.

Auf dem Rückwege jagte Klaus zufällig ein Reh aus dem Gebüsch, das Thier floh über die Schneefläche, brach aber mit seinen schlanken Beinen immer ein, so daß er es leicht einholen und durch einen Kolbenschlag tödten konnte. Nun war er wieder auf mehrere Wochen mit Mundvorrath versehen, was ihm um so besser zu Statten kam, da längere Zeit Stürme und Schneefälle wechselten, wie es gegen Ende des Winters im Gebirge häufig geschieht.

Tags darauf lieferte der Alte den Bärenkopf zum Landgericht, er bekam fünfzig Gulden und wurde überdies seines Sohnes wegen noch ausdrücklich belobt.

Allmählich rückte der Frühling in das Land. Im Thale drunten schmolz der Schnee, ein sanftes Grün überhauchte die Blößen, ein durchsichtiger grüner Schleier spann sich über die braunen Aeste des Waldes.

Als Klaus von seiner Warte auslugte, flog aus der Tiefe ein gelber Schmetterling empor, der fröhliche Bote des Lenzes, und er hörte deutlich den Schlag der Amsel herauf. Der Frühling kletterte höher, schmutzige Bäche quollen durch die Runsen nieder, an sonnigen Felsen erschlossen sich die duftigen Blüten der Jochprimel, und die weißen Sterne der Steinmispel schmückten jede Wand.

Klaus konnte ohne Gefahr den Unutz ersteigen und über-

zeugte sich von dort, daß die Gebirgspässe allseits schneefrei waren. Die Herrlichkeit der Rundschau beachtete er kaum, sein Herz beschlich der traurige Gedanke, daß er jetzt Tirol und was darin lieb und gut, verlassen müsse.

Samstags kündete er dem Alten und Wallburg seinen Entschluß an, in der nächsten Woche aufzubrechen. Sie mußten sich einverstanden erklären. Er räumte nach und nach seine Hütte aus und verbarg die Geräthschaften in den Stauden am Schafbachl, wo sie Ridinger abholte. Nachdem diese Arbeit gethan war, setzte Klaus den Mittwoch Abend zum Abschied fest. Mit tiefer Trauer verließ er die Stätte, welche ihm gastliche Herberge geboten hatte und durch so manche Erinnerung werth geworden.

Noch größer war sein Schmerz, als er Ridinger und Wallburg antraf, die bereits auf ihn harrten.

„Das Scheiden ist ein bitt'res Muß!"

Es war um so bitterer beim Gedanken an die Gefahren, welche Klaus noch zu überstehen hatte, bis er in volle Sicherheit gelangte.

Allein auch dieser Schmerz wurde überwunden.

Er schlich über das Wibnerjoch nach Brandenberg und von hier durch das Zillerthal bis in die Nähe vom Gerlos. Dort überraschte ihn die Morgenröthe, er verbarg sich tief im Gebüsch, einen Theil des Tages verschlief er, um sich von den Beschwerden des Marsches zu erholen. In der folgenden Nacht erreichte er das Pinzgau. Hier hielt er sich Vormittag im Wald versteckt; nachdem es zu Mittersill zwölf geläutet, umging er über die Felder den Markt, wo die Bürger ruhig aßen, und betrat bei Uttendorf die Straße, welche er jetzt nicht mehr verließ. Hier hatte er nichts zu besorgen, wenn er auch bei

Tag reiste, denn er durfte nicht erwarten, von jemandem erkannt zu werden. Ueber Nacht wagte er sich jedoch in kein Wirthshaus, sondern schlief in Heuställen, wie er eben Unterkunft fand.

Am Abend des vierten Tages, seit er Achenthal verlassen, erreichte er die österreichische Grenze. Wie vom Tod errettet, warf er sich auf die Kniee, küßte den Grenzpfahl und betete für die armen Seelen, welche so treu über ihn gewacht, ein andächtiges Vaterunser. Dann schritt er wacker dem nächsten Städtchen zu — der Name ist mir entfallen — und stellte sich dort dem Landrichter. Er überreichte ihm sein Schützenzeugniß, worin alles aufgeführt war, was er vollbracht, und ersuchte ihn um einen Paß nach Wien. Abends im Gasthause kamen die Honoratioren des Ortes zusammen, sie bewirtheten ihn vortrefflich, wobei er alles, was er erlebt, berichten mußte.

Ehe er sich zu Bett legte, bat er sich noch Schreibzeug aus und kritzelte einen kurzen Brief an sein Diendl, daß er bereits auf Oesterreichs Boden in Sicherheit sei. Dann legte er sich nach vielen Monaten das erstemal — in ein Federbett! Das that wohl!

Zu Linz stieg er in ein Schiff und fuhr nach Wien. Dort wies man ihm zu seinem Unterhalt ein Plätzchen als Wegmacher an. An das Heirathen konnte er vorläufig nicht denken, doch blieb er seinem Diendl und sie ihm gewissenhaft treu.

Tirol wurde wieder kaiserlich. Nun kehrte Klaus eilig heim. Hier erhielt er den Dienst als Wegmacher. Der alte Nidinger hatte für das Einstandsgeld das Gütchen, welches Klaus wünschte, bereits angekauft, das Paar besaß nun ein Nestlein und heirathete. Als er zu altern anfing, nahm er bei einem Bauern an der Straße Wohnung, um seinem Ge-

schäft näher zu sein; nur an Sonn- und Feiertagen kehrt er auf das Gütchen heim, welches das Weib mit den zwei Buben, deren einer wohl sein Nachfolger sein wird, bearbeitet. Es ist ihm bis jetzt recht gut gegangen, nur bei der Polizei kam er trotz seiner Verdienste ein wenig in Verruf, weil er wie andere von 1809 das Maul etwas weit aufthat und mit manchen Dingen in Oesterreich nicht zufrieden war.

Das wär' also die Geschichte. Jetzt fängt es übrigens an zu dämmern, Scholastika wird mit dem Braten auch schon fertig sein; soll ich Ihnen ins Pedantenstübl Licht bringen?"

Ich bejahte es.

„Aber die Geschichte dürfen Sie nicht drucken lassen," rief Lena noch von der Treppe zurück, „sonst erzähle ich Ihnen gewiß nichts mehr!"

Ich folgte ihr in das Pedantenstübl.

„Das Pedantenstübl?" fragt der Leser.

Es ist zu ebener Erde das Zimmerchen links von der Hausthür. Da pflegten sich in der guten alten Zeit Abends die gelehrten Stammgäste der Scholastika zu versammeln, meistens Professoren von Innsbruck, welche hier einige Sommerwochen zubrachten. Es war ein heiterer Kreis, der sich hier gebildet; jetzt deckt die meisten Glieder derselben bereits die kühle Erde. Ja ja, die Welt wird älter und wir nicht jünger!

Am Sonntag ging ich nach Achenkirch zur Messe. Da humpelte auch Klaus daher, neben ihm Wallburg und zwei Söhne, einer bereits ein reifer Mann mit einem Knaben an der Hand, folgten mit frommem Schritt. Sie war ebenso grau wie er; beide besprengten mit dem Buchszweig, der im Weihbrunnkessel vor der Kirchthür lag, sorgfältig die Gräber — für die armen Seelen.

Er blieb einen Augenblick vor mir stehen: „Hat euch die Lena Alles verratscht?“

„Ich denk', ihr braucht euch nicht zu schämen!“

„Das nicht,“ erwiderte er ruhig, „ihr mögt es seiner Zeit auch andern erzählen, man kann wenigstens etwas daraus lernen — daß der liebe Herrgott keinen ehrlichen Tiroler verläßt. Heut' ist der achtundvierzigste Jahrstag, daß ich von der Flucht ins Landl heimkehrt bin; deswegen bring' ich meine ganze Familie mit, um Gott zu danken.“

„Nun, ich wünsch' euch, daß ihr die goldene Hochzeit erlebt!“

„Dank' euch,“ erwiderte das greise Paar und trat in die Kirche.

Selbstverständlich werde ich die goldene Hochzeit besuchen. Will vielleicht jemand dem alten Klaus für diesen Tag eine Flasche Extrawein schicken wollen, so wollen wir seine Gesundheit trinken!

Die Franzosenbraut.

Zu Innsbruck erinnert sich vielleicht noch mancher an die Larcher Zenz. Bei schönem Wetter saß sie im Spätsommer und Herbst vor der Triumphpforte, einen kleinen Tisch mit etlichen Obstkörben vor sich, gewöhnlich in Unterhandlung mit irgend einem Kinde, das für einen Kreuzer Aepfel oder Birnen holte und gern noch eine Zugabe erfeilscht hätte. Die Larcher Zenz war ein treues Bild der alten Zeit, sie hätte ihre abgeschabte, turbanartige Pelzkappe nicht um den schönsten Hut mit Goldquasten vertauscht; ihr kurzer, weitfaltiger Rock aus schwarzem Sarsinet, die blaue Schürze mit den weißen Blümchen, die Strümpfe mit den farbigen Zwickeln und die weit ausgeschnittenen Schuhe mit einer Seidenpfose unterlagen keinem Wechsel der Mode. Als sie mit dem Leben abschloß, war dieses die Tracht der Bürgermädchen und bessern Bauerntöchter; sie forderte nichts von der fortschreitenden Zeit, und gestand daher auch dieser kein Recht zu, etwas von ihr zu fordern. Man möchte daraus schließen, sie sei herb und mürrisch gewesen, das war aber durchaus nicht der Fall; ohne daß sie mit dem Alter an Klatschhaftigkeit zugenommen hätte, gab sie gern Red' und Antwort, ließ sich einen Scherz gefallen, und lächelte freundlich, als ein Zeichner in ihrer Nähe den Dreifuß aufpflanzte

und ihr Bild mit einigen Kindern nebenan auf das Papier übertrug.

Was kann denn eigentlich eine solche Oebstlerin für ein Schicksal haben? Dieses fällt höchstens mit den schwankenden Preisen ihrer Waare zusammen, und die Larcher Zenz wartet ja bereits seit einem halben Jahrhundert jenseits aller Geschichte, bis ihr das ewige Licht leuchtet und das letzte Vater unser gebetet wird.

Doch wir wollen hören.

Ich gehörte seit langer Zeit zu ihren Kunden, es entwickelte sich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen uns, sie hinterlegte mir wohl ein besonders schönes Stück Obst zum Dank für einen kleinen Liebesdienst, den ich ihr hie und da erwiesen. Ich hatte nämlich beobachtet, daß sie, wenn gerade kein Käufer drängte, eifrig in alten abgegriffenen Büchern mit ganz umgestülpten und beschmutzten Ecken zu lesen pflegte. Einmal lag ein solcher Band zwischen den Pyramiden von Aepfeln und Birnen; ehe sie ihn noch beseitigen konnte, was sie sonst sorgfältig that, hatte ich mich desselben bemächtigt, es war „Kuno der Bluthund", oder „das Vehmgericht im Galgentobel". Die Alte war etwas verlegen. „Was soll ich thun?" entschuldigte sie sich, „ich sitze oft lang müßig da und möcht' auch eine kleine Unterhaltung. Freilich diese Bücher weiß ich fast auswendig, denn ich buchstabire sie schon seit vielen Jahren durch und bin ich fertig, so fang' ich wieder von vorn an. Es ist gar so schön, wie diese Ritter kämpfen, bis endlich die Tugend siegt und das Laster bestraft wird. Da behauptete jüngst ein naseweiser Student, es sei alles nicht wahr. Was ist denn wahr? Ich habe 1809 gar vielerlei gesehen und hintennach behaupteten Leute, das sei auch alles nicht wahr. Die Rittergeschichten sind doch wenigstens gedruckt."

Als ich ihren Geschmack erkannt hatte, verschaffte ich ihr eine Menge Bücher dieses Schlages und verpflichtete sie mir so zum innigsten Dank.

Nun hätte ich aber gern gewußt, durch welchen Zufall sie auf diese Lektüre verfallen und daran hängen geblieben sei, denn die alten Weiblein in unserer Gegend lesen sonst nur Goffine oder andere Erbauungsbücher. Darüber erhielt ich zufällig einmal beim Bierstindl Aufschluß, wo sich ein alter Bürger an meinen Tisch gesetzt hatte, der mir überdies noch manches über die Schicksale der Oebstlerin erzählte und mich veranlaßte, dieselben zu Nutz und Frommen neugieriger Leser aufzuschreiben. Er hatte mit ihr auf dem Bauerntheater gespielt, sie stellte dort als Kind den Schutzgeist und später die ersten Liebhaberinnen vor, ja arbeitete sogar einige Stücke aus. Als Vorbild wählte sie dabei, wie die Birchpfeiffer ihre Collegin, bereits vorhandene Romane, wobei sie der Mühe eigener Erfindung überhoben war und dennoch die Bauern entzückte. Am besten sei ihr „Hirlanda die unschuldig verfolgte Königin von Britannien“ gelungen.

Ich war gerade damals mit Studien über die Bauernspiele in Tirol beschäftigt, diese Mittheilungen erregten mein Interesse in hohem Grad und ich beschloß daher die Alte in ihrer Wohnung aufzusuchen. Sie verkaufte nämlich nur das Obst, welches in ihrem eigenen Garten wuchs, und trieb sonst keinen Handel, so daß sie kaum bis Nikolaus reichte; dann zog sie sich mit ihrem Brettergerüste ganz zurück und ging zwar täglich aus, aber nur in die Frühmesse zu Wiltau.

Der Frühling neigte sich allerdings bereits zum Sommer, ich wollte aber nicht warten, packte einige Scharteken zusammen und erkundigte mich eines schönen Morgens um ihr Häuschen. Es lag seitab, in einer Front mit der Garten-

mauer, welche zahlreiche Obstbäume, die bereits Frucht angesetzt hatten, überragten. Sie umfaßte im richtigen Verhältniß zu dem schmalen, einstöckigen Gebäude mit einer Mansarde ein mäßiges Viereck, das sich rückwärts in die Wiltauerfelder erstreckte. Die Thüre, über der sich einige Rokokoschnörkel von Gyps ausluden, war fest geschlossen, ich pochte mit dem Löwenköpfchen, welches zu diesem Zwecke an einem Nagel hing.

Ein Fenster öffnete sich, die Pelzhaube der Alten schlüpfte heraus und ein unwilliges: „Was ist's!" schallte herab.

Ohne ein Wort zu erwidern, hielt ich ihr die Bücher entgegen.

„Ah Sie sind's," rief sie, „gleich, gleich!" Eilig schlurfte sie mit den Pantoffeln über Treppe und Hausflur und sperrte auf.

„Ich dachte," begann ich, „Sie würden mir die ausgelesenen Bücher zurückbringen und neue holen; weil Sie's jedoch nicht gethan, fürchtete ich fast, Sie seien erkrankt."

„Muß mich schämen, meinte aber, es liege Ihnen an einer alten Jungfer ebenso wenig, als an diesen Büchern, die ich bereits zweimal durchgelesen habe. Jetzt bringen Sie mir gar — aber du lieber Gott, wie grob bin ich, verzeihen Sie, daß ich Sie vor mir auf der Gasse stehen ließ. Das Alter thut's, das Alter!"

Sie trippelte von der Schwelle zurück, indem sie die Klinke der Thüre in der einen Hand behielt und mit der andern unter fortwährenden Menuetknixen, wie eine Bachstelze, mich zum Eintritt einlud. An der Wand des Hausganges, in welchen ein heller Sonnenstrahl fiel, hingen einige Porträte. Ich blieb einen Augenblick stehen.

„Das ist mein Urgroßvater." Sie deutete auf das Bild

eines Mannes in ehrsam bürgerlicher Tracht mit einer Perücke. „Er war dreißig Jahre Bedienter beim Erzherzog Ferdinand, endlich hat er sich dieses Häuslein gebaut und sich zur Ruhe begeben. Großvater und Vater waren Buchbinder, letzterer überließ sein Geschäft in der Stadt dem Bruder, was sollte er sich plagen? er war kränklich und hatte zu leben. Gott hab' ihn selig! Er starb so früh, daß ich mich seiner kaum erinnere. Wär' vielleicht manches unterblieben, wenn er die Augen nicht so zeitlich geschlossen hätt'!"

Wir waren in ihrem Zimmerchen angelangt. Mephistopheles hätte hier lang herumschnüffeln können und doch kein Stäubchen entdeckt. Die friedliche Stille wurde nur durch das Tik Tak einer alten Pendeluhr und den Gesang etlicher Kanarienvögel, welche die Melodie „Freut euch des Lebens" heraborgelten, unterbrochen. Meine Bücher lagen sorgfältig neben einem Glassturz, unter welchem ein wächsernes Christkindlein die Arme ausstreckte, aufgestößelt, die andere Seite nahmen Brille, Putzscheere und Leuchter ein.

Ich legte, was ich mitgebracht, auf den Tisch, die Alte griff begierig darnach. Da waren Bände von Kramer, Dellarosa, Spieß und wie sie alle heißen diese Classiker der Nähmamsellen und Wachtstube: es lief ihr das Wasser im Munde zusammen, vor lauter Freude fing sie immer wieder von vorn an, ihre Schätze zu mustern.

Ich betrachtete unterdeß zwei Gemälde, zwischen denen ein Kruzifix hing mit einem Weihbrunnkrüglein darunter; an den Rahmen waren Kränzchen von goldgelben Ewigkeitsblümchen befestigt. Jedes stellte einen jungen Mann dar: der rechts mußte nach der Aehnlichkeit der Züge mit dem Porträt im Hausgang ein naher Verwandter sein; der links blickte muthig

in die Welt, die Haare waren zurückgeworfen, die Unterlippe trotzig aufgeschürzt. Ein spitzzugedrehtes Schnauzbärtchen ließ ihn noch kecker erscheinen. Als die Alte bemerkte, daß mein Blick auf dem Bilde haste, schob sie in sichtlicher Verlegenheit die Bücher bei Seite und lud mich ein, mit ihr in den Garten zu gehen, damit ich ihr ganzes Hauswesen kennen lerne. Sie wollte meine Aufmerksamkeit ablenken, ich bemerkte dieses gar wohl, mochte aber, da mir überdies andere Dinge am Herzen lagen, nach einem Geheimniß, das mich nichts anging, keine unbescheidene Frage thun. „Vermuthlich einst ihr Geliebter!" dachte ich im Stillen und folgte ihr über die Treppe in den Garten.

Der Frühling hatte Blümchen in Hülle und Fülle hervorgelockt, sie bückte sich und band mit mir hin und her gehend einen prächtigen Strauß. „Ich weiß," sagte sie, mir denselben zierlich überreichend, „Sie sind ein Blumenfreund, und holen fast jede Woche eine Blechbüchse voll vom Gebirg. Das sind freilich keine Jochblumen, droben blüht aber auch keine Rose und Hyacinthe und keine brennende Liebe, die ich hier mitten hinein gefügt. Wie herrlich sie aus den dunkeln Blättern des Epheu flammt! Wollen Sie ihn nicht behalten," fügte sie schmunzelnd bei, „so nimmt ihn gewiß ihre Braut an. Gerne möchte ich Ihnen eine Freude machen zum Dank für so viel Gefälligkeit und hab' deswegen lang schon hin und her gedacht!"

„Das können Sie sehr leicht," unterbrach ich sie, „Ihr Strauß gehört meiner Braut, ich will aber auch etwas von Ihnen, um so mehr, da ich Ihnen bereits in das Handwerk pfuschte. In Ihrem Schrank liegt gewiß noch ein oder das andere Bauernspiel, leihen Sie mir's zu lesen."

„Wissen Sie davon auch?" sagte sie geschmeichelt, „ich meinte, das sei längst alles vergessen."

„Im Gegentheil! noch immer rühmt man Hirlande von Britannien!"

„Ja, die hat man nicht bloß zu Wiltau, sondern auch zu Schwaz und selbst auf dem Theater zu Kiefersfelden in Baiern aufgeführt. Die Schwazer haben mir einen Kronenthaler dafür gezahlt; doch lassen wir das gut sein!" Ueber ihr Antlitz flog der Schatten einer traurigen Erinnerung, sie wandte sich ab und pflückte eine Rose, auf der ein schimmernder Goldkäfer saß. „Wie schade," begann sie wieder, „daß dieses Ungeziefer so schön ist; gestern freute ich mich auf dieses Röslein, heute ist es aufgeblüht und zerfressen. Was ich übrigens von Spielen habe, mögen Sie mitnehmen.

„Nicht mir sollen Sie es geben, sondern dem Museum."

„Was fällt Ihnen ein, dort wird man doch keine Bauernspiele aufbewahren! Da gehören nur Bücher hinein wie Kotzebue und Schiller, von denen man in der Stadt die Stücke aufführt. Wie hat mir Thekla erbarmt, obwohl ich nicht alles verstanden, am besten gefiel mir aber doch Abällino der große Bandit."

„Den kriegen Sie zu lesen, dafür geben Sie mir Ihre Spiele."

Sie schüttelte den Kopf. „Ist doch spassig, das hätt' ich mir nie vorgestellt, daß ich ins Museum käme! Meinetwegen, Sie mögen es verantworten."

Während wir in das Haus zurückkehrten, erklärte ich ihr, wie hoch man jetzt alles Volksthümliche schätze.

„Wenn das so ist, dann gehör' ich freilich auch hinein!"

Sie reichte mir einen Bündel Handschriften.

Zufrieden mit meinem Fang, eilte ich von dannen; nach einigen Tagen erhielt sie ein vom Vorstand der Anstalt unter=

zeichnetes Dankschreiben mit dem großen Siegel. „Mein Gott, was haben Sie getrieben!" rief sie mir schmunzelnd vom Fenster herab, als ich zufällig einmal vorbeiging. Ueber den Werth dieser Stücke zu reden überlassen wir der Geschichte der deutschen Volksbühne, wir versetzen uns dafür in die Zeit zurück, wo sie aufgeführt wurden.

Es war am ersten Sonntag des April 1809.

Im Anger des Wirthes zum Haimon erhob sich eine aus neuen Planken gezimmerte Bude, deren Vorderseite ein blutrother Vorhang mit aufgenähten Sternen von Goldpapier verhüllte. Die Plätze für die Zuschauer bestanden in einer Reihe von Bänken, welche aus ungehobelten Läden, die man über hölzerne Schragen gelegt hatte, improvisirt waren und nach hinten mäßig anstiegen. Die ersten zwei überdeckte ein dunkelblau gefärbter Zwilch, wie man ihn für die Haller Salzsäcke gebraucht; sie sollten zur Aufnahme der Honoratioren dienen. Nur die Bühne war mit einem schlechten Dach versehen, die Zuschauer mochten sich, wenn ein Spritzer kam, behelfen wie sie eben konnten. Umfaßt war der ganze Raum durch einen mannshohen Bretterzaun, um dessen Astlöcher und Ritzen sich bereits eine lustige Gassenjugend stritt und raufte. Nach und nach besetzten Zuschauer die leeren Plätze, zwischen den Bänken lief die Kellnerin geschäftig mit Bierkrügen hin und her, denn die Nachmittagssonne brannte bereits ziemlich heiß.

„Was stellen Sie heut für, Trinele?" fragte der dicke Kaufmann Tschurtschenthaler, den Schweiß von den feisten Wangen trocknend.

„Ein Stück aus der heiligen Gschrift, Jael und Sisara. — Ists gefällig?"

Tschurtschenthaler nahm rasch den überschäumenden Hum-

pen. „Ah, das schmeckt! 'S Bier ist eigentlich das einzige, was wir seit —“

Sein Nachbar, der langspindelige Schneider Kempf stieß ihn in die Seite, es hatten sich mehrere französische und baierische Soldaten in ihrer Nähe niedergelassen.

„Ah so!“ rief Tschurtschenthaler und tickte unwillig mit dem spanischem Rohr auf den Boden.

„Eigentlich bedeutet das Spiel heut,“ flüsterte ihm Kempf in das Ohr, „unsere Zeit, mit den Assyriern meint man die Franzosen, mit den Juden die Tiroler, die Bundeslade ist der kaiserliche Adler.“

Der Seiler Turner, ein herkulischer Mann, klopfte Tschurtschenthaler auf die Schulter: „Ist der Sandwirth von Passeier noch nicht bei euch gewesen? Ihr müßt ihm für dieses Frühjahr —“ dabei zwinkerte er mit dem Aug', — „Mohnsamen liefern. Er will seinen französischen Gästen Tirolerkrapfen auftischen.“

„Nein!“

„Nun, dann sucht er euch hier auf, wenn ihr anders Nachricht zu Haus gelassen habt.“

Das Orchester, bestehend aus zwei Klarinetten, welche das Lied des Genius accompagniren sollten, einer ungeheuren Trommel, zwei Tschinellen wie Hafendeckel auf einer Nudelpfanne und drei Trompeten, begann schon zu stimmen.

Verfügen wir uns hinter die Coulissen.

Vor der Rampe stieg bereits der weiß gekleidete Genius mit langen Flügeln und einem Lilienstengel auf und ab, er recitirte, indem er bald die eine, bald die andere Hand an die Brust schlug, seine Rolle. Seitab lehnte der Student Poldl in der Gestalt des Teufels, der den Assyriern böse Rathschläge

in das Ohr zu flüstern hatte, an einem Pfeiler. Er trug das grüne Kleid eines Jägers; um jedoch in seiner Rolle gleich kenntlich zu sein, hatte er sich Augenbrauen wie zwei Bodenbürsten angerußt, ein paar ungeheure Steinbockhörner aufgesetzt und einen langen Ochsenschweif angehängt. Uebrigens war er ein ganz sauberer Teufel, wir kennen ihn schon aus dem Porträt bei der Larcher Zenz links an der Wand.

Von der andern Seite erschien Zenz als Prinzessin, ihre Tracht war so gut es ging dem Gewande der Cymburgis von Masovien, deren Statue sich unter den ehernen Bildern der Hofkirche erhebt, nachgeahmt. Sie blieb mit der langen Schleppe hängen, der Teufel sprang dienstfertig herzu und löste sie los. „Aber heut bist schön, Zenzele," redete er sie schmeichelnd an und legte den Arm um ihren Leib. Sie duldete es. Was er ihr in das Ohr raunte, geht uns nichts an, wir bezeichnen kurz das Verhältniß des Pärchens. Des Pärchens? ja! dafür galten sie in der ganzen Gemeinde. Poldl bereitete sich eben auf den Doktorsgrad vor, das Diplom in der Tasche wollte er heirathen. Sein väterliches Erbe war zwar mit den Rigorosen aufgezehrt, allein Zenz hatte etliche Kreuzerlein und die Hälfte des Hauses gehörte ihr. Die andere Hälfte besaß ihr Bruder Lois, auch ihn kennen wir schon aus dem Bilde rechts. Heute stellte er den Sisara vor. Er trug einen ungeheuren rothen Turban, einen geblümten Shawl als Mantel, einen blauen Weiberrock, an dessen Gurt ein Kürassiersäbel, den er von einem bairischen Kavalleristen geborgt, furchtbar niederrasselte, und große frisch geschmierte Stulpstiefel mit Rappenköpfen genagelt, um durch das polternde Auftreten die unmenschliche Grausamkeit Sisara's anzukünden. Jael, welche über ihrer gewöhnlichen Tracht ein weißes Hemd mit aufgenäh-

ten Goldflinserln gezogen hatte, musterte durch ein Loch des Vorhangs das Parterre. Plötzlich eilte sie zur Prinzessin und sagte ihr halblaut: „Geschwind! die zwei schönen Offiziere sind da, welche uns letzthin durch die ganze Vorstadt nachschlichen."

Zenz wollte vorwärts, aber der Teufel, welcher die Rede verstanden, packte sie beim Arm. „Ganselst du auch den Franzosen nach?" „Angeschaut ist noch nicht geheirathet!" erwiderte sie unwillig.

„Und wenn er ihr gefiele?" fügte Jael, im gewöhnlichen Verkehr Kathi genannt, schnippisch bei, „seid ihr allein schön? Jedenfalls sind die andern keine so groben Zochen wie ihr."

„Ja freilich," bemerkte Lois, „sie haben eine glatte Salbe, um die Weibsleut anzuschmieren."

„Die Buab'n und die Madeln
Dös ist an alter Stritt,
Die Madeln wöllen boarisch sein,
Die Buab'n aber nit"

sang der Bannerträger der Juden und setzte einen tüchtigen Jodler darauf.

„Bst," rief Poldl, „es schlagt drei Uhr, richtet euch auf eure Plätze, den Vorhang in die Höh'!"

Er wurde langsam aufgezogen, die Musik begann mit einem greulichen Tschin, Tschin, Tschinderetete. Die Scenerie zeigte den Zuschauern, welche bei der ersten Aufführung des Stückes besonders zahlreich waren, den Fürstensaal des Königs von Assyrien. Langsam schritt der Genius vor und verkündete als Prolog in scharfen Nasentönen den Gegenstand der Darstellung. Er deutete mit dem Lilienstengel in den Hintergrund, die Coulissen wichen beiderseits und von bengalischen Flammen gräßlich beleuchtet wälzten sich die Assyrier auf dem Boden,

ihr Banner in den Farben der französischen Trikolore lag im Koth, Jael stemmte trotzig den Fuß darauf, über ihr schwang ein Jude die Fahne Israels — die Schützenfahne der Wiltauer mit der Mutter Gottes darauf. Die Offiziere steckten flüsternd die Köpfe zusammen, schwiegen jedoch vorsichtig, denn diese Beleidigung der französischen Farben war vielleicht nur naive Unwissenheit der Bauern.

Der Genius verschwand, die Coulissen schlossen sich, wieder „Tschin, Tschin," und das Stück begann.

Die Prinzessin trat mit ihrem Gefolge auf, von der andern Seite Sisara ihr Geliebter mit den Assyriern. Er warf sich ihr zu Füßen:

„O Allerschönste du, jetzt muß ich schnell von hinnen,
Um einen großen Sieg den Juden abzug'winnen.
Ich zeige ihnen heut in einer großen Schlacht
Assyriens Gewalt und seiner Götter Macht.
Die Priester schlepp' ich fort, her in die Sklaverei,
Damit erkennen sie, daß nichts Jehovah sei.
Den Tempel leer' ich aus, den Schmuck von dem Altar
Den bring' ich, Liebste, dir zu einem Opfer dar.
Du zierest freudig dich mit Edelstein und Glanz,
Dann halten Hochzeit wir und einen frohen Tanz.
Aus goldnen Krügen schenkst du in den Kelch den Wein,
Die Juden müssen zahl'n, wir wollen lustig sein.

„O du Lump du," schrie zu hinterst ein Bursch und warf ein faules Osterei, „du machst es ja gerad wie der Kommissär Hofstetten im Burggrafenamt zu Meran!"

„Sei still," rief ein Bauer nebenan, „hat dir nicht der Genius gezeigt, wie er mit seinem Anhang in der Höll' brennt und die Tiroler siegen?"

Man war derlei Intermezzo's schon gewöhnt und spielte ruhig weiter, auf der Bühne jedoch begleiteten das Stück Pan-

tomimen, welche freilich nicht dazu gehörten. Der Teufel, welcher hinter Sisara stand, um ihm Gotteslästerungen einzublasen, bemerkte nämlich, daß die Prinzessin mehr mit dem Offizier als mit Sisara kokettire, er schnitt daher grimmige Gesichter, sie verzog jedoch höchstens spöttisch den Mund und lachte ihn aus. Sie glaubte sich alles erlauben zu dürfen, dem war aber nicht so. Poldl machte ihr nach dem ersten Akt einige Vorstellungen; als sie dieselben mit geringschätzigem Achselzucken aufnahm, kehrte er ihr, obgleich er sie sehr gern hatte, schweigend den Rücken. Ihm war die Liebe kein Scherz, sondern ein Ernst für das ganze Leben: von jener unmännlichen Weichlichkeit, die sich in solchen Fällen auf das Girren und Seufzen verlegt, wußte seine kerngediegene Natur nichts, wenn er auch den Schmerz so tief empfand, als mancher, der ihn zur Schau trägt. Mit einem Worte, er war ein junger Mann, der stets mit sich und andern zu rechter Stunde abzuschließen verstand, daher mied er es im Laufe des Stückes mit ihr zusammenzutreffen, zu sagen hatte er ihr nichts mehr und es däuchte ihn am besten, ihr ungestört Zeit zu lassen, sich zu besinnen. Sein zurückhaltender Ernst sollte ihr eine Warnung sein, er hoffte noch, aber er verrechnete sich.

Zenz war kaum den weiblichen Flegeljahren entwachsen, nicht die Einsicht, sondern der Augenblick beherrschte sie, Poldl hatte ihr gefallen, aber noch besser gefiel ihr der glänzende Offizier. Für echte Liebe war ihr Wesen noch zu wenig vertieft; das ist aber gerade der Zeitpunkt, wo der Umgang mit Männern, welche nur ihr Vergnügen suchen, jungen Geschöpfen am gefährlichsten wird und sie für immer dem Untergange weiht. Hier soll die weise Hand der Mutter eingreifen, aber die Mütter sind nicht selten noch thörichter als die Töchter, indem sie

jede Huldigung, welche diesen gebracht wird, mit ebenso überschwenglicher Eitelkeit aufnehmen, als hätte sie ihnen gegolten.

Das Stück ging indessen rüstig vorwärts, jede Anspielung wurde mit donnerndem Beifall aufgenommen, den Offizieren, welche der Sprache ohnehin nicht ganz mächtig, vom Dialekt fast nichts verstanden, wurde etwas unheimlich zu Muth; einer wendete sich um, wurde jedoch, als er die vielen Blauröcke unter den Zuschauern bemerkte, wieder ruhig. Es war der Lieutenant Saint Bleu, ein geborner Lothringer. Ohne sich weiter um das Publikum zu kümmern, das ja seine Anwesenheit ohnehin als hohe Gnade zu betrachten hatte, kokettirte er fortwährend auf die Bühne; Zenz antwortete mit den feurigen Blitzen ihres schwarzen Auges.

Da wurde es unruhig im Theater, leises Murmeln lief durch alle Bänke, auch der Lieutenant schaute um, erblickte aber nichts als ganz hinten einen Bauern von großem Wuchse mit einem Passeirerhut, welcher das rothe Gesicht überschattete. Ein schwarzer Bart hing bis auf den breiten Quergurt des grünen Hosenträgers, dessen Farbe mit dem rothen Leibchen einen angenehmen Gegensatz bildete. Eine dunkelgrüne Joppe umhüllte Schultern und Rücken. Er musterte die Offiziere mit scheinbarer Gleichgültigkeit. Durch die Zuschauer schob sich ein Unterinnthaler vorwärts, auch er schoß von Zeit zu Zeit aus dem dunklen Auge, welches düster unter den buschigen Brauen flammte, einen Blick auf die Offiziere, ohne daß ihn diese beachteten. Es war ein Kopf aus Erz, wie man sie hin und wieder unter den Tirolern sehen kann: da ist kein Zug stumpf wie auf vielen Gesichtern, sondern alles ausgearbeitet und scharf ciselirt. Er drängte bis zum Kaufmann vor, und gab diesem mit den knochigen Fingern einen erklecklichen Puff ins fette Genick.

Erschrocken fuhr er auf: „Speckbacher!"

„Hat man dir's nicht gesagt, daß der Sandwirth einkaufen will? Er wartet, geh' gleich!"

Keuchend erhob sich Tschurtschenthaler und folgte dem Bauern.

Unterdeß war man auf der Bühne bei der Ermordung Sisara's angelangt. Er lag auf einem Bündel Maisstroh und schnarchte, um die Sache recht natürlich zu machen, überlaut; Jael bückte sich und hob den Hammer. Als der erste Schlag den Nagel traf, sprang Sisara wüthend auf und schrie: „Potz Teufel, du hast ja meinen Ohrwaschel erwischt! — Ich sag dir's, wenn du nicht besser acht giebst und stets nach dem verfluchten Franzosen gaffst," setzte er leise bei, „so kriegst eine Flumse, daß du den Himmel für eine Baßgeige anschaust!" Damit legte er sich unter dem schallenden Gelächter der Zuschauer wieder ruhig nieder; Jael vollendete die Ermordung.

Der Vorhang rollte nieder.

Das schien dem Lieutenant der rechte Zeitpunkt, mit Zenz persönliche Bekanntschaft zu machen — wer sollte ihm den Zutritt hinter die Coulissen wehren, war er doch zu den Soubretten des Pariser Theaters, wo übrigens der Spaß mehr kostete, gestattet! Bald hatte er die Thür entdeckt, welche auf die Bühne führte, und trat ohne Umstände ein. Die Gesellschaft war durch diesen ungewöhnten Besuch nicht wenig überrascht, Poldl, welcher zugleich die Direktion führte, ging ihm entgegen und fragte höflich aber gemessen um sein Begehren.

„Ich will Fräulein Zenz meine Bewunderung über ihr glänzendes Spiel ausdrücken."

„Dazu ist hier weder der Ort noch die Zeit, der Zettel an der Thüre könnte auch Ihnen anzeigen, es sei ein verbotener Eingang."

„Pah verboten, das kümmert mich nichts!“

„Ich ersuche Sie zu gehen.“

Der Franzos warf sich in die Brust und rief stolz: „Ich bin der Lieutenant Saint Bleu.“

„Lieutenant hin und her, in Tirol frägt man nach einem Lieutenant nichts, am wenigsten nach einem französischen.“

Der Lieutenant stieß unwillig mit der Säbelscheide auf den Boden, daß es laut rasselte und wollte Poldl bei Seite schieben. Der stand aber wie eine Säule und sprach mit gehobener Stimme, indem er ihn ohne weiteres am Arm faßte:

„Herr Sankt Blau, hier kommandirt der Teufel und kein Heiliger; dort hat der Zimmermann für Sie das Loch gelassen, marsch hinaus.“

Er öffnete ihm ohne Umstände die Thüre.

Nun wollte sich Zenz einmischen; sie hatte bisher Poldl nur als den lustigen Burschen gekannt, jetzt warf er ihr aber schweigend einen Blick zu, daß ihr das Wort in der Kehle stockte und die Füße den Dienst versagten. Der Lieutenant überzeugte sich von der Mißlichkeit seiner Stellung um so mehr, da bereits aus den Coulissen verbündete Truppen der Syrer und Juden drohend gegen ihn anrückten, und beschloß das Feld zu räumen. Noch einmal kehrte er sich um: „Ich werde mit euch groben Bauern wegen dieser Beleidigung nach dem Theater abrechnen, merkt euch das!“ Unter schallendem Hohngelächter trat er zornig ins Freie.

Der Bannerträger der Juden sang wieder, daß man es im ganzen Hause hören konnte:

„Die Buab'n und die Madln
Hab'n an ewig'n Stritt,
Die Madl'n wöll'n boarisch sein,
Die Buab'n aber nit.“

Wie bei den Griechen das Satyrspiel, bildete auch hier eine lustige Komödie den Schluß. „Die alte Weibermühl" war sie betitelt. Sausend und klappernd flogen die Räder der Mühle, in welche man oben die alten Weiber hineinstopfte, welche unten als junge Diendln davontanzten und ihren alten Ehemännern eine Nase drehten. Der Volkswitz erging sich in der derbsten Weise.

„Gebt acht," rief der Schalksnarr improvisirend, „jetzt kommen die alten Jungfern dran, da schaut's, wie sie daherlaufen, es ist ihnen endlich eingefallen, daß eine Hochzeit lustiger sei als das Herumschweifen auf dem Sterzinger Moos!"

Es wurde eine alte Hexe hineingeschoben, unten erschien ein schönes Mädchen.

„Wer will die?" schrie der Herold. Die Bauernbursche, in welche sich die Assyrier und Juden verwandelt hatten, antworteten im Chor: „Keiner von uns! Sie ist in ihrer ersten Jugend mit Soldaten umgeschlampt, fort mit ihr über den Brenner."

Das Sterzinger Moos ist der Verbannungsort, wo alte Jungfern, die nicht an Mann gekommen, büßen bis zum jüngsten Tag; die Junggesellen sind übrigens verurtheilt, auf dem Berge, der drüber emporragt, die Wolken zu schieben. Sie strecken sehnsüchtig die Arme gegen einander, können sich aber eben so wenig wie Heine's Palme und Tanne nähern.

Die Offiziere erblickten darin eine Anspielung; Saint Bleu stand auf und winkte einem Soldaten, der alsobald mit den andern flüsterte. Dies blieb auf der Bühne nicht unbemerkt, ein Bursch schlich unter die Zuschauer und bald lief durch die Reihe der Männer das Gemurmel: „Nach dem Spiel beisammenbleiben, es geht mit den Franzosen los, schaut's euch um ordentliche Tremmel."

Als die Vorstellung zu Ende war, stürzte die Menge auf den Anger, die Frauen stellten sich beim Hause auf in ängstlicher Erwartung der Dinge. Die Buben griffen nach den Stühlen und brachen die Füße los; andere holten die Stangen, welche in der Werkstätte eines Wagners lehnten.

Die Soldaten, die von dieser ordre de bataille nichts wußten, wälzten sich, ihre Offiziere voran, in dichtem Knäul gegen die Thüre der Bühne.

Poldl erschien an der Treppe. „Der ist's," schrie Saint Bleu, „den faßt ab und schleppt ihn auf die Hauptwache!"

Die Soldaten sprangen die Stufen empor, Poldl traf den ersten mit seinem Schlagring so auf den Kopf, daß das Blut herunterrieselte, und er besinnungslos zurückfallend die andern hinunterriß.

Wüstes Geschrei erschallte, die Bauern stürmten gegen die Franzosen, welche jetzt ihre Säbel zogen, die Knittel krachten auf den Schädeln, bald mischte sich das Geheul der Verwundeten in das Gebrüll der Kämpfer. Da stürzte der Sandwirth aus der Thüre des Hauses. „Landsleut! Landsleut! seid's keine Vieher, no ist nit Zeit!" Das mächtige Commando wirkte, die Bauern wichen zurück; die Soldaten ordneten sich um ihre Offiziere an der Planke, um bei einem neuen Beginn des Kampfes den Rücken frei zu haben.

„Was gibt's, was ist's?" schrie der Sandwirth.

Saint Bleu trat schäumend vor Wuth vor: „Ihr Straßenräuber, ihr Hunde, ihr Canaille, ist's nicht genug an eurem Schauspiel, ihr wagt noch euch an der französischen Uniform zu vergreifen, hängen sollt ihr, wenn ihr die Rädelsführer nicht augenblicklich ausliefert!"

„Ruh geben!" sagte der Sandwirth gebieterisch zu den

Bauern, die schon wieder stürmen wollten. „Jetzt redst du, Seiler, und erzählst was geschehen ist.“

Der Seiler theilte den Sachverhalt ausführlich mit.

Hofer wendete sich an die Offiziere: „Schwätzt immer von Ehre, und schämt euch nicht alle zusammen den Poldl anzupacken? Die Sache ist nur zwischen euch zwei; wenn ihr Schneid habt, rauft sie auf gut tirolerisch aus.“

„Ich bin dabei!“ schrie Poldl, indem er sich vordrängte.

„Was raufen?“ antwortete Saint Bleu.

„Er hat kein Schneid!“ schrieen spottend die Bursche.

„Wenn er duelliren will,“ antwortete Saint Bleu, „so werd' ich mich dazu herablassen, wer leiht ihm den Degen?“

„Ich brauche keinen,“ rief Poldl, „mein Filzhut ist Waffe genug. Um die Ehre roble ich mit keinem Franzosen; wissen Sie was, verlier' ich, so wichs ich den Komödianten am nächsten Sonntag ein Faß Rothen auf, sonst thun Sie es. Legen wir das Geld!“ Er zog einen ledernen Beutel und zählte einige Kronenthaler in die Hand des Wirthes. Dieser wendete sich nun an Saint Bleu. Der Franzose machte zum bösen Spiel ein gutes Gesicht, er warf geringschätzig einen Louisdor hin.

„Laßt den Platz frei!“ rief Poldl.

Ein weiter Kreis wurde geschlossen.

Saint Bleu trat hinein. „Halt!“ rief ein Offizier — „laß dich nicht ein, man überfällt dich vielleicht hinterlistig.“

„Das thut kein ehrlicher Tiroler!“ sprach der Sandwirth, „ich bürge!“

„Aug' in Aug'!“ rief Poldl und war mit einem Satze mitten im Kreis. Er schwang sein grünes Hütchen.

„Wenn's der Kerl haben will,“ murmelte Saint Bleu,

„so geschieht ihm recht.“ Er zog den Degen und legte zu einem Stoß aus. Poldl, welcher jeder Bewegung aufmerksam gefolgt war, bog flink aus und fing in demselben Augenblick die Klinge mit dem Hut, daß sie fast bis an den Griff durchfuhr. Ein Ruck, der Offizier fiel entwaffnet ins Gras, Poldl schleuderte den Degen weit weg über den Zaun des Angers und jauchzte hellauf. Ein unermeßlicher Beifallssturm brach los, Soldaten und Offiziere schlichen beschämt davon, die Bauernbursche hoben Poldl auf die Schultern und trugen ihn triumphirend an einen Tisch.

„Brav hast's gemacht!“ sprach der Sandwirth, „heut zahl' ich dir eine Halbe; wenn's losgeht, bist Lieutenant!“

Das war das erste Wetterleuchten von 1809!

Zenz blieb während des Kampfes auf der Bühne zurück. Unruhig lief sie hin und her; als der Lärm wuchs, schob sie einen Stuhl zwischen die Coulissen und klammerte sich an einen Balken, gerade in dem Augenblick, wo der Sandwirth den Waffenstillstand zwischen den Parteien schloß. Die Kämpfer traten an, durch ihren Leib rieselte ein kalter Schauer. Sie wollte die Augen schließen, vermochte aber in athemloser Angst gar nicht mehr sich zu regen] und starrte schweigend hinab. Das Duell wurde ausgefochten.

„Gott sei gedankt!“ seufzte sie aus tiefster Brust, „daß keinem etwas geschehen ist.“ — Keinem? — Ihr Blick haftete auf dem Lieutenant. Sie stieg wieder herab, vor dem Anbruch des Abends wollte sie nicht nach Hause gehen, um keinem spitzen Worte ausgesetzt zu sein. Die Zeit währte ihr lang, sehr lang, die Viertelstunden krochen träg dahin und oft glaubte sie, sich verzählt zu haben; ein Blick auf die Stiftsuhr jedoch,

welche noch immer hell in der Sonne glänzte, zerstörte stets ihren fast vorsätzlichen Irrthum. Ihr Unwille wuchs fortwährend; anstatt sich aber selbst die Schuld beizumessen, zürnte sie auf Poldl, der ihr plötzlich sehr unliebenswürdig, ja unleidlich erschien. „Kommt er mir in den Wurf," dachte sie, „will ich ihm die Leviten lesen."

Sie scharrte mit dem Fuß, ihre Lippen kräuselten sich, da flog die Thür auf.

Es war der Knecht des Wirthes, welcher das Theater sperren wollte. „Du da," rief er, „wartest vielleicht auf deinen Franzosen? Der bleibt hundert Schritt vom Platz, wo der Poldl ist!"

Tief beleidigt durch diese Rede, senkte sie den Kopf. Erst jetzt bemerkte sie, daß sie noch im vollständigen Kostüme der Prinzessin stecke. „Pack dich," rief sie grollend, „ich will mich umkleiden."

„So!" erwiderte der Hausknecht roh lachend, „ich meinte, du wolltest etwa gar das heutige Spektakel noch einmal aufführen. Schau, daß du fertig wirst, ich mag nicht lang herpassen."

Sie wechselte eilig die Kleider, wobei freilich manche Naht riß, mancher Knopf sprang. Behutsam öffnete sie die Thüre, die Tische des Angers waren noch dicht mit Leuten besetzt, welche einander den Vorfall erklärten, hie und da erschallte ein lautes Hoch auf Poldl, seitab lagerte jedoch eine Gruppe bärtiger älterer Männer in verschiedenen Landestrachten und was sie heimlich raunten, klang nicht wie Friede, sondern wie Mord und Tod.

„Laß nur Zeit," sprach einer, „wir werden schon fertig, die Kügelen sind für die Franzosen schon gossen!"

Zenz beugte sich vor, um zu horchen, da bemerkte sie der Hausknecht. Rasch sprang er hinzu: „Du hast nichts mehr da zu thun, zu losen brauchst nit. Ich will dich hinten hinaus lassen, dort sieht dich niemand, sonst bringen sie dir ein Vivat, über das du dich schwerlich freust!“ Er schob die Planke bei Seite, gerade so weit, daß sie durchschlüpfen konnte. Auf den Feldern löste sich ihr Zorn in heftiges Weinen, dann erinnerte sie sich an die Worte, welche sie flüchtig aufgefaßt und eilte rasch von banger Angst gejagt nach Hause. „Heute droht keine Gefahr, Saint Bleu geht,“ so dachte sie, „heut schwerlich mehr nach Wiltau, aber morgen! da lauern sie ihm vielleicht auf!“ Sie hatte die Rede des alten Schützen auf den Gegenstand ihrer Liebe bezogen, und beschloß, ihn zu warnen um jeden Preis.

Ihre Mutter war bereits über das Geschehene von einer dienstfertigen Nachbarin in Kenntniß gesetzt, die es nicht unterlassen hatte, auf Poldl tüchtig zu schmähen, daß seine Eifersucht die glanzvollen Erfolge Zenzi's so albern gestört habe. Die Alte, deren Eitelkeit verletzt war, erzürnte sich heftig.

„Er soll froh sein,“ sagte sie, „wenn ihn Zenz überhaupt will, was hat er denn? Sein Geldl ist längst verstudirt, die erste Zeit, bis er Prax kriegt, säße er doch mir am Tisch. Solche Liebhaber sind nicht rar, da gehen hundert auf einen Kreuzer, und Zenz ist doch was besseres werth.“

„Recht habt ihr, Nachbarin,“ setzte die Base bei, „ganz recht, man muß den Mannsleuten frühzeitig die Hosen nehmen, sonst thäten sie uns ganz aufgrasen.“

„Wenn er nicht abbittet, soll ihn mein Mädel gar nicht mehr anschauen.“

„Ja, als eine Gnade muß er's betrachten!“

„Und mit dem Lieutenant soll sie fein sein, grad extra ihm zum Trotz, damit er Manier lernt und spürt, daß wir nicht von einem solchen Zochen abhängen.“

Sie war in der gehörigen Verfassung, als Zenz mit verweinten Augen eintrat.

„Ich hab' alles gehört,“ rief sie ihr entgegen, „so was mußt du in Zukunft nicht mehr leiden. Wär' nicht übel!“

„Du bist das schönste Mädchen in Wiltau,“ schnatterte die andere, „noch schöner als meine Tochter; das muß ich schon eingestehen, du thätst einen Grafen und nicht bloß einen Lieutenant verdienen.“

„Ihre Tochter!“ dachte Zenzi, „welcher Vergleich, die ist ja bucklig und triefäugig.“

Ihr Gespräch wurde durch ein Paar Bauernbursche unterbrochen, die sich keck dem Fenster gegenüber aufpflanzten, und laut schnalzend ein Trutzliedl anstimmten:

Der Poldl hat 'n Leutnant
Mit 'm Hütl versprengt,
Aber d' Zenzl, die hat ihm
Das Herzl ang'hängt.

Die Nachbarin riß das Fenster auf und schrie hinab: „Ihr Lumpen, ihr versoffnen, wollt ihr euch heimpacken, oder ich schmeiß' euch die Blumentöpfe auf den Kopf.“

„Courage hat der Teufel,
So sagen die Leut,
Doch jagt ihn zum Teufel
Sei' Weib in die Weit!“

klang ein anderes Trutzliedl. Nun rannten aber die Bursche davon.

„Da soll man sich wundern, wenn der Herrgott Pest,

Hunger und Krieg schickt," sagte sie zu Zenzi's Mutter, „so frech sind die Buben nie gewest wie jetzt. Das hätt' mir einer anthun dürfen, mit dem wär's aus g'wesen für ewig, für ewig. Gib du dem Poldl den Laufpaß, denn wer sonst hat sie angestiftet? — und blas ihm einen Marsch, daß ihm kein ehrlicher Hund ein Stückl Brot mehr abnimmt."

„Das wär' noch das wenigste," schluchzte Zenz, „aber..... aber..... sie haben schon Kugeln gegossen und wollen den Lieutenant erschießen!" Sie theilte nun ausführlich den Grund ihrer Besorgnisse mit.

Die Frau Base schlug die Hände zusammen und rief: „Wißt was, ich lauf morgen früh nach Sprugg und warn' den Leutnant, daß er sich ja in Acht nimmt, sonst werden wir einer fremden Sünde schuldig. Heut gehen wir noch in den Rosenkranz und du zahlst eine heilige Messe."

Gesagt, gethan. Auf dem Wege zur Kirche bemerkten sie auf mehreren Bergen Feuerzeichen, der Seiler begegnete ihnen mit Schützen, sein Hut war über dem linken Ohr aufgekrempt und mit einem wallenden grünweißen Federbusch geschmückt, der Knecht trug in einem Futteral von Wichsleinwand die Fahne.

„Nachbar, wohin so spät?" fragte Zenzi's Mutter.

„Es ist ein großes Schießen im ganzen Land angesagt," erwiderte dieser, „betet fleißig, daß wir gut treffen."

Die Schützen verschwanden auf dem Wege zum Bergisel, die Frauen traten in die Kirche. Sie war heute sehr zahlreich besucht. In den Bänken bemerkte man viele Weiber, welche still in die vorgehaltenen Schürzen weinten. Als der Rosenkranz vorbei war, stieg der Priester auf die Stufen des Altars und rief mit lauter Stimme:

„Noch ein Vaterunser, unser Herrgott weiß schon, wozu's gut ist.“ Er begann von Thränen oft unterbrochen, im vollen Chor erwiderte die Gemeinde: „Herr, erlöse uns von dem Uebel!“ und wohl nie drang ein innigeres Gebet aus diesen Räumen zum Nachthimmel empor.

Vor der Kirche fragte die Base eine Nachbarin:

„Was hat denn der Pfarrer heut gemeint?“

Diese erwiderte mit einem finstern Blick: „Euch bindet man das nicht auf die Nase, ihr verdient gar nicht einmal, Tirolerinnen zu heißen!“

Sie ging fort. Auf dem Heimweg wich man Zenz und ihrer Mutter aus wie Pestkranken, niemand wünschte ihnen eine gute Nacht.

Sie saßen am nächsten Morgen beim Frühstück. Da trat Lois ein, den Stutzen in der Hand, einen Schnappsack auf dem Rücken, der aufgekrempte Sturmhut war tief in das Auge gedrückt. „Mutter,“ begann er, „ich geh' heut auf eine gefährliche Jagd, macht mir ein Kreuzl und gebt mir Weihbrunn.“

„Schau nur, daß du dich todt fällst, wie gar mancher.“

„Diesmal muß ich noch, ich hab's versprochen, dann will ich's Wildern gern aufstecken.“

Er nahm den Hut ab, sie tauchte den Finger in den Weihbrunntopf, in seinem Auge zitterte eine Thräne.

„Was ist das,“ rief sie aus, „was hast du vor?“

Sie wurde von der Nachbarin unterbrochen, welche freudig in das Zimmer stürzte. „Da schaut her,“ jubelte sie, „da schaut her!“ In der einen Hand hielt sie einen Lorbeerkranz mit Seidenbändern hoch empor, mit der andern öffnete sie die Schürze, aus der Orangen schimmerten und Zuckergebäck in zierlichen Golddüten auf den Tisch fiel.

„Da schaut her!“ rief sie noch einmal, „diesen Kranz schickt der Herr Leutnant der Schauspielerin, welche die Prinzessin so musterhaft darstellt, wie er es nur in Paris gesehen; das Confect soll ihr eine süße Erinnerung an ihn sein, bis er heute die Ehre haben werde, ihr selbst aufzuwarten.“

„Hab' ich recht gehört?“ fuhr Lois auf und stieß den Stutzen auf den Boden.

„Ja freilich,“ erwiderte die Nachbarin, „ja freilich! ist es nicht eine große Ehre? Uebrigens sollt ihr euch wegen des Leutnants gar nicht fürchten, Poldl wird noch heut abgefaßt, um sich vor dem Kriegsgericht zu verantworten.“

Lois warf das Gewehr auf den Boden, riß der Base den Lorbeerkranz aus der Hand, schlug ihr denselben um die Ohren und schleuderte ihn zum Fenster hinaus. Sie ließ erschrocken Confect und Orangen fallen, er zerstampfte es wüthend zu einem Brei.

„Das auch noch!“ schrie er. „Hat Tirol nicht Schmach und Schande genug von diesen französischen Hunden? Selbst in mein Haus.... könnte ich ihm das Hirn ausquetschen, wie ich diese Pomeranzen... doch wozu? — Mein Haus will ich rein halten.... nur einige Tage noch... bis dahin.....“ Er schwieg, faßte Hut und Stutzen, riß die Thüre fast aus den Angeln. — „Auf Wiedersehen!“ rief er noch mit einem flammenden Blick, sprang über die Treppe, und krachend flog das Hausthor zu.

Die Weiber standen wie versteinert.

„Er ist jähzornig,“ begann die Mutter, welche sich zuerst faßte.

„Er ist verrückt!“ schrie die Base, „hab' ich es so gut gemeint, und er mißhandelt mich wie eine Spüldirn!“

„Er wird bald wieder freundlich!“ begütigte die Alte.

„Was hab' ich davon,“ unterbrach sie die Base, „hättet ihr ihn besser erzogen!“

„Das wagt ihr mir ins Gesicht zu sagen!“ kreischte die Mutter.

„Wahr ist's, ich und meine Tochter haben es oft gesagt!“

„Eure Tochter? Weil er diese häßliche Dirne nicht mag, darum schimpft sie!“

„Ich lasse mein Mädel nicht verhohnekeln!“

„Mein Sohn gehört auch nicht in euer unsauberes Maul!“

„Ist das der Dank? Von uns hat noch keines mit Franzosen zu thun gehabt, wie ihr, aber wart' nur, durchs ganze Dorf erzähl' ich's.“ Sie ging eilig fort, bis Mittag waren Lorbeerkranz und Orangen schon in der Hütte des letzten Tagwerkers ausgetrommelt.

„Und wenn?“ sagte Zenzi, „wir haben uns um die Leute nicht zu scheeren.“

„Aber der Lois, der Lois!“ jammerte die Mutter.

„Mein Gott!“ erwiderte sie leichtfertig, „den hat die Kathi erzürnt, weil sie mit einem Offizier ein freundliches Wort redete. Das vergißt er schon, wenn er eine Gemse schießt. Gut, daß er fort ist!“

Nachmittag kam der Lieutenant. Das eitle Mädchen wußte kaum die überwallende Freude zu bergen, es bedurfte nicht vieler Besuche, daß der schöne, gewandte Mann seine Eroberung vollendete. Wir ersparen uns, zu beschreiben, wie er eine Schanze nach der andern gewann; die Alte saß gewöhnlich mit ihrer ungeheuren Brille auf der Nase dabei und stopfte sorgfältig alte Strümpfe. „Bin auch einmal jung gewesen, dachte sie, das Mädel muß eine Freud' haben und

a Bußl in Ehr'n
Hat Gott und d' Welt gern."

Um Nachrede und Schimpf einigermaßen zu vermeiden, erhielt der Offizier den Schlüssel zum Thürchen, welches von den Wiltauer Feldern in das Gärtchen führte. Dort schützte sie die Mauer vor dem Blick unbefugter Späher.

Der zehnte April! Die Städter wurden durch allerlei Gerüchte beunruhigt, welche auch zum General Kinkel drangen und die Sorge, die er wegen der Generale Bisson und Lemoine empfand, sehr verstärkte. Diese sollten nämlich mit einigen tausend französischen Conscribirten über den Brenner anrücken, trafen aber nicht ein, ja sogar jede Nachricht blieb aus, dafür erzählte man von zahlreichen Schaaren bewaffneter Bauern, welche auf den Waldwegen südlich von Innsbruck hin- und herzogen. Der General beschloß, zu seiner Sicherung Patrouillen auszusenden und die Gallwiese, ein großes einsames Wirthshaus auf der Straße gegen die Dörfer Axams und Götzens, deren Bewohner wegen ihrer Rauflust verrufen waren, zu besetzen.

Zenz saß mit ihrer Mutter im Garten, um des milden Vorfrühlings, der über Berg und Flur seine schönsten Strahlen ausgoß, zu genießen. Sie hatte Hyacinthen, Veilchen und Primeln auf dem Schooße, emsig damit beschäftigt, ein Sträußchen zu binden. „Weiß fehlt noch," sagte sie zur Mutter, und bog einen Zweig des Kirschbaumes herab, von dem sie einige Dolden pflückte.

Saint Bleu war durch das Pförtchen geschlichen und betrachtete das reizende Schauspiel. „Dieser Strauß gehört wohl mir," rief er, „weil du ihn so sorgfältig bindest."

Sie sprang ihm entgegen und verschüttete dabei die Blumen.

„Schade," sagte er, „wie schade, du hast dir solche Mühe damit gegeben."

„Lesen wir sie auf!" scherzte das Mädchen und bückte sich. Er kniete zu ihr auf den Boden, und auch die Mutter gesellte sich dazu, so daß die köstlichen Blüten bald wieder gesammelt waren. Zenz band zu dem fast vollendeten Strauß noch einige grüne Blätter und überreichte ihn dem Offizier.

„Vergißmeinnicht," sagte er, „blüht noch keins. Aber das thut nichts. Du vergißt mich doch nicht, wenn ich dir auch einige Tage fern bleiben muß." Ein erzwungenes Lächeln spielte um seine Lippen.

„Fort gehen! Fern bleiben!" riefen Mutter und Tochter erschrocken wie aus einem Munde.

„Es bestätigt sich wirklich, diese verdammten Bauern wagen einen Aufruhr, indeß was liegt daran? In einigen Tagen binden wir sie wie Ochsen an das Joch unseres großen Kaisers!" Er wendete sich rasch um, ihm war, als hätte er ein unterdrücktes Kichern gehört. Nirgends regte sich ein Blatt.

„Mütterchen, wollen wir noch lustig sein? Ihr liebt auch einen guten Magentropfen, ich habe bis zu meiner Wiederkehr dafür gesorgt, mein Bursch wartet mit einem Korb im Feld draußen."

Er öffnete die Thüre, statt des Burschen stand Poldl in der vollen Ausrüstung eines Schützenoffiziers davor.

„Du verfluchter Bursche," schrie Saint Bleu, „kommst du mir wieder in den Wurf, und wagst sogar zu horchen. Diesmal spieße ich dich an die Wand." Er wollte ziehen.

„Ruhig, Herr Sankt Blau," erwiderte Poldl eintre=

tend, „Sie sehen, ich habe meinen Hut bei mir, und der genügt, wie Sie wissen, um mich gegen Ihr Krautmesser zu vertheidigen. Was Ihren Burschen mit dem Korb voll Madeiraflaschen betrifft, so hab' ich ihn abfassen und zu meinen Schützen führen lassen. Sie verzeihen schon, die Nacht wird kühl und da mundet dann ein so guter Magentropfen ganz vorzüglich. Gehorcht hab' ich nicht freiwillig, wohl aber gehört, was gesprochen wurde, ich mochte nur nicht im Falzen stören. Wir zwei sind nun vorläufig mit einander fertig."

Er wendete sich an die Frauen, welche erblassend seitab standen. „Zenzele," begann er, „daß ich dich von Herzen gern gehabt habe und noch gern hab', brauch ich dir nicht zu sagen; den Kummer, welchen du mir verursachst, habe ich allein getragen und du weißt nichts davon. In besserer Zeit hätt' ich wohl der Sache ihren Lauf gelassen, hin oder her in Gottes Namen! Jetzt ist es anders. Vor einer Stunde hab' ich mit meinen Schützen die Generalabsolution empfangen, morgen in der Früh kommuniciren wir, vielleicht das letztemal auf der Welt. Da ist es mir schwer auf das Herz gefallen, daß ich gegen dich nicht alle Pflichten erfüllt, sondern mich nur schmollend zurückgezogen. Ich muß dich warnen, ich muß dir rathen. Was bei einer Soldatenliebe abfällt, solltest du eigentlich längst schon wissen; heute hui, morgen pfui! — Ruhig, Herr Sankt Blau! — Es ist so, du hast nichts besseres, als deine Ehre, du bist eine Tirolerin, mit deiner Ehre verräthst du die Ehre deines Landes an den Feind. Zenzele, laß ihn fahren! Ich sag' es nicht meinetwegen, das weiß Gott im Himmel, dem ich vor einer Stunde beichtete. Willst du aber zu mir zurückkehren, so verzeih' ich dir, so wahr mir Gott im Himmel verzeihen möge, und trotz alles Geredes, das über dich

schon umläuft, wirst du, wenn wir diese Hunde hinausgerauft haben, mein gutes, ehrliches Weib!"

Er streckte treuherzig die Hand aus.

Da trat Saint Bleu dazwischen und rief: „Sie ist mein!"

Das Mädchen war tief erschüttert.

„Du sollst entscheiden!" sagte Poldl, „fürchte nichts für den da, ich gelobe dir, zu sorgen, daß ihm niemand ein Haar krümmt und er mit gesunder Haut dem großen Kaiser beschreibe, wie der Tirolerstier die Franzosen in die Luft warf."

„O meine Mutter," rief Zenz, „rede du!"

„Gut ist gut, aber besser ist besser!" begann diese. „Wenn du gelost hast, hättest du eigentlich merken können, daß du überflüssig bist. Ein Mensch, wie du, der alles verstudirt hat, wird sich wohl etwa nicht mit einem vornehmen französischen Offizier vergleichen wollen!"

„Ich wollt' nur," fuhr Poldl auf, „ich wollt' nur, daß du ihn heirathen müßtest, denn es gibt doch nur eine französische Hochzeit. Zwischen mir und dir," fügte er traurig und ernst sich an Zenz richtend bei, „ist es nun aus für ewig; es wird eine Zeit kommen, wo du gern zu meinem Herzen zurückkehren möchtest, — es ist verschlossen, mit sieben Pforten. Nur eins gelob' ich dir noch, ich will dich rächen!"

„Bist denn taub?" schrie ein Schütz durch das Pförtchen, „hörst nicht, wie es schnöllt und der Bucher Jörgl zu Axams schon drein beißt!"

Poldl horchte hoch auf. Man vernahm deutlich das ferne Krachen von Gewehren.

In diesem Augenblicke stürzte durch die Hausthüre ein

französischer Soldat: „Herr Lieutenant," rief er, „es geht los, wir suchen Sie überall."

„Und ich werde Sie finden!" sagte Poldl, sich leicht verbeugend und verschwand hinter dem Pförtchen. Er schlich sich mit seinem Begleiter über die Felder durch die bairischen Vorposten, wie er gekommen war.

Das Mädchen warf sich an die Brust des Offiziers:

„Willst du mir treu bleiben?"

„Bis in den Tod!" er küßte sie und enteilte.

Trr! Trr! wirbelten die Trommeln in Wiltau, die Geschütze rasselten und die Hufe der Rosse schlugen Funken aus der Straße; es war Dithfurt, der gewaltige stattliche Held, der seine Schaaren gegen den Berg Isel führte, um über Natters den Schützen in den Rücken zu fallen, welche die vorgeschobenen Posten bereits in das Thal gejagt hatten. „Die kleinen Französeln sind nicht gelaufen, sondern über den Schnee, der in den Runsen lag, hinabgekugelt," erzählte nachträglich ein altes Bäuerlein, das auch mitgerobelt hatte. Dithfurt schob seine Heersäule vom Wiltauer Friedhof über die Straße gegen den Korethhof vor; wie jedoch sein linker Flügel den Vorsprung an der Sill erklomm, wurde er vom andern Ufer aus dem Gebüsch beschossen, ja der Rückzug selbst über die Brücke konnte gefährdet werden.

Er gab daher Befehl, daß die Reserve die Häuser zunächst der Brücke besetzen sollte; um diese vor den Stechschüssen vom Lemanhofe, der sie rechts überhöhte, zu decken, wurde Lieutenant Saint Bleu mit zwei Zügen beordert, die Schützen hinauszuwerfen und sich dort zu halten. Diese Aufgabe war keineswegs leicht, die schmale Brücke führte knapp an eine Fel-

senwand, wo die Sill hinbrauste; zur linken Seite dehnten sich Felder, welche nirgends einen Schirm gewährten, während der Pfad zum Lemanhof steil durch den Wald hinaufzog. Saint Bleu sandte einige Plänkler vor, um wenigstens die Büsche zunächst der Brücke zu säubern, sie wurden aber von einem so mörderischen Feuer begrüßt, daß sie schnell zurückflohen. Wollte er was ausrichten, so mußte er das Bajonnet pflanzen lassen und ohne das Feuergefecht aufzunehmen, die Höhe im Sturmlauf gewinnen.

Dies war auch in jeder Beziehung das beste. Die gezogenen Läufe der Schützen gestatten kein schnelles Laden, man konnte sie also leicht, nachdem sie sich verschossen, angreifen, während man noch den Schuß im Rohr hatte. Allerdings mußte man unter ihrem Feuer über die Brücke, der rasche Sturmschritt erlaubte jedoch kein sicheres Zielen, und so durfte Saint Bleu hoffen, ohne namhaften Verlust ins Handgemenge zu kommen, wo die Schützen dem Bajonnet nichts entgegenzusetzen hatten. Der scheinbar kühnste Entschluß war der beste. Er zog den Degen, stellte sich an die Spitze der Schaar und gab dem Trompeter das Zeichen. Im Flug war er über der Brücke, die Kugeln der Bauern, welche kaum Zeit zum Anschlagen hatten, geschweige zum Zielen, flogen unschädlich ins Wasser, und die Soldaten, dadurch ermuthigt, warfen sich mit lautem Sturmschrei in die Büsche.

Da erscholl der Ruf: „Stutzen umkehren, dreinschlagen!" — Aus allen Büschen sprangen die Schützen, ihr Führer Poldl — denn hierher hatte ihn Speckbacher gewiesen — voran. Er begegnete Saint Bleu, beide stutzten einen Augenblick und rannten ohne ein Wort zu verlieren auf einander los.

Der Offizier suchte den wüthenden Stoß zu pariren, die-

ser Kraft war er jedoch nicht gewachsen, sein Degen glitt Funken sprühend ab und die Klinge des Gegners fuhr ihm in den Leib, daß ein heller Blutstrahl aufspritzte, und er mit einem lauten Schrei in das Gebüsch taumelte.

Poldl kümmerte sich nicht mehr um ihn, denn rechts und links wogte der gräßliche Kampf. Mitten auf dem Wege lag der Seiler durchstoßen vom Bajonnet über der Leiche eines Franzosen, dessen Hirn zerschmettert von der Wucht eines Morgensternes auf den Stein floß. „Vorwärts, vorwärts!" schrie Poldl wuthentbrannt, die Schützen griffen mit erneuter Heftigkeit an und die Franzosen flüchteten über die Höhe zur Brücke. Die Tiroler verfolgten sie; als sie jedoch unten ins Freie gelangten, empfing sie aus allen Fenstern eine scharfe Salve der Reserven und sprengte sie wieder über den Berg hinauf.

Dithfurt war unterdeß von den Stubaiern unter Pfurtscheller über den Berg Isel geworfen worden, er ordnete seine zersprengte Schaar unter heftigen, wenn auch unverdienten Vorwürfen über ihre Feigheit, hinter den Mauern des Wiltauerklosters, mußte es jedoch aufgeben, sie beim Anbruch des Abends noch einmal zum Sturm vorzuführen.

Schon dunkelte es, als vom General Kinkel Befehl eintraf, sich in die Stadt zurückzuziehen und dort mit dem Hauptcorps zu vereinen, um nicht von der wachsenden Uebermacht der Bauern erdrückt zu werden. Unwillig gehorchte der Tapfere, ließ jedoch, um seine Bewegung zu decken, hinter den Mauern des Friedhofs eine Batterie und auf den Feldern zwei Schwadronen Reiterei zurück. Die Kanonen schleuderten noch einige Haubitzen in den Wald beim Lemanhof und zwangen dadurch die Bauern, deren Kugeln nicht so weit reichten, zum Rückzug gegen die Lanserköpfe. Als jede Beunruhigung abge-

wehrt war, protzten die Franzosen auf und fuhren unter dem Schutz der Reiter durch Wiltau zur Triumphpforte, wo eine geschlossene Truppe Beiwacht hielt. Auf allen Höhen rings um die Stadt flammten die Feuer auf; zu Wiltau, welches die zwei erbitterten Gegner schied, waren die Häuser gesperrt, niemand wagte sich auf die Gasse, nur Zenz, gefoltert von Angst, trat später vor die Thüre, um vielleicht von einem Nachbarn etwas zu erfahren, das barsche „Qui vive!“ einer Patrouille scheuchte sie aber bald zurück.

Sie flüchtete in ihr Zimmer. Dort hing ein altes Bild „Mariahilf“ unter einem rothen Baldachin mit seidenen Quasten; eine färbige Lampe, welche jeden Samstag zu Ehren der heiligen Jungfrau zu brennen pflegte, war mit Draht davor befestigt. Zenz zündete dieselbe in lebendigem Vertrauen auf die Gottesmutter heute an, nahm ihren Paternoster und begann eifrig den Rosenkranz zu beten. Da war es ihr, als klirre das Fenster, sie glaubte, der Wind verursache es. Es klirrte wieder. Erschreckt starrte sie in das Dunkel, konnte aber nichts bemerken. „Mein Gott,“ dachte sie, „jetzt ist gewiß mein Bruder oder Saint Bleu gestorben und meldet sich, daß ich für die arme Seele beten soll!“ Da flog ein Steinchen gegen die Scheibe, daß sie prasselnd sprang. Nun öffnete sie rasch das Fenster: „Wer ist's so spät?“ rief sie in den Garten hinab.

„Ich!“ antwortete eine schwache Stimme.

„Saint Bleu!“ Woher kam der noch so spät? Also doch nicht gestorben, sie wußte vor Freude sich nicht zu fassen. Weit vorgebeugt flüsterte sie hinab:

„Bleib drunten, bis ich die Mutter hole und die Thüre öffne.“

„Sei barmherzig," tönte es matt herauf, „ich bin ja verwundet, rette mich!"

Sie wurde fast ohnmächtig, raffte sich jedoch zusammen und lief eilig in die Kammer der Mutter, welche noch andächtig in einer alten Postille blätterte. Auch diese erschrak heftig bei der Nachricht. — Was thun?

Saint Bleu aufnehmen? Wenn ihn ein Tiroler entdeckte, so galt es Gut und Leben. Ihn umkommen lassen oder gar ausliefern? Nimmermehr! Zenz warf sich vor der Mutter nieder und umklammerte krampfhaft schluchzend ihre Knie. „Ich hätt' halt dieser dummen Liebschaft nicht nachgeben sollen," brummte die Alte, der jetzt die Sache in einem ganz andern Lichte erschien, „da ist guter Rath theuer! Nu, wein' nicht so," sagte sie dann mitleidig, „für heut' Nacht wollen wir ihn herbergen, morgen muß man sehen, wie man ihn über die Felder zu seinen Leuten nach Innsbruck liefert." Sie faßte den Leuchter. Zenz stand auf und folgte ihr über die Treppe. Das Licht verbarg sie im Vorhaus und öffnete die Thüre.

Nichts regte sich. „Saint Bleu!" flüsterte das Mädchen ängstlich, „Saint Bleu!"

Keine Antwort.

Sie ging hinaus und stolperte. . . „Mein Gott! da liegt er," schrie sie und warf sich nieder, „er ist todt."

„Still!" flüsterte die Alte, „sonst wecken wir die Nachbaren. So oder so, wir müssen ihn hereintragen und morgen im Garten begraben, sonst sind wir verloren."

„Jetzt ist mir alles gleich!" jammerte das Mädchen, „sie sollen mich auf seiner Leiche todtschlagen, dann hab' ich Ruhe!"

„Laß dein wüstes Geheul, du bringst deine Mutter ins Unglück. Da können wir nicht bleiben."

Zenz raffte sich auf, die Alte faßte Saint Bleu, der ins Gras niedergesunken war, bei Kopf und Schultern, das Mädchen ergriff seine Füße, und so schleppten sie ihn durch die Thüre und legten ihn auf den Bügeltisch des Vorhauses. Jene schloß leise die Thüre, Zenz preßte das Haupt des Offiziers an die Brust, ihre Thränen flossen auf seine Stirn, sie drückte glühende Küsse auf die Lippen.

Da schlug er, von tiefer Ohnmacht sich erholend, den Blick langsam auf. „Wo bin ich?" fragte er fast besinnungslos und schloß die Augen wieder.

„Er lebt noch, er ist gerettet!" jubelte Zenz und umschlang ihn von neuem.

„Sein Rock ist ganz blutig, wir müssen ihn verbinden!" bemerkte die Alte und ging fort. Bald kehrte sie mit einer Scheere, Leinwand und einer Schüssel Wasser zurück. Unter Mithülfe ihrer Tochter zog sie ihm den Rock ab, das Hemd war an der linken Seite des Brustkorbes zerrissen. Sie schnitt es Stück für Stück vom Oberleib, an den es stellenweise durch Blut angeklebt war, los, Zenz wusch die Wunde mit einem Schwamm.

„Gerade wie bei unserem Oechsel vorigen Jahres," murmelte die Alte, indem sie das Licht näher hielt, „dem riß Turners Stier mit dem Horn die Haut von den Rippen, es ist aber doch wieder gesund worden. Saint Bleu wird es auch, denn der Brustkasten ist ganz."

Nun trugen sie ihn über die Stiege in Zenzi's Kammer, welche wegen ihrer Lage nach rückwärts die meiste Sicherheit bot. Der Offizier sank aus der Ohnmacht in einen tiefen Schlummer. Das Mädchen lauschte jedem Athemzug; wer schildert die reine Freude der Liebe bei seinem Erwachen!

Bald hatte er sich so weit erholt, um sein Schicksal am vorigen Tage mitzutheilen. Wir übergehen, was wir bereits wissen. Er war allerdings nicht im Stand gewesen, die volle Wucht von Poldls Stoß zu brechen, hatte ihn jedoch in so weit parirt, daß er nicht mitten in die Brust ging, sondern nur die Seite verletzte. Die Gewalt des Angriffes hatte ihn betäubt in das Gebüsch geschleudert; als er zu voller Besinnung kam, überschaute er schnell das Gefährliche seiner Lage und kroch tiefer in die Stauden, wo er jedes Wort der Schützen verstehen konnte, bis sie durch die Haubitzen versprengt wurden. Er wartete unter unsäglichen Schmerzen bis tief in die Nacht, um wo möglich niemand zu begegnen, dann schlich er über die Brücke um die Mauer des Friedhofes, und erreichte die Felder. Hier fühlte er sich vom Blutverlust so erschöpft, daß er in der Nähe des Gartens sich zwischen die Furchen eines Maisackers legen mußte und schon sein Ende nahe glaubte, als ihn die kalte Nachtluft wieder erfrischte. Mit Noth und Mühe, mehr kriechend, als gehend, gelangte er zum Pförtchen, dessen Schlüssel er glücklicher Weise in der Tasche bei sich trug.

Die Mutter trat mit einer Schale Fleischsuppe ein, sie erzählte, daß er die Thüre offen gelassen, auf die Blutspuren im Kies des Gartens habe sie Sand geworfen. Er aß mit Begierde einige Löffel. Bald jedoch stellte sich das Wundfieber ein, so daß es selbst bei völliger Sicherheit der Straße unmöglich gewesen wäre, ihn nach Innsbruck zu übertragen.

Am 11. April kam es zu einigen unbedeutenden Gefechten, Schützen schlichen hinter Zäunen und Hecken vor und brannten hie und da einen Vorposten nieder; dadurch kühn gemacht, wagten sie sich in die offene Gasse; nun sprengten die

Chevauxlegers an und hieben mehrere nieder, darunter den Hauptmann Schandl.

Man sah niemand auf dem Wege, nur hie und da schlich eine Patrouille vorsichtig an der Mauer hin und machte schnell Kehrt, wenn ein Schuß fiel. Es war ein Tag voll Angst und Schrecken, hätte ihn Kinkel zum Rückzuge benützt! So gab er dem Landsturm Zeit, von allen Seiten das Netz um ihn zu ziehen, dem er nicht entrinnen sollte. In aller Frühe schallte Sturmgeläute von den Thürmen, sinnverwirrend und betäubend; zwischen Musketen- und Stutzenknall brummte der Baß der Kanonen, noch übertönt vom schrecklichen Geschrei der Kämpfer. Bald wurde es stille. Wildes Jauchzen klang aus der Stadt über die Felder. Die Alte wagte sich an das Fenster. Ein bekannter Bauer von Natters trottete schwerfällig auf einem Kavalleriepferd daher. „Wie stehts?" rief sie hinunter.

„Hast a Glasl Wein und etwas zu essen?" antwortete er, „ich bin durstig und hungerig vom Franzosenerschlagen."

„Gleich bring' ich dir etwas." Sie lief um eine Flasche Kirschenwasser, das sie im Herbst selbst abgezogen, und legte einen tüchtigen Keil Brot und Geselchtes dazu. Der Schütz sprang vom Roß und gab ihr den Zaum: „Da heb' derweil, Alte!" Er setzte sich auf die Bank vor der Thüre und erzählte, so weit es das Kauen gestattete, den Ausgang des Kampfes. „Ins Spital haben wir uns gestellt und auf die Hauptwache geschossen. Der grimmige Dithfurt ist nun mit den Reitern gegen das Thor gesprengt und hat den Säbel geschwungen, daß die Splitter von den Brettern flogen. Du kennst ja den zrütten Kerl, den Patsch, der hat jetzt das Thor angelweit aufgerissen und der Oberst ist von drei Kugeln getroffen über den Kopf des Rosses in den Hof geflogen. Wir sind

drauf zu und er hat fürchterlich geflucht über uns Bauern und noch herumgeschlagen. Da ist der Schuster Gitzl von Mieders hergesprungen und hat ihm den Säbel aus der Faust gedreht. Wie er sich nimmer wehren konnte, habe ich ihn auf einen Bund Stroh gelegt, und der Pater Benizi ist neben ihm niedergekniet, um ihn Beicht zu hören. „Wer hat die Bauern angeführt?“ fragte er diesen. „Ich hab' einen Reiter auf einem weißen Rosse gesehen?“ — Davon hat weder der Benizi, noch einer von uns was gewußt. Drauf ist er gestorben. Wir haben es aber gemerkt, der Reiter ist niemand gewest, als der heilige Jakob, wie er in der Pfarrkirche porträtirt ist und die Türken davon jagt. Der Kinkel hat nachher auch kapitulirt und den Erbach, der mit den Reitern davon galoppiren wollt', hab'ns bei Loreto erwischt. Siehst, Alte, so ist's gegangen, und jetzt schäm' dich mit deinem Madel, daß du zu den Franzosen gehalten hast. Deinen Blau hat der Poldl gestern in die Stauden gestoßen, daß er die Füß' aufgereckt hat und ihn Gott Vater am jüngsten Tag mit der Brille suchen muß. Schäm' dich! Vergelt' dir Gott Speis' und Trank.“ Damit schwang er sich wieder auf das Roß. Der Kranke hatte von diesem Bericht nichts gehört, nur mit Vorsicht wurde ihm nach und nach alles mitgetheilt.

Abends fiel wie Schnee auf junge Blüten mitten in den Siegesjubel die Nachricht: „Bisson kommt morgen mit den Franzosen vom Brenner.“ — War er nicht besiegt, was hatte man gewonnen? Von allen Seiten liefen die Schützen gleich Ameisen zusammen, die Stadt glich wieder einem Kriegslager, während Wiltau unbesetzt blieb. Am nächsten Morgen rückte Bisson, dem niemand eine Botschaft gebracht, arglos über den Berg Isel herab. Die Alte, welche hoffte, ihren gefährlichen

Gast los zu werden, ging in das untere Dorf und gesellte sich zum Commis Lener, der ruhig vor dem Laden stehend dem Anmarsch der Franzosen zusah. Da sprengte Bisson, welcher darüber ganz verwundert war, nirgends einer Militärwache zu begegnen, auf ihn los und fragte, ob denn der bairische General Kinkel Innsbruck nicht mehr besetzt halte? Lener erzählte unverhohlen und ausführlich den Kampf der vorigen Tage und die Gefangennehmung Kinkels, so wie den Tod Dithfurts.

„Das ist unmöglich," schrie Bisson, „ich habe Befehl, mich in Innsbruck mit ihm zu vereinigen!"

Lener zuckte kalt die Achseln und erwiderte: „Schicken Euer Excellenz in die Stadt, um sich von der Wahrheit zu überzeugen!"

Der bairische Lieutenant Margreiter erbot sich zu diesem gefährlichen Dienste und stieg rasch zu Pferde. Als er gegen die Triumphpforte sprengte, knallte ein Schuß und er sank tödtlich getroffen vom Sattel. Das Pferd wandte sich und schleifte den blutigen Leichnam am Steigbügel durch die Straßen. Wie die Alte dieses sah, lief sie, ohne weiter an einen Versuch zu denken, sich Bisson zu nähern, erschreckt nach Hause. Der weitere Verlauf dieses Tages, der reich an Wechsel von Schrecken und Freude mit der traurigen Ergebung Bissons endete, berührt uns nur in so fern, als es der Sieg der Bauern unmöglich machte, den Verwundeten fortzubringen.

Erfüllte schon dieser Umstand die Alte, welche beim Rauschen jedes Blattes erschrak, und noch mehr, wenn jemand die Klingel zog, mit Angst, so konnte sie ihres Sohnes, der zornig geschieden, nur in Thränen und Kummer gedenken. Lebte er noch? Sie betete jeden Abend für ihn; — aber wenn

er plötzlich zurückkehrte? Ihm konnte man den Aufenthalt von Saint Bleu nicht verhehlen.

Würde er den Todfeind, der auf sein Haus Schmach gehäuft, schützen und auf die Thränen der Schwester Rücksicht nehmen? Da brachte der Bote einen Brief, worin Lois kurz anzeigte, daß er beim Sandwirth in Südtirol sei und vorläufig keine Lust verspüre, heimzukehren. Diese unfreundlichen Zeilen begrüßten Mutter und Tochter, wie die Israeliten das Manna.

Vor den Nachbarn war man in so fern sicher, als diese wenig Lust bezeigten, mit der „Franzosenbraut" — diesen Spitznamen erhielt Zenz — viel zu verkehren. An einem Sonntag ging ein Spielgenosse des Bauerntheaters vorbei, er rief spottend zum Fenster hinauf:

„Zenz, heut versaufen wir beim Riesenwirth das Geld, welches dein Franzos gegen Poldl verspielt hat! Wirst wohl auch kommen, bist wenigstens eingeladen!" Da sich niemand zeigte, ging er weiter. Zenz saß bei Saint Bleu im Zimmer; als sie die schmachvolle Herausforderung hörte, blickte sie ihn mit einem Auge voll Thränen an, er faßte ihre Hand und drückte einen zärtlichen Kuß darauf.

Er war nun so weit hergestellt, daß er mit einiger Hilfe im Zimmer auf- und abgehen konnte, ja an einem schönen Abend wagte er sich sogar in den Garten, um die Mailuft zu athmen.

Da verbreitete sich die düstere Kunde, daß Napolen seine Schaaren gegen Tirol losgelassen habe. Am funfzehnten Mai verkündete sie der Mordbrand von Schwaz, welcher den ganzen Nachthimmel mit einem Glutmeer übergoß. Am 19. sprengte die erste Kavalleriepatrouille durch die öden Gassen der Stadt,

bald zog der General Wrede ein und ritt durch die Neustadt gegen das Landhaus, wo ihm ein ehrwürdiger blinder Greis, der Graf Tannenberg, an der Spitze des Landesausschusses entgegentrat, um seine Milde für die Bürger zu erflehen.

„Du alter blinder Salamander," schnauzte er ihn an, „du bist das Haupt der Rebellen!" und ließ ihn gar nicht zu Wort kommen.

Abends rückte der Oberfeldherr Lefebre, Herzog von Danzig, ein und stieg in der Hofburg ab, das Heer schlug auf dem Saggen, einer weiten Wiese zwischen der Sill und dem Inn, Lager.

Saint Bleu hatte längst schon der Stunde der Erlösung entgegengeseufzt; die stille Idylle der Liebe, verschönt vom Reiz allmählicher Genesung, konnte ihn für den Verlust der Freiheit nicht entschädigen. Um dem Hause, das ihn so lang beherbergt, keine Verlegenheit zu bereiten, beschloß er, Nachts Abschied zu nehmen, und sich durch das Pförtchen des Gartens bis zum nächsten französischen Posten, der kaum hundert Schritte entfernt stand, zu schleichen. Er kündete den Frauen seine Absicht an; obwohl sich nichts dagegen und die Art, wie er sie ausführen wollte, einwenden ließ, obwohl dieses vorläufige Ende vorauszusehen war, konnte Zenz doch ihren Schmerz nicht bewältigen und gab sich ihm mit aller Heftigkeit ihres Naturells hin.

„Es muß ja sein!" tröstete er sie; „wenn ich bleibe, kann ich deine Treue nicht vergelten!" Auch die Mutter sprach ihr Muth ein, so daß sie sich endlich faßte.

„Ja es muß sein!" erwiderte sie ruhiger, „du hast mir ja versprochen, bald wiederzukehren, und bis dahin bleiben wir im Herzen vereint." Sie reichte ihm Helm und Degen.

„Wie soll ich Ihnen danken?“ sagte er scheidend zur Mutter.

„Vergelten Sie meinem Kinde, was wir Ihnen gethan!“

„Meine Liebe ist meine Ehre, dafür bürgt mein Wort!“

Noch einmal schlang er den Arm um das Mädchen, küßte sie auf Mund und Stirn und enteilte. Bald verlor ihn ihr feuchtes Auge zwischen den Kornfeldern, sie blickte seufzend zum Nachthimmel, eine Sternschnuppe fuhr leuchtend dahin und erlosch im Dunkel.

Am nächsten Morgen klopfte es heftig an der Hausthüre. Ein Offizier stand davor, die Alte öffnete rasch.

„Sind Sie Frau Larcher?“

„Zu Diensten!“

„Seine Excellenz der Herzog von Danzig erwartet Sie bis zehn Uhr zur Audienz.“

Er salutirte und ging, ohne den Grund der Vorladung näher zu bezeichnen, fort.

Die Alte warf sich in den glänzendsten Sonntagsputz und eilte in die Hofburg. Schüchtern stellte sie sich in einen Winkel des glänzenden Vorsaales, wo Ordonnanzen hin und her rannten und Offiziere in glänzenden Uniformen, ohne sich um sie zu kümmern, lustig plauderten. Schlag zehn Uhr trat aus der Zimmerthür im Hintergrund ein Lakai: „Ist Frau Larcher hier?“ fragte er, forschend umherblickend.

„Hier!“ erwiderte sie.

Er öffnete sich tief verbeugend die Thüre, sie stand dem gewaltigen Marschall gegenüber. Er begann in seinem gebrochenen Deutsch:

„Ist Sie Frau Larcher? Tiroler alles Lumpen sein.“

Sie zitterte.

„Sie brav sein," fuhr er fort, „trink Sie Wein" — er bot ihr eigenhändig ein Glas Bordeaux, — „daß Sie kriegt Courage, trink Sie nur auf Gesundheit mein."

„Sie sollen leben!" sagte sie stotternd und leerte das Glas.

„Sie brav sein, Saint Bleu hat mir erzählt alles, schöne Tochter haben, brav gewesen! Hat gerettet ihn vor den Spitzbuben. Saint Bleu schon heut früh nach München gereist. Wird schreiben dem König, daß er aufnimmt in sein Gnad und Ihnen Auszeichnung macht für Ihre brave That. So jetzt trinken noch einmal auf König Gesundheit." Er schenkte wieder ein.

„Der König und Ew. Excellenz soll leben!" sagte sie geschmeichelt durch diese Auszeichnung.

„So jetzt à revoir, werd' mich schon erkundigen, daß nichts Böses geschieht Frau und Tochter."

Er machte eine leichte Handbewegung, die Alte knixte und ging durch Lakaien und Offiziere im Vorsaale, die sie jetzt freundlich grüßten, über die Treppe hinab. Während sie, so schnell sie vermochte, durch die Neustadt nach Hause lief, um der Tochter alles zu verkündigen, schien es ihr vor Freude fast, als ob die Häuser tanzten und sich höflich vor ihr bückten. Nachdem das Mädchen den kunterbunten Bericht vernommen, schüttelte sie den Kopf: „Lieber wäre es mir gewesen, er hätt' dem Marschall nichts gesagt, wir brauchen weder von ihm, noch dem König eine Auszeichnung."

„Du bist doch lappet," eiferte die Alte, „niemand kennt sich bei dir aus."

Da klopfte es wieder. Der Bote brachte einen Brief mit dem Tiroler Adler gesiegelt. Die Alte setzte die Brille auf und

las ihn. Sie erblaßte und las wieder, ihrer Hand entfiel das Blatt. Erschreckt hob es Zenz auf: Hauptmann Eisenstecken, unter dem Lois diente, theilte mit, dieser sei in einem Gefecht bei Trient als braver Landesvertheidiger gefallen.

„Da hast du's!" schrie die Alte, „da haben wir's!" und schlug die Hände zusammen.

Das Mädchen sank vor einem Stuhle nieder und verbarg das Antlitz mit den Händen.

Die Mutter war zu sehr mit ihrem eigenen Schmerz beschäftigt, um der Tochter einen Vorwurf zu machen, diese erhob gegen sich selbst die bittersten Anklagen. Verlassen wir diese Scene des Leides und der Trauer, bis dort die Ruhe versöhnend wieder einkehrt.

Der Sommer verfloß unter den Stürmen des Aufstandes sehr trübselig; Saint Bleu schickte zwar einige Wochen nach seiner Abreise einen freundlichen Brief; dann aber erhielt Zenz keine Antwort mehr auf alle Zuschriften, die nach und nach immer dringender und zärtlicher wurden, wenn auch leise Vorwürfe einflossen.

„Vielleicht ist er in das Feld gezogen," sagte die Mutter, um die Tochter zu beschwichtigen, „und kann aus dem Krieg, wo es an jeder Post fehlt, gar keine Nachricht schicken."

Zenz verstrickte sich jedoch immer tiefer in Zweifel: „Warum ließ er vor seinem Abmarsch aus München nichts hören? Ist er vielleicht schon todt?" Daß er untreu sein könnte, kam ihr gar nicht in den Sinn. Wohl marschirten Franzosen in das Land und wurden wieder hinausgeworfen, sie wagte aber nicht, sich bei einem Offizier zu erkundigen. Schon war das Laub abgewelkt, noch immer keine Botschaft! Da begegnete ihr der

Laninger Gruspl, welcher mit seinem Karren Obst nach Baiern zu fahren pflegte und jetzt eben zurückgekehrt war, auf dem Wege zur Kirche. Sie sprach ihn an: „Was bringst Neues von München?"

Er verzog den Mund: „Ich mein', du möchtest etwas von dem Franzosen hören. Gesehen hab' ich ihn, er saß in einer prächtigen Kutsche mit einem schönen Fräulein und ein Gesicht haben sie gemacht, als hätten's Honig geschleckt. Schau nur damisch drein, es ist schon wahr."

Zenz mochte nichts weiter hören und ging in die Kirche. Ihre Gedanken waren nicht auf die Messe gerichtet. Als der Geistliche, dem sie zu beichten pflegte, vom Altar in die Sakristei getreten war, und kaum den Ornat ausgezogen hatte, ließ sie sich bei ihm melden. Er bestellte sie in den Beichtstuhl. Aufrichtig und ohne Rückhalt erzählte sie alles und bat um seinen väterlichen Rath.

„Eigentlich bist ein dummes Mädel gewesen," sagte er nach einer Weile, „wie konntest du einem Franzosen trauen? Das beste wär', du thätest deine Liebschaft der Mutter Gottes aufopfern. Nun was meinst?"

Das Mädchen schwieg.

„Ich seh' schon, du willst nicht und hast ihn noch immer im Herzen. Da magst du dir nun selber helfen, geh hin und schau! Nach München ist's freilich weit, kannst allein nicht hin, aber mein Bruder Kaspar reist hinaus. Ist ein älterer verständiger Mann, darf ich ihm die Sache unter dem Siegel der Verschwiegenheit mittheilen?"

Das Mädchen sah ein, daß hier keine Rücksicht mehr nütze, und nickte zustimmend.

„Ich werd' ihn für dich bitten und dir's auf den Abend sagen lassen.“

Sie verließ die Kirche. Abends erhielt sie Botschaft vom Geistlichen, sie möge sich auf Morgen gefaßt halten, um zwölf fahre von Hall ein Schiff nach Rosenheim, dort werde sich schon weitere Gelegenheit nach München finden.

Wir haben uns lang nicht um Saint Bleu gekümmert, es ist wohl an der Zeit, daß wir den Leser besser über ihn unterrichten. Franzose und Offizier, hatte er es im Punkte der Liebe nie genau genommen, und seither immer dem Spruche: „Ein andres Städtchen, ein andres Mädchen“ nach gelebt. Es wechselte daher, wie es eben kam, ein Roman mit dem andern, doch erblaßten zuletzt alle Flammen vor der Tochter des baierischen Generals Roding, mit der es ihm vor seinem Abmarsch nach Tirol gelang, ein zartes Verhältniß anzuknüpfen. Als er wieder zurückkehrte, mußte die Erinnerung an das Landmädchen bald der glänzenden Gegenwart der jungen Dame weichen, um so mehr, da eine Verbindung mit derselben seiner Eitelkeit auf das Höchste schmeichelte und jedenfalls ein sehr wünschenswerthes Ziel war. Der Vater des Mädchens duldete diese Liebe, die Ehe sollte geschlossen werden, wenn Saint Bleu die Epauletten des Hauptmanns trüge. Er war muthig und konnte daher in den endlosen napoleonischen Kriegen auf schnelle Beförderung rechnen. Vorläufig sollte die Verlobung im November gefeiert werden.

Zenz traf mit ihrem Begleiter am zweiten Abend zu München ein und nahm in einem Gasthause der Au Quartier. Er ging noch vor Anbruch der Nacht aus, die Wohnung Saint Bleu's zu ermitteln, ein Soldat zeigte ihm gefällig das Haus.

Der Lieutenant wohnte bereits im Hause des Generals, zwei Stiegen höher als dieser. Zenz schrieb indessen einen Brief, den sie abgeben wollte, wenn sie ihn nicht anträfe. Am nächsten Morgen um 9 Uhr führte sie ihr Landsmann vor die Thür desselben. Mit pochendem Herzen stieg sie die Treppen empor, und blieb einen Augenblick im Flur des ersten Stockes stehen, um sich zurecht zu finden. Da kam ein Mädchen, sie musterte einen Augenblick die Fremde und fragte dann artig, ob sie jemand suche.

„Saint Bleu," antwortete sie erröthend.

„Der ist bereits auf der Wache. Haben Sie an ihn etwas zu besorgen, ich will es ausrichten."

„Uebergeben Sie ihm gefälligst diesen Brief."

„Sehr gern!" Sie verschwand in einer Thür auf der entgegengesetzten Seite.

Zenz ging wieder fort.

Das Mädchen war die Zofe Hortensens, der Tochter des Generals. Als sie den Brief von allen Seiten beguckte, erinnerte sie sich augenblicklich, daß diese Schrift schon mehrmals durch ihre Hände gelaufen sei. Wie nun Zofen einmal sind, konnte sie ihre Neugierde nicht bezwingen und schmolz an der Flamme eines Spanes das Wachs, auf welches statt des Siegels ein baierischer Sechser gedrückt war. Sie las:

Mein theurer Saint Bleu!

Dein stetes Schweigen hat mich mit solcher Sorge und Angst erfüllt, daß ich mich entschloß, selbst nach München zu reisen, um mich von Deinem Zustande zu überzeugen. Wenigstens habe ich jetzt erfahren, daß es Dir sehr gut geht, bald hoffe ich Dich umarmen zu können! Meinen Schritt wirst Du mir nicht verübeln, es ist die Ungeduld aufrichtiger Liebe,

welche ihn veranlaßte. Ich bitte Dich, schreib mir alsogleich, wenn Du zu mir kommen willst, oder wenn ich Dich sehen kann. Ich wohne beim Hirschenwirth in der Au.

Dort harrt auf Dich

Deine

Dich innigliebende Zenz.

München, 20. November 1809.

„O Spitzbube!“ schrie das Mädchen laut auf und trug ihren Fang alsobald zu Hortense. Diese las den Brief; Zorn, Eifersucht und Liebe begannen einen schweren Kampf in ihrer Brust. Sie trug dem Mädchen auf, vor allem Saint Bleu zurückzuweisen, wenn er etwa zum Besuche käme, denn sie wollte sich, ehe sie ihn wiedersah, mit ihrem Vater, einem braven, vielerfahrenen Manne, zu dem sie volles Vertrauen hegte, berathen. Als er von der Parade zurückkehrte, überreichte sie ihm alsogleich den Brief. Eine finstere Wolke überflog seine Stirne.

„Schlimm, sehr schlimm!“ rief er aus. „Mag nun die Geschichte hinzielen, wo sie will, unangenehm bleibt sie stets. Ist das Verhältniß unsauberer Natur, nun, so mußt du denken, daß es vor der Hochzeit stattfand. Welterfahrung wird dich bald lehren, daß Männer, welche in dieser Beziehung völlig rein sind, eben so selten vorkommen, als weiße Raben. Da liegt die Entscheidung in deinem eigenen Gemüthe, ob du Saint Bleu, vorausgesetzt, daß er ehrlich beichtet, verzeihen willst oder nicht. Es kann aber auch der Fall sein, daß die Pflicht gebietet, älterem Rechte zu weichen, und vielleicht, vielleicht ist es ein Glück, daß dir der Zufall diesen Brief in die Hände spielte, ehe du unlöslich mit einem — doch ich will ihn nicht beschimpfen, eh' die Sache klar zu Tage liegt — verbunden bist.

Vor allem thut es noth, das Mädchen zu hören. Dir müßte es nur schmerzlich sein, der Nebenbuhlerin gegenüberzutreten, wenigstens jetzt, und deine Aufregung könnte die Sache verwirren, — wie gut wäre es, wenn deine Mutter noch lebte! Doch überlaß es mir, ich suche diese Tirolerin auf, und werde mit ihr ganz ruhig sprechen. Dann läßt sich ja nach Recht und Ehre verfahren!"

„Lieber Vater, wie gut du es meinst! ich danke dir! Aber thu es bald, recht bald, denn mich verzehrt die Ungewißheit, doch nein! Saint Bleu muß unschuldig sein, denn er trägt ja den Degen."

Der Greis lächelte wehmüthig und ergriff den Helm, den er auf das Sopha gelegt hatte. „In einer Stunde hast du Nachricht." Er wollte gehen, noch einmal kehrte er sich um: „Gib mir den Brief!" — Er steckte ihn in die Brusttasche. — „Deinem Stubenmädchen drohst du, wenn sie sich noch einmal unterfange, einen Brief, der nicht ihre Adresse trägt, zu öffnen, ernstlich mit Entlassung. Wir haben freilich den Vortheil von dieser Unehrlichkeit, aber wir können nichts dafür. Also Geduld, mein Kind!"

Er nahm einen Wagen und fuhr zum Hirschen. Der Wirth, welcher eine Schürze um den dicken Bauch gebunden, die grüne Sammtmütze auf dem Kopfe vor der Thüre aus einer Ulmerpfeife nebelte, war über diesen vornehmen Besuch nicht wenig erstaunt und wies ihn in den zweiten Stock. Als er sich der angezeigten Thür näherte und klopfen wollte, flog diese weit auf, Zenz hüpfte ihm rasch entgegen und prallte ebenso schnell wieder zurück.

Er faßte sie bei der Hand. „Das Klappern meines Säbels hat Sie getäuscht, ich weiß, Sie haben anderen Besuch erwartet."

Das Mädchen stand betroffen, er maß sie prüfend von Oben bis Unten, endlich ruhte sein Blick in ihren klaren redlichen Augen, sie bargen kein unlauteres Geheimniß. „Verzeihen Sie," fuhr er fort, „wenn ich mich als Fremder an Sie dränge. Dieser Brief ist durch einen Zufall, den ich später aufklären werde, in meine Hand gelangt, der Inhalt ist von solcher Wichtigkeit nicht bloß für Sie, sondern auch für meine Tochter" — —

„Das schöne Fräulein, mit dem Saint Bleu in der Kutsche gefahren ist," unterbrach sie ihn hastig, „o nun ist alles wahr, alles wahr!"

„Ich glaube, Ihnen und mir ist am besten gedient, wenn ich den Sachverhalt unverhüllt bespreche. Saint Bleu hat Sie betrogen. Schon eh' er nach Tirol marschirte, bestand zwischen ihm und meiner Hortense ein Verhältniß, das nach seiner Rückkehr fortgesetzt wurde, übermorgen sollte die Verlobung erfolgen."

„Der Nichtswürdige, Elende! und dennoch schlich er sich bei mir ein! Seien Sie ruhig, Herr General, ich weiß ältere Rechte zu würdigen, das arme Mädchen gibt dem vornehmen Fräulein gegenüber jeden Anspruch auf. Noch heute kehr' ich nach Wiltau zurück und müßte ich zu Fuß laufen. Noch gibt es einen Gott, der Undank und Treubruch rächen wird, ihm überlasse ich alles."

„Sie mißverstehen mich. Es handelt sich vorläufig hier um keine Ansprüche. Meine Tochter nimmt keinen Bräutigam, dessen Ehre nicht spiegelrein ist. Sie kennen Hortense nicht und haben folglich kein Recht, dieselbe zu beleidigen. Zuerst müssen wir in Ihrem und in unserem Interesse erfahren, ob Saint Bleu aus Schlechtigkeit oder bloßem Leichtsinn so gehandelt hat. Im ersten Fall gibt es ein Ehrengericht, im letztern

verwickelt sich freilich der Knoten. Vertrauen Sie mir, ich werde, da uns das Schicksal auf solche Weise zusammengeführt, nicht bloß für meine Tochter, sondern auch für Sie als Vater auftreten. Ich betrachte das als eine Pflicht, — übrigens will ich Ihre Freiheit in keiner Weise beeinträchtigen."

Das Mädchen, gerührt von seiner männlichen Rede, bot ihm die Hand.

„Es gilt!" sagte er. „Ich werde Saint Bleu den Brief übergeben, von seiner Antwort hängt alles ab. Gestatten Sie, daß Sie morgen früh — wahrscheinlich noch heute — mein Wagen in meine Wohnung bringe? Sie sollen von mir und meiner Tochter keineswegs als Feindin, vielleicht als Freundin scheiden."

„Verfügen Sie über mich, — ich vertraue Ihnen wie einem Vater."

Sie wollte ihn über die Treppe zum Wagen geleiten, er verbot es aber, um nicht die Neugierde des Wirthes und der Kellnerinnen zu sehr zu reizen.

Zu Hause erzählte er seiner Tochter, was vorgefallen, sie war mit dem Plane völlig einverstanden. Bald darauf klingelte Saint Bleu an der Thüre, sie zog sich auf ihr Zimmer zurück. Als er eintrat, blickte er überall herum.

„Meine Tochter kann heute Ihre Gesellschaft nicht genießen," sagte der General, „begnügen Sie sich indeß mit diesem Briefe." Er überreichte ihm das Schreiben, welches die Zofe indeß wieder mit einem Sechserstück gesiegelt hatte.

Saint Bleu ergriff es rasch; als er es durchflogen, konnte er seine Verwirrung kaum bergen.

„Unangenehme Nachrichten?" fragte Roding mit forschendem Blicke.

„O nein,“ dabei schob er den Brief schnell in die Tasche, „es hat mir die alte Tirolerin, der ich meine Rettung verdanke, geschrieben, daß sie kränkle. Wahrscheinlich bedarf sie einer Unterstützung.“

„Hat der Marschall dem Könige noch nicht Bericht erstattet, daß sie eine Auszeichnung erhalte?“

„Er vergaß wahrscheinlich im Drange der Ereignisse darauf.“

„Nun so ist es Ihre Pflicht dafür zu sorgen.“

„Ich werde nächstens bei Sr. Majestät eine Audienz nehmen.“

Er verabschiedete sich. Der General verfügte sich zu Hortense, seine Mittheilung zerstörte jede Hoffnung. „Willst du ihn noch lieben?“ fragte er sie ernst.

Sie erhob sich und antwortete mit einem stolzen Blitz ihres Auges: „Vater, ich bin deine Tochter!“

Die Zofe erschien und brachte einen Brief, den ihr Saint Bleu zur Bestellung auf der Post übergeben hatte. Der General las die Adresse, sie lautete an Zenz beim Hirschen.

„Einspannen, und das Mädchen abholen!“ befahl er.

Nach einer Viertelstunde klopfte es schüchtern, Zenz trat ein. Hortense erhob sich rasch und bot ihr die Hand: „Ich denke, wir können uns als Schwestern betrachten, haben wir doch beide das Gleiche erfahren!“

Der General übergab ihr den Brief. Sie bat ihn denselben vorzulesen. Er öffnete das Siegel.

„Ewiggeliebtes Mädchen!

Wie konntest Du, wenn ich Dir auch nicht schrieb, an meiner Liebe zweifeln? Mein Herz gehört Dir, bis es zu Staub zerfällt; was uns trennt, ist die Bosheit des Schicksals.

Der Kaiser Napoleon hat seinen Offizieren auf das strengste verboten, eine Braut aus einem feindlichen Volke zu freien. Meine Liebe gehört Dein für immer, aber ich muß Dich bitten und beschwören, München auf das schleunigste zu verlassen, wenn Du mich nicht in Unglück stürzen willst. Ich bleibe Dir treu, vielleicht kann ich Dich in einigen Jahren heimführen.

Dein

Saint Bleu."

München, 20. November 1809.

„Der Mensch verdient nur noch Verachtung!" rief Hortense empört aus.

„Danken wir dem lieben Herrgott," setzte Zenz bei, „daß er uns von ihm erlöst hat; er hat mir viel Herzeleid bereitet, ich hab' es aber durch meinen Leichtsinn verschuldet und will gern büßen."

„Er wird der Strafe nicht entgehen!" sagte der General. „Morgen sollte die Verlobung sein, da mag er ernten, was er gesät."

Wir theilen den Plan, den der General entwarf, hier nicht mit, und gesellen uns zu der Versammlung, welche der Abend des nächsten Tages in dessen glänzendem Salon vereinigte. Sie bestand großen Theils aus Personen des höheren Militärstandes: Herren und Damen, welche im lebhaften Gespräch oder flüsternd auf und ab wandelten, ohne Saint Bleu irgend eine Aufmerksamkeit zu schenken. Da trat der General ein, auch dieser würdigte ihn keines Wortes. Er wendete sich an die Gesellschaft: „Meine Herren und Damen! die schriftlichen Gründe meines heutigen Verfahrens, über welches Sie vorläufig einig sind, liegen hier in der Mappe." Er löste ein seidenes Band und hielt Saint Bleu seinen Brief entgegen: „Kennen Sie die Schrift?"

Der Offizier hätte mögen in den Boden sinken.

„Das dürfte genügen,“ fuhr der General fort, „aber auch die lebendigen Zeugen treten Ihnen gegenüber.“

Die Thüre des Salons ging auf. Hortense und Zenz erschienen Hand in Hand.

Saint Bleu war vernichtet.

„George!“ wendete sich der General an einen Bedienten, „öffne dem Herrn Lieutenant die Thüre!“

Der Bediente gehorchte.

„Herr Lieutenant,“ commandirte der General, „Rechts um, Marsch!“

Saint Bleu fuhr ab, ohne daß er noch wagte, den Blick zu erheben.

Vor der Thür empfing ihn der Profos, forderte ihm den Degen ab und überreichte ihm ein Dekret, dem zufolge er wegen Bruch des Wortes schmählich cassirt ward.

Diese Geschichte endet ja wider allen Fug ohne Hochzeit. — Ein Königreich für eine Hochzeit!

Haben die schönen Leserinnen Poldl ganz vergessen? Sie athmen auf und denken sich in der Stille: „Ah, doch eine Hochzeit, Poldl wird seinem Charakter untreu und heirathet Zenz.“ — Leider nicht! Er lieferte keinen Nachtrag zu „Menschenhaß und Reue“ und verschmähte die sentimentalen Thränen, die vielleicht die Zukunft über seinen Edelmuth geweint hätte. Nach der Niederwerfung des Aufstandes floh er aus Tirol, wo sein Haupt als das eines Rädelsführers dem Tode verfallen war. Zu Wien erhielt er ein Stipendium, widmete sich an der Hochschule, welche ihm die meisten Hilfsmittel bot, einem gründlichen Studium der Arzneikunde. Bei seinen zahlreichen botanischen Streifzügen lernte er in einem Landhäus=

chen, wo ihn ein Gewitter einzukehren veranlaßte, die Tochter eines wohlhabenden Bürgers von Klosterneuburg kennen und vermählte sich ihr nach einigen Jahren. Als Tirol wieder unter die Herrschaft Oesterreichs zurückfiel, beschloß auch er in die schönen unvergeßlichen Berge heimzukehren und in Wiltau die Praxis zu üben. Er kaufte ein Haus, rechts ober der Triumphpforte; wer auf den Berg Isel geht, erkennt es an dem Giebeldach und breiten Söller; bald erlangte er einen glänzenden Ruf und zählte zu den ersten Aerzten des Thales.

Versöhnte er sich nie mehr mit Zenz? — Diese reiste, nachdem sie innige Freundschaft mit Hortense geschlossen, nach Wiltau zurück. Ihr ganzes Wesen war verwandelt. Die Erfahrungen, welche über sie verhängt waren, hatten es geläutert. Anfangs mußte sie freilich manche Spötterei hören, ruhig nahm sie dieselbe als Buße hin und gewann bald durch ihr ernstes, würdiges Betragen die allgemeine Achtung, so daß man die Thorheiten ihrer Jugend vergaß. Auf der Bühne trat sie nie mehr auf, doch verfaßte sie später für dieselbe einige Stücke, von denen wir bereits gesprochen. Sie verhehlte ihre Absicht, die Jugend zu belehren, keineswegs, und so ist die moralisirende Richtung derselben begreiflich. Als auf den Brettern Unfug und Zotten einrissen, zog sie sich ganz zurück, indem sie den Tod ihrer Mutter zum nächsten Anlaß nahm.

Poldl war mit seiner Familie gekommen. Sie fühlte, daß sie an ihm schweres Unrecht gut zu machen habe, und that es auf eine edle Weise. Ohne ihn selbst aufzusuchen, bat sie den Beichtvater, statt ihrer ein offenes Bekenntniß abzulegen und ihn um Verzeihung zu bitten. Schon am nächsten Morgen eilte Poldl zu ihr. Sie standen sich einen Augenblick in sprachloser Rührung gegenüber, dann reichten sie sich zum Freundes-

bunde für das ganze Leben die Hand. Und sie sind auch Freunde geblieben! Man sah sie noch als Greise oft im Garten sitzen, wie sie von alten Zeiten redeten, Poldls Enkel spielten zu ihren Füßen. Er starb vor ihr. Sie betrauerte ihn auf das tiefste und war fortan die treueste Stütze der Witwe, bis auch diese an der Seite des Gatten eingesargt wurde. Links ist Zenz begraben.

Sei ihnen allen die Erde leicht!

Ein Brautpaar.

Auf dem Fahrweg, den Baumeister Mayr zum Steinbruch nördlich von Innsbruck angelegt, kommt man oberhalb eines Föhrenwäldchens zu einer Ecke, wo sich dem Blick ein Labyrinth von Thälchen, Schluchten und Hügeln öffnet, welche mit steilen Schutthalden abbrechen, oder einen spärlichen Bestand von Birken und Erlen tragen — mehr Gestrüpp als Wald, denn überall klettern Ziegen, diese Verwüster freien Baumwuchses, herum. Zwei Bäche münden ineinander, sie schließen eine schmale Landzunge ein: — ist es eine Schäferhütte oder ein Ziegenstall, was sich aus der Mitte des saftigen Grases zwischen einem Kirsch- und Apfelbaum erhebt? Hinten ist die Landspitze durch einen Zaun von Dorngestrüpp abgeschlossen, nur ein hölzernes Gitter gewährt den Zutritt. Die Mauern der Hütte, durchrissen von einem Sprung, ragen rauh und ohne Spur eines Kalkbewurfes nur wenig über den Boden empor, das Dach besteht nicht aus Schindeln, sondern aus alten Brettern, deren Ränder sich bereits durch Regen und Sonnenschein aufwulsteten. An der Ecke fließt ein klarer Brunnen in ein steinernes Becken, das einzige, was hier an Luxus gemahnen könnte. Die Thüre ist gesperrt, darüber hängt in einer Nische Christus am Kreuz, die Farben des kunst-

losen Schnitzwerkes hat bereits das Wetter abgebleicht. Ein ziemlich großes Fenster, aus allerlei, zum Theil trüben und blinden Gläsern zusammengeflickt, ist in der südlichen Mauer angebracht und gestattet einen Blick in die Stube. Die Wände sind reinlich geweißt, der Boden gefegt, zwei Betten mit saubern Decken stehen nebeneinander, darüber ein Bild in schwarzem Rahmen: „Maria Hilf", wie man es in Bauernhäusern nicht selten antrifft. Ein Tisch, dessen Bretter nur der Hobel glättete, trägt einen irdenen Krug; an der Thüre, welche in den Flur oder in die Küche führt, ist ein Holzschnitt mit den bunten Figuren des Kalenders angenagelt. Ein Ofen, aus gewaltigen grünen Kacheln aufgethürmt, füllt die Ecke. Rückwärts lehnt sich ein kleiner Stall an die Hütte, er ist aus morschen Brettern, deren Astlöcher und Fugen sorglich mit Moos verstopft sind, gezimmert und mag wohl jenen zwei Ziegen, der braunen und der weißen, welche an einem Stein lecken, zur Wohnung dienen. Hier wird niemand Schätze suchen, höchstens erscheint der Steuerkassier, um auch den Beitrag der Armuth einzusäckeln. Doch mag es im Sommer nicht unangenehm sein hier zu hausen. Die Borde des Baches sind eingesäumt von wilden Rosen, am Hag blüht die Steinmispel und die Hainbutte, Glockenblumen und Spierkraut prangen hoch über Perlgras und Quendel — — ja, wer nur Blumenkränze zu winden hätte! Im Herbste blaut die Schlehe, prahlen die rothen Dolden der Eberesche, schlingen sich die Silberflocken der Waldrebe durch den ruppigen Zaun, das Rothkehlchen pickt am schwarzen Hollunder, und die Ziege nascht die Träubchen des korallenrothen Sauerdornes — — wenn sich nur auch der Mensch davon nähren könnte! Die Amsel flötet, die Drossel singt ihr Brautlied, und verliebt girrt die graue

Holztaube; — hört es, wer die Last des Elendes durch das Leben wälzt, bis er mit derselben ins Grab stürzt?

Bei uns ist die Gegend nicht schön! sagt das Bäuerlein, welches den Dünger auf dem Rücken zum Bergmahd emporschleppt — aber draußen in Baiern, da dehnen sich die Ebenen, und den Leuten wächst das Gold ins Maul!

Ah, sind die Alpen herrlich! jubelt der Städter und zeigt auf die silbernen Gletscher. Wohl für eine kurze Reise; wenn du aber ringen müßtest mit ihren Schrecken, wenn deine Thränen das Brot netzten, welches du der magern Scholle abgezwungen? Doch wozu diese düstern Betrachtungen am hellen Glanz der Maisonne!

Wer mag hier wohnen in dieser Oede?

Kein Glücklicher, denkst du vielleicht, nun wir wollen sehen; es war ungefähr auch meine Voraussetzung, als ich diese Hütte zum erstenmal entdeckte. Oft genug war ich als Student auf dieser Erdzunge gelegen, behaglich zum blauen Himmel starrend, sorglos, weil noch jung, oder im Homer blätternd.

Ach, daß es doch immer so bliebe!

Es blieb aber nicht so. Ich ging, um Medizin zu studiren, nach Wien, wohl schaute ich nach Süden, wo die Alpen über dem dunklen Mittelgebirg die weißen Kanten erhoben, erst nach mehreren Jahren jedoch kehrte ich nach Innsbruck zurück. Ich besuchte all die Plätzchen, welche ich seit langem nicht mehr gesehen und ebenso lange als freundliches Bild mit mir herumgetragen. Auch zu dieser Erdzunge stieg ich empor. Es überraschte mich nicht wenig, hier die Hütte zu treffen. Nachdem ich mehrere Mal um sie herumgegangen, wollte ich auch wissen, wer sie bewohne. Ich hatte mir bei einem Sprung

über den Abhang einen Knopf ausgerissen; da ich nun nicht mit der Hose in der Hand zu Innsbruck einziehen mochte, sollte mir jener Knopf Gelegenheit geben, die Leute in der Hütte anzureden und Nadel und Faden zu erbitten.

Ich klopfte.

Ein altes Weib trat unter die Thüre. Zu jener Zeit betrachtete ich die jungen zwar lieber, diese fiel mir aber dennoch auf. Schneeweiße Haare, zu Zöpfen geflochten, waren nach alter Mode um eine lange Nadel von Messing geschlungen, die einige Glasperlen schmückten, durch das braune Gesicht zuckten tausend kleine Fältchen, die Lippen, energisch geschwungen, waren noch nicht abgewelkt, mißtrauisch heftete sie das scharfe Auge auf mich und murmelte, daß ich es noch verstehen konnte: „Was will denn dieser Teufel wieder von uns?"

Ich lachte bei diesem seltsamen Gruß laut auf und antwortete: „Liebe Alte, wär' ich der Teufel, so wollt' ich dich holen, daß meine Großmutter eine Kameradin hätt'; so ist's aber nichts damit und ich möcht' dich nur bitten, mir den Knopf festzunähen, du kannst es thun, ohne Furcht vor höllischem Gestank."

Ihre Züge wurden freundlicher. „Nehmt's nicht übel," sagte sie, „die Leute haben uns so lang geplagt und geschunden, daß ich manchmal den Teufel lieber säh' als einen Menschen. Meinen Alten natürlich ausgenommen! Geht nur herein, aber bückt euch, sonst stoßt ihr an."

Ich folgte ihr.

Im Zimmer saß ein Greis auf der Bank, neben ihm die Dose. Er blickte mich gleichgültig an. Die Alte suchte in einem Körbchen das nöthige Nähzeug, setzte die Brille auf und wischte die Hände an der blauen Schürze ab. Während

sie den Knopf festnähte, wendete ich mich an ihren Mann: „Da habt ihr's ja im Sommer recht fein, aber im Winter! Wann seid ihr aufgezogen?"

Er nahm die Dose, sie war leer; nachdem er hineingerochen und sie wieder zugeklappt, sagte die Alte mit einem mitleidigen Blick: „Hast auch nichts, ich keinen Kaffee, du keinen Tabak! Früher durfte man doch ein Stäudlein bauen, — so viel als die Nase braucht, jetzt ist's verboten. Nehmt's nicht übel: als ihr klopftet, glaubte ich, ihr wärt ein Finanzler, wie sie in allen Gärten herumschnüffeln, um das verbotene Kraut auszuspüren."

„Wann wir aufgezogen?" begann nun der Alte, ohne die Unterbrechung zu beachten. „Wann? Nun, ich habe im Sommer seitdem fünfmal Erdäpfel gesteckt."

„Ja, und das ganze Haus kostet neun Gulden," rief die Alte, „nicht mehr als neun Gulden. Wir haben es selbst gebaut, wir selbst!! — Wenn es nicht regnete, schliefen wir unter den Stauden, er dort und ich hier; regnete es, so legte er sich unter jenes Brücklein, ich nahm meine Zuflucht in jener Kapelle bei unserem Herrn im Elend. Unter Tags bauten wir miteinander, und als die Hütte fertig stand, haben wir geheirathet."

„Geheirathet?" rief ich lächelnd.

„Ja," schwätzte sie fort, „früher ließ uns die Gemeinde nicht, die Bauern!"

„Laß das unserm Herrn zur Abrechnung!" unterbrach sie der Alte ernst.

Der Knopf war eingenäht. Ich griff in den Sack und legte ein paar Sechserln auf den Tisch.

„Ist viel zu viel!" sagte die Alte. „Ein Gelt'sgott wär' auch genug."

„Behalt' es," erwiderte ich, „behalt' es, der Alte mag sich für die leere Dose ein Loth Scaglia und du ein Loth Kaffee kaufen, es ist ja morgen Pfingstsonntag!"

„Nun, wenn ihr's Gott zu Ehren gebt," sprach er, „so dürfen wir es nicht abweisen, und vergelten mög' es euch Gott, der ja alles auf- und abrechnet."

Er war aufgestanden. Ein großknochiger, hoher Mann, der wohl die Decke der Stube berührt hätte, wenn ihn das Alter nicht gebeugt. Er ging ans Fenster. Ein Sonnenstrahl spielte über sein mildes, ehrwürdiges Gesicht und verklärte es sanft — einer jener Köpfe, die man unter den Bauern bisweilen trifft: ausgemeißelt bis zum feinsten Zug, fest und treu; lange Arbeit und der Schmerz des Lebens gaben ihnen den Ausdruck der Weihe, so daß das graue Haar, wie Lenau so schön sagt, wohl als der Reif der Ewigkeit bezeichnet werden darf. Unsere Nazarener, die so unaussprechlich langweilige Heilige malen, hätten hier Gelegenheit zu Studien; auf meinen Rath nahm ein solcher einen Bauern als Modell zum heiligen Joseph, er gefiel allgemein, und die Kunstkenner hatten vollauf den idealen Ausdruck desselben und die treffliche Stilisirung des Künstlers zu loben.

Ich verabschiedete mich. Als ich an der Ecke des Fußsteiges zurückschaute, sah ich den Alten mit einem breiten Hut, die weiße Schürze wie eine Wulst um den Leib gedreht, langsam herabsteigen, er wollte sich wohl zur Pfingstfeier eine Prise Tabak holen.

Ein Landregen machte mehrere Wochen das Gebirge ungangbar, wohl schaute ich hie und da durch den Nebel hinauf,

selten war das Sprengerkreuz zu erkennen. Ich hatte die beiden nicht vergessen; durch ihr ganze Erscheinung, ihre Rede und Lebensweise war meine Neugier im höchsten Maße erregt.

Als die Wege wieder trocken geworden, suchte ich das Thälchen und die Hütte auf. Aus dem Schlott stieg noch Rauch, die Thür war geschlossen und auch durch das Fenster niemand zu sehen. Vermuthend, sie möchten in der Küche sein, stieg ich hinter die Landzunge hinauf und begann mit Steinen auf das Dach zu werfen, daß es laut polterte: es grunzten nur ein paar Schweine in einem Zubau unter einem Eschenbusch, den ich bisher nicht bemerkt.

Da rief ein Hirtenbube hinter mir aus den Stauden: „Wollt ihr Stanzl?"

„Sie scheint nicht zu Hause zu sein," erwiderte ich und stieg auf den Weg empor; „weißt du, wo sie ist?"

„Dem Geruch nach haben sie eben die Brennsuppe g'essen, werden wohl ihren Geschäften nach sein!"

„Geschäften?"

„Nun ja, sie holt in der Stadt Knochen und Küchenabwurf. Jene stoßt sie zwischen zwei Steinen und siedet für sich die Suppe aus; diesen kriegen ihre Facken dort im Ställchen, die euch just geantwortet haben."

„Und was thut denn der Mann?"

„Der geht auch in die Stadt, tragt Holz, oder sucht sonst ein paar Gröscheln zu verdienen. Viel kriegt er nicht, weißt wohl, es ist überall Notherei."

„Die Leute haben ja erst in alten Tagen geheirathet."

„Ist Zeit gewesen nach dreißig oder vierzig Brautjahren."

„Warum haben sie denn so lang gewartet?"

„Weil sie nichts besaßen, und nachher ist der Alte erst noch drei oder vier Wochen eingesperrt worden.“

„Was hat er denn angestellt?“

„Weißt wohl, der Gemeindevorsteher hat ihnen nachgesagt, sie seien vor der Messe zum Opfer gegangen, und da hat der Alte in der Kirche ihn einen Verleumder geheißen und Gott im Tabernakel zum Zeugen angerufen. Weißt wohl, so was leidet man nicht.“

„Vor der Messe zum Opfer gegangen? eingesperrt?“

Der Bube lachte verschmitzt: „Das kann ich euch nicht erklären, laßt euch's von der Stanzl oder ihrem Sever selbst vermelden.“

Er klatschte mit der Peitsche und trieb seine paar Kühe weiter.

Vor der Messe zum Opfer gegangen! eingesperrt! Vergebens zerbrach ich mir den Kopf über die Bedeutung jenes Ausdrucks. Es wollte mir auch nie gelingen die Alten wieder zu treffen; stets waren sie ausgeflogen, wenn ich die Hütte besuchte.

Ich mußte daher die Lösung des Räthsels dem Zufall überlassen.

Erst im Hochsommer begegnete ich der Alten wieder im Wald.

Ich beschäftigte mich damals mit dem Studium der Schwämme, ein Studium, zu welchem mich mehrere Ursachen führten.

Das wissenschaftliche Interesse an diesen sonderbaren Gebilden der Natur war eine derselben, die andere jedoch mehr culinarischer Art. Ich esse nämlich die Schwämme sehr gern, auf den Markt wurden nicht viel gebracht, meist nur eine Art,

und doch wußte ich, daß es noch viele vorzügliche gäbe, welche man ungenossen verfaulen ließ. Ich wollte auch meine Schüler darüber belehren und hoffte so, wenn sie als Aerzte, Priester oder Beamte durch das Land verstreut würden, etwas Nützliches zu leisten. Man klagt ja so oft über die Armuth Tirols, und doch ließe sich mancher Noth abhelfen, verhinderte es nicht Unwissenheit und Trägheit.

In den Waldgebieten des mittleren Deutschland werden die Schwämme sorgfältig aufgesucht, in Scheibchen geschnitten und getrocknet, so daß sie Reichern ein angenehmes Gemüse, Armen ausgiebige Nahrung gewähren. In Tirol vernachlässigt man sie jedoch fast ganz, der bäuerliche Proletarier schickt seine Kinder lieber auf die Straße betteln als in den Wald um Pilze; nicht einmal für die Schweine hält man sie als Futter gut genug. Ich wollte nun die eßbaren Schwämme in unserem Gebirge erforschen und für deren Benützung wirken.

Oberhalb der Mühlauer-Klamm breitet sich dem Städter unbekannt ein dichter Buchenwald aus, einer der wenigen Plätze, wo die duftende Asperula ihre feinen Blattquirl entfaltet. Der Abfall von Laub wird nicht geholt, weil es zu weit ist, und so erhöhte sich nach und nach eine Moderdecke, wo sich die Pilze im feuchten Schatten prächtig entwickeln konnten. Ich hielt mich an diesem Platze auch sonst nicht ungern auf. Hier entspringt der große Mühlauerbach mit zahlreichen Quellen, die frisch und klar aus dem moosigen Felsen sprudeln und über die Steinblöcke, von denen lange Wasserfäden spielen, abwärts eilen. In der Rinne seitwärts bricht vor der Schneeschmelze immer eine ungeheure Lawine los, die manchmal Petrefakten in das Thal liefert und mir so die Fracht erspart. Diesmal hatten mich nur die Schwämme angelockt.

Es war auch der Mühe werth! Dort der weißviolette Zimmtpilz, dessen Aroma die Gewürze Indiens ersetzen könnte, wenn er nur auch so feurig wirkte. Hier wölbten sich aus dem Rasen die röthlichen Hüte des Reitzgers, dessen blutrother Saft manchen vom Genuß abschreckt, obwohl er mit Recht den Beinamen des Delikaten trägt und gar wohl der Trüffel an die Seite gesetzt zu werden verdiente, wenn er in der — Mode wäre. Zackig wie ein Korallenstäudchen erhebt sich die Bärentatze aus dem Moos, sie weicht an Farbe nur dem Gold des Pfifferlings, den auch unsere Bauern auf den Markt bringen. In breiten Lappen ergießt sich das Schafeiter und der Semmelpilz über den Boden; auf dem Moder wurzelt der Stoppel- und Habichtschwamm, letzterer an einen Mandelkuchen gemahnend und so würzig, daß man ihn fast nur mit andern verspeisen kann. Auch der edle Steinpilz, süß wie Nußkerne und deshalb von Eichhorn und Maus angenascht, erhebt den braunen Hut, kaum von jemand beachtet und doch sehr werthvoll. Nebenbei siedeln freilich andere Gesellen: der prahlerische Fliegenschwamm, giftig für Thier und Mensch, nur nicht für den Tartaren, der sich darin berauscht; der Hexenpilz — brich ihn auseinander und das gelblichweiße Fleisch läuft allsogleich dunkelblau an — und einer, den der Aasgeruch schon von weitem verräth, der sich aber in einer Geschichte, die vielleicht auch Damen lesen, nicht wohl schildern läßt, seine Form entspricht genau dem Namen, welchen wir nur lateinisch beizusetzen wagen: phallus impudicus. — Diese und andere Schätze — die giftigen in einem eigenen Fach — waren bereits in meiner Botanisirbüchse eingeheimst, ich warf mich müde auf das Moos, dem soeben das einblütige Wintergrün entstieg, da hörte ich unweit von mir Aeste knicken. Ich glaubte zuerst,

es sei eine Haselmaus oder ein Eichkätzchen, unvermuthet trat jedoch Stanzl aus dem Gebüsch, ein Körbchen am Arm und sich emsig bückend, um Pfifferlinge einzuklauben.

„Ihr geht ja," rief ich ihr zu, „an den besten Schwämmen vorbei, warum laßt ihr den Steinpilz und den Reitzger bei Seite?"

Sie blickte erstaunt auf, doch erkannte sie mich allsogleich. „Den Steinpilz," meinte sie, „kenn' ich wohl, aber die Herren in der Stadt kaufen ihn nicht gern. Den Reitzger? Hab' nie davon gehört."

Ich zeigte ihr diese und andere Schwämme, sie schüttelte jedoch den Kopf und erwiderte: „Kann allerdings in den Büchern stehen, die Bücher haben jedoch keinen Magen, dem so etwas übel thäte."

Erst als ich vor ihren Augen einige Stücke roh genoß, trauete sie meiner Gelehrsamkeit; auch auf das zackige Rennthiermoos verwies ich sie als ein treffliches Schweinfutter, wenn ihm vorher durch heißes Wasser der Bitterstoff entzogen sei.

Ich hielt Schule im Wald und gab ihr Anweisung, die Schwämme zu kochen und zu dörren. Sie nahm auf mein Zureden von jeder Art mit, ein paar Sechserln drückte ich ihr in die Hand, um Schmalz und Pfeffer zu kaufen, sie solle es versuchen, der Winter sei lang, und ein Vorrath von Schwämmen nicht zu verachten.

„Ja, ja," sagte sie schließlich, „ihr meint es gut mit mir, und der Herrgott wird schon mit euch abrechnen. Das wär' freilich zu brauchen, wenn der Hunger und die Armuth Koch sind, wir werden wohl auch da anbeißen müssen.

Seht, wir sind so arm, daß wir bei der Gemeinde um eine Unterstützung einkamen, was sagte aber der Vorstand?

Nun, ihr kennt ihn gewiß. Der Teufel hat ihm längst die Haare ausgerauft, und aus dem weiten Maul steht ein langer brauner Fackenzahn und krumm ist er auch. Was sagte der? Ich sähe gar armselig aus, und könnt' gar wohl in der Stadt betteln. Betteln ja! Die Herrenleut' sind milder als die Bauern, die haben Kiesel statt der Herzen, und der Gemeindevorstand gar! Nun ja, unser Herrgott wird mit ihm abrechnen, aber ein's freut mich halt doch: daß ich ihm stets das hintere Thürl offen gelassen."

„Wollte er euch?" fragte ich in einem Anfluge von Ironie.

„Ob er mich wollte? Jetzt bin ich freilich ein altes Weiblein, aber die alten Weiber waren auch einmal jung. Ob er mich wollte? Doch wen kümmert das?" murmelte sie und schwieg.

Mir fiel das Opfer vor der Messe ein; da ich jedoch wußte, daß derlei Volkssprüche oft einen zweideutigen Sinn bergen, unterdrückte ich die Frage, die mir schon auf der Zunge lag.

Sie deckte ein weißes Tuch über die Schwämme und entfernte sich, mir für das Geld zu Schmalz und Pfeffer dankend.

Ich mochte sie nicht geleiten. Ihre Bemerkungen jedoch bezüglich des Gemeindevorstehers reizten meine Neugier noch mehr, und ich beschloß dieser verwickelten Geschichte mit einem Eifer nachzuforschen, der eines stoffhungerigen Feuilletonisten würdig gewesen wäre.

Mit ein bischen Unverschämtheit hätte man die Leute selbst verhört; wer weiß jedoch, sagte ich mir selbst, ob du die Wahrheit erfährst? denn in ihrer Vergangenheit scheint nicht alles licht zu sein.

Die Ferien begannen, so hatte ich zwei Monate hindurch anderes zu thun, und die Hütte in der Oede kam mir völlig außer Sicht. Erst im Spätherbst, da ich einmal zufällig von jenen Höhen Rauch aufsteigen sah, erinnerte ich mich an das Ehepaar und wählte bald darauf einen warmen, sonnigen Tag es zu besuchen. Auch diesmal vergebens. Ich stieg rückwärts empor und warf mich auf das Moos unter die Föhren; bald nahm Eumäos meinen Sinn gefangen, nur von Zeit zu Zeit störte mich das Rasseln einer Eidechse und lockte den Blick über die verschwimmenden Zeilen in die Ferne, wo die Gletscher mit frischem Glanze strahlten und der junge Schnee, vom Braun des Haidekrautes, welches den Berg in tieferen Lagen umsäumte, scharf abgegrenzt, das Auge fesselte. Jenseits Italien, dann das blaue Meer, dann Griechenland — o daß nur die Träume Flügel haben!

Die Sonne nahte bereits dem Hocheder, ihr Licht zuckte spielend durch die Tangeln der Föhren, ich stand auf und suchte den Pfad, den arme Holzsammler, wenn sie das magere Reisig nachschleifen, tief eingefurcht.

Weiter unten traf ich Stanzl, sie saß auf einem Bündel dürrer Aeste, die sie mit Spagat verknüpft, und schien zu rasten.

„Wie geht's, Alte?" rief ich, „wie habt ihr den Sommer verbracht?"

„Dank Gott, recht gut, den Sommer hat ja der Herrgott ohnehin für die Armen gemacht, den Reichen schlaunt auch der Winter! Lieber Herr! Ihr seid mit mir schon öfter recht fein gewesen, möchtet ihr mir jetzt nicht auch ein bischen helfen?"

Ich zog die Börse, um ihr etwas zu geben.

Sie wehrte lächelnd ab: „Ihr meint auch, daß euch jeder

Arme, der euch anredet, um Geld anbettle. Ist freilich gut zu brauchen! Ich möcht' euch aber ersuchen mir die Reiser auflegen zu helfen. Mein Rücken ist alt und krümmt sich nicht mehr so leicht. Helft mir, lieber Herr! Ist ja auch ein gutes Werk."

Ich griff an und schob ihr die Last auf den Rücken.

Nachdem sie dieselbe bequem aufgeladen, wollte sie mit einem „Vergelt's Gott!" fort, ich gab ihr aber das Kleingeld, welches ich ihr ohnedem bestimmt, und so schied sie doppelt zufrieden.

Ein Holzhacker, der zugeschaut, gesellte sich nun zu mir.

„Herr!" sprach er, „das ist recht, daß ihr der gebt, der kann man es vergönnen, auch wenn man es selbst nöthig hätte. Das sind arme Leute und brave Leute. Freilich stehen sie schwarz im Buche; Protokoll heißt man's ja, wo die Sünden von jedem aufgeschrieben werden, aber trotz dem Protokoll sind sie rechtschaffen, rechtschaffner als die Bauern oft mit hundert Jauch. Thät's nicht sagen, allein ihr schenket ihnen was, und da wär's übel, wenn sie jemand bei euch verschwärzen würde."

„Ich weiß," entgegnete ich, „weder im Guten noch im Bösen etwas von ihnen. Schon lang hätt' ich gern etwas erfragt, und wenn ihr mir was mittheilen wollt, soll's mir auf eine halbe Bier nicht ankommen. Gehen wir dort in den Garten von Büchsenhausen, das Schloß schützt uns vor dem Wind."

„Ein Halbele!" schmunzelte er, „das tragt's mir an Werktagen nicht, aber ich will mir's verdienen. Kommt den nächsten Weg!"

Auf einem Felsensteig und quer durch den Anger erreichten wir die Planken, sprangen darüber und setzten uns an

den nächsten freien Tisch. Während die Kellnerin zwei Krüge füllte, stopfte er sich das Pfeifchen und begann wie Aeneas sein Epos, indem er mich mitten in die Sache führte und eigentlich von hinten anfing.

Die Geschichte ist im Grunde genommen ziemlich einfach, sie schildert die Liebe und Treue zweier ehrlichen Leute, welche nie den Boden der Sittlichkeit verließen und, auf ein reines Leben voll Leiden zurückblickend, sich mit der Hoffnung eines schönern Jenseits trösten, jedoch auch abgesehen davon den herrlichsten Lohn in ihrem Bewußtsein tragen.

Nachdem ich einmal einen Faden gefunden, war es mir leicht, auch noch andere zur Ergänzung des Gewebes zu entdecken und dieses in der Art zu vervollständigen, wie ich es jetzt vor dem Leser ausbreite. Zunächst will ich ihm den Ausdruck erklären, der auch mich, obwohl ich gar vielfältig mit dem Volk verkehre, als ungewohnt befremdete: „Vor der Messe zum Opfer gehen!" Es bedeutet: Ein Paar lebt schon vor der Trauung im ehelichen Verhältniß.

Nun zur Sache.

Das uralte Dorf ** zählt wenig vermögliche Leute, dafür stellt es aber eine tüchtige Anzahl Rauharbeiter, welche nebenbei ein Häuschen und ein Stücklein Feld zum Anbau von Mais besitzen und daher, um sich durchzubringen, viel schwitzen müssen, ohne viel zu erwerben. Sever war der Sohn eines solchen Zimmermannes, der jedenfalls mehr Kinder in der Stube als Kühe im Stalle hatte und daher gezwungen war, ihre noch jungen Kräfte zum Unterhalt anzustrengen. Kaum war unser Sever der Schule entlaufen, so ging er schon vor sechs Uhr früh in die Stadt, wo er bei Mayrs Bauten vorläufig Mörtel zutrug. War sein Stammbaum nicht groß und berühmt, so war er doch makellos.

Anders bei Stanzl.

Ihre Mutter, ein armes Dienstmädchen, hatte das Unglück, einem Bürger zu gefallen, dessen Sarah längst zum alten Eisen gehörte, ihm jedoch schwerlich eine Hagar zugeführt hätte. Er lernte das Mädchen zufällig bei dem Metzger Norz kennen, wie sie gerade am Brunnen Kalbsfüße putzte, und wußte durch allerlei Umwege einzuleiten, daß sie für höhern Lohn in seinen Dienst trat. Er war ein Wachszieher, versah zahlreiche Kirchen mit Licht und verstand die Schlauheit gründlich, mit dem Rosenkranz in der Hand und einem Spruch des Thomas von Kempis im Mund weltliche, sehr weltliche Zwecke zu erreichen. Böse Zungen nannten ihn den Patriarchen. Nicht weil er ein so ehrwürdiges Alter erreicht hatte, sondern weil er wie jene Erzväter auch viele Weiber liebte und gar manches Büblein und Mägdelein auf der Straße im Gewissen sein nennen durfte. Das schadete aber nichts. Er galt dennoch als frommer und rechtschaffener Mann, vor dem man die Kappe lüftete: besuchte er doch fleißig die Kirche, ließ Messen lesen und war in allen heiligen Bruderschaften eingeschrieben. Etwas anderes ist es, wenn man verbotene Bücher, Göthe und Schiller liest, und manchem, der bereits bei lebendigem Leibe zu den Chören der Engel gerechnet wird, die Hochachtung weigert, die hier Brauch ist. Ja dann! dann zittere, Bösewicht! Satan schürt für dich schon den höllischen Ofen, und es gibt Betschwestern mit und ohne Hosen genug, dich mit ihren Zungen hineinzuwerfen und dort auf den Blättern liberaler Zeitungen zu rösten.

Stanzls Mutter war eine feste, dralle Dirne mit Holz an der Wand, eine Gestalt wie sie der Satan in die Phantasie frommer alter Wachszieher malt, um sie zu verführen. Sie

erlag denn auch richtig in den Armen unseres Heiligen ihrem Schicksale, bald empfand sie die Folgen ihrer Hingebung und vertraute ihm das Geheimniß. Er hatte in diesen Dingen Geschäftskenntniß und trug ihr an, sie nach Trient zu schicken, dort möge sie ihre Stunde abwarten, das Kind werde man bei einer wälschen Frau ausstatten, und kein Mensch solle davon hören. „Thust du das," fügte er bei, „und beichtest zu Trient alles, dann kannst du bei der Frohnleichnamsprozession wieder das Kränzchen tragen und gar leicht findet sich einer, der mit dir hochzeitet."

Sie war über die bodenlose Niederträchtigkeit des Heuchlers anfangs aus der Fassung gerathen und glotzte ihn staunend an, endlich fand sie Worte und überschüttete ihn mit einer Fluth von Schimpf, daß ihm Sehen und Hören verging. Sie erklärte ihm rundweg, daß sie ihr Kind in Wälschland nicht aussetzen und lieber alle Schande tragen wolle. Tag und Nacht werde sie dafür arbeiten, und wenn er nicht seinen Theil als Vater dareinzahle, so — — sie schwieg zornig und wendete sich gegen die Thüre, hinter der des Wachslers Sarah Strümpfe für eine chinesische Mission strickte.

Wie Borsten des Igels bäumten sich seine Haare, er keuchte vor Angst und schwor hoch und theuer alles zu thun, was sie verlange, nur solle sie ihm mit solchen Drohungen nicht mehr heiß machen.

Sie sorgte dafür, daß er Wort hielt, und verrieth ihn, weil er es hielt, nicht. Nach wenigen Jahren ergriff ihn jedoch die Herzwassersucht, er starb und machte im Testament eine große Anzahl frommer Stiftungen; an die Sprossen seiner sinnlichen Lust dachte er jedoch nicht, er überließ sie ganz einfach Gott Vater.

Stanzls Mutter schrie und lärmte, aber was half es? Sie hatte den Prozeß verspielt, ohne ihn angefangen zu haben, und mußte zufrieden sein, daß sie von den Erben des frommen Mannes nicht als Verleumderin mißhandelt wurde. Gott hab ihn selig!

Stanzl wuchs auf in Noth und Elend: ihre Mutter brachte sie bei einem Bauern auf dem Pütrichhof unter, der sie für die blutigen Kreuzer des Lohnes, den jene als Magd verdiente, in Kost und Pflege nahm und ihr endlich beides, wie er sagte, aus christlicher Nächstenliebe umsonst gab, jedoch bald eine Dirne ersparte, weil sie sich rasch an die Arbeit gewöhnte. Sie war freilich, wie man in Tirol derb, aber wahr sagt, der Fußfetzen, an welchem jeder die kothigen Stiefel rieb, lernte dafür aber auch sich wehren und die Welt ohne Vorurtheil und ohne Liebe betrachten. Liebe! Der Bauer drückt sich in natürlichen Dingen sehr unumwunden oder vielmehr roh aus: so erfuhr sie denn schnell über ihre Abstammung und Lage mehr als nöthig und mußte als Vorwurf dulden, woran sie nicht schuld war.

Liebe! nur an Einen dachte sie mit Wärme, es war Sever. Dieser hatte in der Schule das arme Ding mit wuchtigen Faustschlägen vertheidigt, wenn es einer zu höhnen wagte, und als der Bube des Bauern, bei dem sie wohnte, ihr die Thränen ins Auge trieb, weil er sie einen ledigen Balg gescholten, schüttelte er ihn bei den Ohren, daß er blökte wie ein Schöps. Aber Sever war schon lang fort in die Fremde, um sich dort im Handwerk zu vervollkommnen.

So wurde sie sechzehn Jahr alt und schöner als die ehelichen Töchterlein der Gemeinde, — auch braver. Die Sünde der Eltern war nicht ihr Blut, kein unlauterer Tropfen hatte sich

demselben beigemischt, und so war ihre Sittlichkeit nicht angelernt, sondern eine Gabe des Himmels, eine Anlage der Natur.

Aber auch der Sohn des Bauern, Jonas Oechsling, war herangewachsen und in das achtzehnte Jahr getreten. Er begann allmählich ihr nachzuschleichen; sie wich ihm nicht aus, weil sie nichts von seinen schlechten Absichten ahnte, suchte ihn aber noch weniger. Endlich stieg er zu ihrem Fenster empor. Sie wollte sich gerade auskleiden. Als sie sein dummes Gesicht durch die Stäbe lächeln sah, löschte sie rasch das Licht, ergriff den Hafen mit Seifenwasser, womit sie sich waschen wollte, und rief ihm zu, er solle augenblicklich verschwinden. — Er gehorchte nicht, sondern rüttelte an den Stäben, um sich durchzuzwängen. Nun trat sie hinzu; draußen war Mondlicht, sie konnte daher alles genau bemerken, aber er nichts im dunklen Raum des Zimmers; — erst wollte sie den Hafen an seiner Stirne zerschmettern, besann sich jedoch rasch, stürzte ihn über seinen Kopf und setzte ihm denselben wie einen Hut auf. Das Gefäß sank ihm bis zu den Schultern, er taumelte schreiend zurück, ein Kamerad, den er zur Unterstützung mitgebracht, mußte ihn befreien. Die Geschichte wurde bekannt, Jonas hieß von jetzt an der „Gekrönte" und hatte viel auszustehen. Er schwur sich, daß Stanzl zur Rache für den Frevel ihm gehören müsse, dann wolle er davon auf der Straße und im Wirthshaus erzählen; wer zuletzt lache, lache am besten!

Er vermied es, ihr zu begegnen, um sie desto sicherer überraschen zu können. Lang lauerte er vergeblich, endlich traf er sie allein im Tennen, wo sie Strohbündel zum Häckselschneiden drehte.

„Eh!" grinste er, „du hast es mir letzthin schön gemacht, jetzt könnten wir abrechnen."

Stanzl schaute schnell um, ob ihr niemand zur Hilfe sei, denn sie erwartete von dem rohen Burschen das Niederträchtigste; — sie war ganz auf die eigne Kraft gestellt.

Entschlossen blickte sie ihn an.

Er wollte sich nähern. „Wenn du Häcksel schneiden willst," sagte sie, „so hast du hier Vorrath, ich gehe dann auf das Feld."

„Häcksel! da müßt' ich Stroh im Kopf haben," lachte er, „abrechnen will ich mit dir!"

„Wir haben nichts auf der Kreide, du hast von mir nach Verdienst abgekriegt."

„Spotten willst du noch? Du bist ja doch nur ein lediger Fratz und gehörst drum der ledigen Lieb'!" rief er höhnisch, schlang den Arm um ihre Hüfte und wollte sie auf das Heu werfen; ihre Kraft, der Segen fleißiger Arbeit, war ihm jedoch weit überlegen, sie packte zornig mit der Linken seine beiden Hände, hielt sie wie in einem Schraubstock umspannt und bearbeitete ihm mit der Rechten beide Wangen so derb, daß es weithin klatschte und er wie ein Schulbube trippelnd und in die Höhe hüpfend durch das ganze Haus brüllte.

Der Alte kam gelaufen. Stanzl ließ Jonas los, dieser stürzte heulend zu seinem Vater und schrie: „Geschlagen hat sie mich, geschlagen!"

Um die Lippen des Mädchens kräuselte sich trotzig ein verächtliches Lächeln.

„Geschlagen," rief sie, „ja geschlagen! Hättest du den Buben gezüchtigt, brauchten es andere Leute nicht zu thun. Ich kann dir nicht erzählen, warum? — dunkles Roth flog über ihre Wangen — mag er es selber thun, der Schandkerl, du

gibst mir noch heute meinen Lohn, den wir jüngst ausgemacht, und ich zieh' zur Stunde ab." Sie kehrte beiden den Rücken.

Ein Nachbar, der ihre Leistungen zu schätzen wußte, und dessen Anträge sie nur abgelehnt, weil sie, obwohl eigentlich jeder Grund fehlte, einige Rücksicht auf ihren bisherigen Brotherrn nehmen wollte, dingte sie sogleich für guten Lohn. Oechsling verweigerte in der Voraussicht, daß die gewöhnliche Bauernlogik nicht anschlagen werde, den Lohn, — ja, nicht einmal ihre Sachen wollte er ausfolgen, es seien ohnehin nur Geschenke von ihm. Sie wendete sich an den Pfarrer. Dieser bedeutete dem Bauern, er solle allsogleich den Liedlohn zahlen und die Habseligkeiten Stanzls abliefern, sonst könne Jonas noch im Zuchthaus studiren, was ihm mit einem ordentlichen Fünfundzwanziger als Trinkgeld nicht schaden thäte für seine Lumpereien.

So trat Stanzl in neue Verhältnisse, und Jonas hatte das Nachschauen, mochte es ihm lieb oder leid sein. Er war jedoch eine jener klotzigen Dorfnaturen, in denen der Haß mit jedem Tag des Lebens mehr einrostet und verhärtet, oder, sollen wir vielleicht sagen, die Liebe! Bisher hatte er Stanzl so ziemlich als eine Leibeigene seines Hauses betrachtet, er glaubte auf sie ungefähr das Recht zu haben wie auf eine Kuh im Stalle — doch jetzt! —

Jetzt stand sie ihm frei und gleichberechtigt gegenüber.

Er mußte sie, mochte er sich auch gegen dieses Gefühl sträuben, achten, mehr als die andern Bauernmädchen, die mit ihm, dem künftigen Erben des prächtigen Pütrichhofes, eben nicht spröde thaten. Er mußte sie achten — — wäre sie nur kein lediges Kind gewesen, ja dann vielleicht — — aber so! —

Er konnte trotzdem den Gedanken an sie nicht los werden, und ging zu oft an dem Hause des Nachbars vorbei, als daß

es nicht aufgefallen wäre. Einmal hörte er über den Zaun vom Knecht das Schnadahüpfel:

„Das Oechsl muß gean,
Wo man's hinführt am Strick,
Und der Oechsling, der hängt gar
An der Stanzl ihr'm Blick!"

Er ballte die Faust; seit ihn jedoch das Mädchen so gezüchtigt, war er etwas kleinlaut geworden und schlich ohne etwas zu entgegnen heim.

* * *

Frohnleichnam nahte. Auf dem Land ist dieser Tag ein wahres Fest, welches alle Lebensalter und Stände vereinigt, es ist aber vorzüglich ein Fest der Jugend, die es im schönen Schmuck der Frühlingskränze feiert. Da klimmt der lustige Schütz vorher auf das Joch; er pflückt Steinprimeln und Eisglöckchen, um sie seinem Diendl zu bringen; sie lugt schon etliche Wochen früher durch alle Gartenthüren, die schönsten Nelken, den üppigsten Rosmarin zu erspähen, zu einem Sträußchen, daß der Bub' an der Brust trägt. Da fängt manche Liebe an, die mit einer Ehe schließt, und so freuen sich beim Frohnleichnamstag die Alten ebenso sehr der Gegenwart, welche schöne und starke Kinder vertreten, als der Erinnerung an jene Tage, wo sie auch jung waren und sich putzten.

Darum gibt es für ein gefallenes Mädchen kein größeres Leid, als ausgeschlossen zu sein vom Festzuge, welcher durch die Gassen und Felder wallt, und könnten Thränen ein verwelktes Kränzlein auffrischen, so wäre dies Wunder gewiß wie an Aarons Stabe schon geschehen.

Am Vorabend von Frohnleichnam ging Jonas zwischen den Beeten seines Gartens hin und her, musterte die Blumen

und dachte wohl manchmal: „Wär' sie noch da, müßt' sie mir den Strauß binden und dürfte selbst das schönste für sich zum Kranze wählen. Aber recht geschieht ihr, ganz recht und noch einmal recht.“ Sein Gesicht verfinsterte sich zusehends wie die Wolken ober der Frauhitt und der Donner, der droben zu rollen begann, fand lebhaften Widerhall in seinem Unmuthe.

Und Stanzl? die dachte nicht an ihn. Sie war in ihrer Stube, sorgsam plättete sie jedes Fältchen des weißen Gewandes, hie und da schweifte ihr Blick zu den Rosenknospen, welche in einer Schale mit Wasser lagen und morgen in ihrem Kranze prangen sollten. Der Herr Pfarrer hatte ihr eine hohe Ehre zugedacht, sie sollte mit drei braven Mädchen die Madonna tragen, welche, die Augen demüthig gesenkt, die Hände gefaltet, die Mondsichel zu Füßen, gegen die vergebens eine Schlange zischelt, in der Kirche stand.

Das Krachen der Böller kündigte den hohen Tag an. Im Dorf waren Altäre aufgerichtet, Kinder streuten grüne Zweige und allerlei Blumen, wo das Sanktissimum einkehren sollte. Die Glocken begannen zu läuten, erst eine, dann alle im Chor, weit auf flogen die Kirchthore, und der Priester, die funkelnde Monstranz in der Hand, schritt würdevoll heraus. Vier Greise trugen den purpurnen Thronhimmel, von welchem schwere Quasten niederhingen. Dann folgten paarweise die Honoratioren, darauf die Schützen mit den Klängen des berühmten Marsches, die so schrecklich sind, daß 1809 ein Bataillon Franzosen davor durchgebrannt sein soll; dann die Männer mit den langen Röcken, Rosenkränze zwischen den Fingern, endlich die Mädchen, — wie schön war Stanzl!

Ah! murmelte Jonas, der mit einigen Strolchen über die Kirchhofmauer spähte, als er sie erblickte. Ah! wieder-

holte er noch einmal und spürte die Fäuste eines Kameraden zwischen den Rippen, der ihn so zu schweigen zwang. „Ah!“ spöttelte dieser, „deine Magd trägt mit den besten Bauernmädchen die Mutter Gottes, das ist eine Ehre auf all die Unehre, welche du ihr angethan. Schau nur, dir gönnt sie keinen Blick mehr!“ Dennoch hatte ihn ihr Auge gestreift, ein leichter Schatten flog über ihre Stirne, flüchtiges Roth färbte die Wangen.

Er biß in die Lippe. Es war wirklich so, der Pfarrer hatte das ledige Mädchen den besten gleichgestellt und sie dadurch so erhoben, daß es fast einer Legitimation gleich galt. Es war wirklich so!

Er hatte geglaubt, auf Stanzl ein Recht zu haben, wie auf eine Sache und sie darnach angefaßt; sie lehrte ihn handgreiflich, daß nur sie selbst über sich zu verfügen habe; die Haltung des Pfarrers und der Gemeinde bewiesen ihm, daß auch andere sie als vollberechtigt und ebenbürtig ansahen. Er würde also dem Bauernhochmuth nichts vergeben, wenn er ihr die Hand böte. Fast verwünschte er seine Frechheit, eine Art Reue beschlich sein rohes Gemüth — bei einer Wendung des Zuges stand sie ihm gegenüber, und er mußte hören, wie ein Bursch nebenan flüsterte: „Die Stanzl ist halt die schönste in ganz **.“ Doch empfand er dumpf, daß hier kein Ausgleich mehr möglich sei, der Stolz des Erben vom Pütrichhofe, und der Trotz des Mannes, der sich von ihr gebändigt sah, wie er es nie verzeihen durfte, erwachte in ihm. Finster drückte er den Hut in die Stirn und verließ den Platz. Etliche Gläser Liqueur, denn gemeinen Schnaps trank er nicht, um auch dadurch zu zeigen, wer er sei, stellten seine gute Laune wieder

her, um so mehr, da sich auch Schmeichler, die nicht zahlen wollten, einfanden und ihn priesen über das grüne Kraut.

„Ja," meinte einer, „für dich sind halt die Bauernmädeln eben gut genug zum Abschmutzen, du holst eine Frau aus der Stadt, vielleicht gar ein adeliges Fräulein aus dem Eisburgschlößl nebenan, verdienst's auch!"

Eine neue Flasche wurde entkorkt.

Werfen wir auch noch in Stanzls Seele einen Blick. So lang sie auf dem Pütrichhofe war, hatte sie in Jonas nie etwas anderes gesehen als den Sohn ihres Dienstherrn, vielleicht daß sie einmal, wenn sie sich mit der Zukunft beschäftigte, auch daran dachte, er könne nach dem Tode des Alten ihr Gebieter werden. Seine Untugenden und losen Streiche kümmerten sie nicht, es war Sache des Vaters, ihn zu erziehen, ihr Verhältniß zum Hause faßte sie allmählich nur mehr vom Gesichtspunkte eines Vertrages, das bezeichnet die Erlebnisse eines so jungen Gemüthes mehr als hinlänglich. Hätte er der Verlassenen, welche nach dem Tode der Mutter niemand besaß, auch nur ihre Klagen anzuhören, wenn seine Rohheit sie tiefinnerst verwundete, einige Theilnahme gezeigt, vielleicht wäre aus der Dankbarkeit die Liebe entsprungen, so jedoch lernte sie ihn, sobald er sich mit ihr zu beschäftigen begann, als einen gemeinen Feind kennen, niedrig genug, ihr auch noch das zu rauben, was ihr allein Halt und Selbstbewußtsein verlieh. Als sie den Pütrichhof verlassen, entging es ihr nicht, daß er ihre Nähe suche. Ohne darnach zu fragen, ob ihn jetzt vielleicht edlere Absichten leiteten, fühlte sie sich fast verletzt. Gleichgültigkeit, ja sogar Haß kann am Gluthauch der Liebe schmelzen — aber Verachtung — darüber hinaus gibt es nichts mehr. Vielleicht hält es manche Leserin für ein lächerliches Paradoxon,

wenn wir behaupten, sie hätte sich eher mit ihm ausgesöhnt und seine Hand genommen, wär' es seiner Ueberkraft gelungen, sie zu bewältigen, als jetzt, wo sie ihn wie einen Knaben, der verbotene Trauben naschen will, gezüchtigt. Diese Szene schied sie unter jeder Voraussetzung von ihm, würde sie von ihm geschieden haben, selbst wenn sich bereits in ihrer Brust Liebe für ihn geregt.

* * *

So verging der Sommer. Im Spätherbst kehrte Sever, der beim Bau der Festung in Ingolstadt mitgewirkt, wieder zurück. Sie sah ihn ebenso zufällig in der Kirche als er sie, beide waren sich fast fremd geworden und kümmerten sich nicht weiter um einander. Wahrscheinlich sagte sich jedes im Stillen, er oder sie hat mich gar nicht mehr erkannt, ist doch zu viel Zeit seit dem letzten Beisammensein verstrichen.

Da ließ Stanzls Dienstherr eine Stallmauer, die einzufallen drohte, abbrechen und neu aufführen. Die Arbeit wurde Sever, der sich eines guten Rufes erfreute, übertragen, und so führte ihn denn der Zufall mit Stanzl zusammen. Sie plauderten, sie blickten sich an, er mochte an der saubern Dirne, sie an dem wackern Burschen, der stets voll guter Laune mit Mörtel und Kelle hantirte, Gefallen finden, alte kindliche Erinnerungen erwachten und wurden wohl auch im Gespräch berührt. So wurden sie vertraut, ohne daß ein ausgesprochenes Verhältniß sich gebildet hätte.

Zu Martini feierten Maurer und Zimmerleute, deren Arbeit der Winter einstellte, ein kleines Fest. Weib oder Geliebte — jeder brachte mit, was er hatte, und wer auch kein Band geknüpft, durfte ein Mädchen einladen, damit es nicht an Tänzerinnen fehlte. Sever, der sein Herz weder in der

Fremde zurückgelassen, noch in Tirol verloren hatte, dachte an Stanzl fast mit dem Gefühle des Mitleids, denn er wußte, daß sie bisher zwar sehr viel gearbeitet, aber wenig Vergnügen genossen habe. Sie nahm seine Einladung mit aufrichtiger Freude an, wollte sie doch auch einmal hören, ob die **er außer der Kirchenmusik und dem berühmten Marsche zum Tanz aufspielen könnten. Ihr Dienstherr, bei dem sie Sever bescheiden ausbat, hatte nichts einzuwenden; „wird was draus," meinte er, „so ist es ja ganz recht, beide sind gesund und arbeitsam und zum übrigen mag Gott helfen."

So gingen sie denn Sonntags mit Einbruch der Dämmerung zum Wirth. Allmählich wurde auch hier die uralte Geschichte neu, über das „wie" habe ich nichts erfahren, was die Neugierde reizen könnte, und so nehmen wir für diese Nacht von beiden Abschied, wo er an der Hausthür dem verschämten Mädchen ein Bussel raubte.

Tags darauf paßte er hinter dem Zaun, bis sie in den Stadel gehe, Heu für das Vieh zu holen. Durch ein Astloch erblickte er sie und rief ihr. Sie näherte sich erröthend, und so machten sie es wie Pyramus und Thisbe, aber glücklicher als diese, mit der Hochzeit richtig. Sie sollte nach drei Jahren — bei unseren Arbeitern geht das nicht so Knall und Fall — gefeiert werden, bis dahin hoffte er sich zu dem wenigen, was er besaß, etwas zu ersparen, und sie an Feierabenden eine kleine Ausstattung fertig zu kriegen.

Sever, der in jeder Beziehung ehrenhaft dachte, wollte das Mädchen nicht ins Gerede bringen und ging, anstatt die Liebschaft durch das Astloch fortzusetzen, alsogleich zum Bauer, dem er seine Angelegenheit kurz und bündig vortrug.

„Gedacht hab' ich mirs," antwortete dieser, „aber nicht

davon geredt. Das Mädchen hat keine Eltern, und so kommt es mir zu, sie als christlicher Hausvater in Acht zu nehmen. Ich widerspreche nicht, obwohl ich meine beste Magd verliere, denn ihr paßt ja ganz gut zu rechtschaffenen Eheleuten. Auch mit den drei Jahren bin ich einverstanden, ich werd' es bei der Gemeinde befürworten, und dann mag der Böller krachen. Du bist übrigens gescheid genug, um zu begreifen, daß ich weder eine Lallerei, noch eine Lapperei gern sehe. Magst also am Feierabend auf meinen Hof kommen und bei Stanzl sein; dann aber gehst zur rechten Zeit heim, und sie arbeitet und du arbeitest die Woche durch, wie es sich für fromme Leute schickt. So steht in einer Legende, haben es der heilige Joseph und die Mutter Gottes in ihrer Brautschaft auch gemacht und hat sie keine schlechte Nachrede troffen, und sind doch die Juden weit ärger gewesen als die **er."

Sever war es zufrieden, aber Jonas nicht.

Dieser ergrimmte heftig, daß nun der Rauharbeiter Stanzl haben solle, die den Erben des Pütrichhofes zurückgestoßen; Neid mischte sich zur Eifersucht oder überwog diese, er hatte so ungefähr die Empfindung, als wäre er auf dem Viehmarkt, feilschte um ein prächtiges Rind, ein anderer käme ihm zuvor und führte es mit einem kleinen Zuschlag vor seiner Nase weg.

Auf ihre Entscheidung kam es nicht an, sie war in seinen Augen wieder Sache, und Sever sollte es büßen, daß er den Vorkauf gewagt.

Für jetzt ließ er alles auf sich beruhen, nahte doch der Frühling, wo jener wieder nach Ingolstadt als Maurer wandern sollte.

Im Herbst versuchte er es dem Dienstherrn Stanzls ge-

genüber mit spitzen Reden, wurde jedoch so derb abgefertigt, daß er sich ferne hielt. Die Brautleute benahmen sich überall so anständig, daß sie eher für Geschwister gelten mochten, und vermieden auf diese Art jede üble Nachrede, ja man sprach kaum von beiden. So wurde die Aufmerksamkeit des Pütrichsohnes, der sich einem wüsten, ausschweifenden Leben ergab, ziemlich abgelenkt, er schien Stanzl, die ohnehin sehr selten und nur im Vorüberstreifen mit ihm zusammentraf, fast vergessen zu haben.

Da nahte der letzte Herbst. Sever gab sein Gesuch um die Heirathsbewilligung ein, und nun erst wurden die Zungen entfesselt. Man erinnerte sich des „Gekrönten" wieder, Jonas wurde von allen Seiten geneckt, er mußte sich sogar, als er Zoten riß, von einem Bauern im Wirthshause sagen lassen: „Wie wohl thät's dir, du Lump, wenn dich die Stanzl gemögt hätt'. Was du seitdem Geld verputzt hast, ist mehr als das Heirathsgut der reichsten Bauerndirne, und das hätt' sie dir durch ihre Sparsamkeit erhalten. Zieh' du überhaupt kein braves Mädel wie Stanzl in deinem unflätigen Maul herum, oder wir schlagen dir drauf." Jonas mußte schweigen, aber sein Herz schwoll von Gift.

Er ging bei Seite, bezahlte die Zeche und humpelte schwerfällig fort. In der engen Gasse, welche zur Kirche emporführt, erblickte er eine kleine Strecke Weges vor sich Sever, wie er schleunig vorwärts schritt. Da er nicht wagen durfte, ihn anzugreifen, wollte er ihn wenigstens verhöhnen, das könne der arme Rauharbeiter dem großmächtigen Dorfmagnaten nicht verbieten. Jener hatte bereits das Gitter erreicht, welches den Friedhof abschloß und ein kleines Plätzchen begrenzt, wo sich vor und nach dem Gottesdienste die Burschen gruppi-

ren, theils plaudernd, theils die Mädchen erwartend. Dieser Platz schien Jonas der geeignetste. Er sang:

„Schaut Sever nur und Stanzl an,
Juchhe!
Die Bettler wöll'n Hochzeit han,
Juchhe!
Sie laden ein den Floh, die Laus,
Juchhe!
Und kaufen sich ein Schneckenhaus,
Juchhe!

Sever hatte ihn beim ersten Laut erkannt, änderte jedoch seinen Schritt nicht, sah auch nicht um, weil er es nicht der Mühe werth hielt, mit dem Burschen anzubandeln. Das ermuthigte Jonas noch mehr und er kreischte sein Schandliedl so laut, daß einer der Bursche rief: „Sever, leid'st das?"

Dieser kehrte sich um und maß Jonas mit einem finstern Blick. „Ob ich es leide?" wandte er sich an die Burschen, „wär' es nicht eine Schmach, wenn ich den Saububen bei den Wascheln kriegen wollt', den schon mein Mädel geschüttelt hat?"

Lautes Gelächter erschallte. Jonas hatte verspielt und drückte sich verblüfft davon. In einer Winkelkneipe erwarteten ihn seine Saufbrüder, dort erzählte er, was ihm widerfahren, und forderte sie auf, ihm zur Rache behilflich zu sein, da er ihnen bereits mit mancher Halbe die Gurgel gewaschen.

„Wahr ist's!" schrie einer aus dem Chor, „schämen müssen wir uns insgesammt, aber wart', heut' passen wir dem Sever auf, wenn er von der Stanzl geht, und prügeln ihn, daß er drei Wochen ins Spital muß. Dann aber gehen wir ins Wirthshaus, und Jonas wichst uns dafür Punsch auf."

„So viel ihr mögt!" schrie dieser im Vorgenuß der Rache, der lang ersehnten Rache.

Sie wußten genau die Stunde, wo Sever gewöhnlich von Stanzl Abschied nahm. Etwa hundert Schritte vom Haus des Bauern legten sie sich an einem Zaun auf die Lauer, das Dunkel der mondlosen Nacht verhüllte sie völlig. Nichts arges vermuthend, schritt Sever vorüber. Da sprang Jonas auf und sang:

„Schaut Sever nur und Stanzl an,
Juchhe!“

Sever ergrimmte. „Wart' du Hundsfott,“ schrie er, „diesesmal will ich dich züchtigen!“

Lautes Hohngelächter antwortete, überall stürzten die Buben hervor und fielen ihn an. Er riß einen Zaunstecken los und schlug sich vertheidigend blindlings zu.

Ein gellender Schrei ertönte, Sever sprang rasch über den Zaun und enteilte.

Am nächsten Morgen erfuhr er, man habe Jonas mit zerschmettertem Schienbein heimgetragen, der alte Oechsling sei bereits zu Gericht. Sever sah die Sache sehr ruhig an, er wußte, daß Selbstvertheidigung erlaubt sei und getraute sich einen Eid abzulegen, er habe nicht beabsichtigt, Jonas so schwer zu schädigen. Bald wurde ihm die Vorladung gebracht. Wie staunte er, als die Klage dahin lautete, er habe seinem Gegner aufgelauert, ihn angefallen und zu Boden geschlagen. Nur dadurch sei dieser noch ärgerer Mißhandlung entrissen worden, daß jene Burschen herbeieilten und ihn über den Zaun versprengten. Sever mochte erwidern, was er wollte, alle Zeugen waren gegen ihn. Das ganze Dorf sprach zu seinen Gunsten, der üble Leumund der Ankläger verringerte den Werth ihrer Angaben, das rettete ihn nur vor dem Zuchthause, aber nicht vor einer Strafe, welche damals nicht selten über Rauf-

bolde verhängt wurde. Er ward auf vierzehn Jahre zum Militär abgestellt!

O goldene Träume der Zukunft, wohin entschwandet ihr! Hätte Sever beim Militär eintreten wollen, er würde, da Ersatzmänner sehr gesucht waren, eine Summe von mehr als tausend Gulden erhalten und nur acht Dienstjahre gehabt haben. So verlor er durch einen Bubenstreich die beste Zeit seines Lebens, konnte während derselben nichts ersparen und sah das schönste Ziel in unberechenbare Ferne gerückt. Wenn dem harten, vielgeplagten Mann bei diesem Urtheil die Thränen in die Augen schossen, so war es ebenso sehr das eigne Schicksal, das ihm dieselben auspreßte, als die Erinnerung an Stanzls Loos, für welches er sich gewissermaßen verantwortlich fühlte. Er fand sich im Gewissen verpflichtet, sie ihres Wortes zu entbinden, und ging, um dies zu thun, am letzten Abend, der ihm noch vergönnt war, — Tags darauf mußte er mit einem Transport nach Italien — schweren Herzens zu ihr. Sie hatte ausgeweint. „Lieber Herrgott!" — war, als sie das Unglück erfahren, ihr Nachtgebet, auf welches sie jedoch nicht wie gewöhnlich sanft einschlief, — „lieber Herrgott, warum hast du mir das gethan? Hab' ich nicht genug gelitten mein Leben lang? Aber ich will nicht klagen; was du mir bisher auferlegt, schlug mir ja zum Guten aus; nur gib mir Kraft, es zu leiden, gib mir vor allem Kraft zum letzten Abschied von Sever!"

Sie erwartete ihn vor der Kammerthüre und winkte ihm mit der Hand, zu folgen. Beklommen trat er ein. Auf dem Tische lag der Kranz aus künstlichen weißen Rosen, der sie bei der Hochzeit schmücken sollte, sie ergriff Severs Hand, beide blickten sich stumm und schmerzlich in die Augen, er wollte re-

den, vermochte aber kein Wort zu stammeln. Sie schien seine Gedanken zu errathen. „Komm," sagte sie, „wir wollen unser letztes Wort nicht hier sprechen," und ergriff den Kranz. Rasch, ohne umzuschauen, eilte sie zur Kirche, Sever schritt eilig nach. Der geweihte Raum war bereits dunkel, am Hochaltar glomm die ewige Lampe und warf ihren zitternden Schimmer durch die Halle, auf dem Seitenaltar stand das Bild der Himmelsjungfrau mit dem Sternendiadem, welches Stanzl beim Frohnleichnamsfeste im feierlichen Zuge getragen. An der Mauer ringsum hingen Votivtäfelchen, Wachsfiguren und Inschriften zum Danke für so manche Gnade, die das Volk hier zu erwerben glaubt.

Sie traten auf die Stufen des Altars. Stanzl hängte den Kranz auf und wendete sich dann zu Sever:

„Die Mutter Gottes mag ihn aufbehalten, bis du zurückkehrst und ihn mir ins Haar schlingst."

Sever preßte sie schluchzend an die Brust, drückte einen Kuß auf ihren Mund und eilte stumm fort. Sie kniete vor dem Gnadenbilde nieder, die Hände gefaltet, tief gebeugt betete sie inbrünstig, bis der Küster die Kirche schloß und sie sich entfernen mußte.

Jonas hatte übrigens durch seine Niederträchtigkeit nichts gewonnen, jeder ehrliche Mensch mied seinen Umgang; als er sich Sonntags zu andern Bauernburschen an den Wirthstisch setzen wollte, jagten ihn diese schimpflich davon. Er wurde wilder und ausgelassener von Tag zu Tag. Da starb sein Vater; nicht der Tod desselben, wohl aber das Erbe, welches er jetzt als eigen antrat, bewirkte eine Veränderung seines Benehmens. So wie er früher verschwenderisch gewesen, wurde er jetzt karg und geizig, kein Dienstbote wollte mehr bleiben, weil er die Laus um den Balg prelle. So herrschte auf dem

Pütrichhofe weder Zufriedenheit, noch Freude. Ans Heirathen dachte Jonas kaum; erst nehme man ein Weib ins Haus, dann komme ein Haufen Kinder nach, daß jeder Tisch dafür zu klein sei; Gott Vater möge diesen Segen behalten, ihm sei er zu kostbar.

Er konnte sich übrigens auch nicht beklagen, daß ihm die Mädchen nachsetzten, ihren Zumuthungen entrann er leicht mit seinem krummen Fuße — der blieb ihm als Andenken an Severs Schlag — nicht einmal die ärmste Dirne trug Sehnsucht nach ihm. Nur von einer alten Pfarrhäuserin erzählte man, sie habe ihn heirathen wollen. Weil ihr der Hochwürdige ein hübsches Säckchen Thaler hinterlassen, war Jonas nicht abgeneigt, sie zu nehmen. Sie konnten sich aber nicht verständigen, wer die Hochzeit ausrichten solle, und so zerschlug sich das Geschäft.

Stanzl sprach von ihrem Unglück mit keinem Menschen, still und gefaßt arbeitete sie wie früher; hätte sie sich um andere Leute gekümmert, wäre ihr vielleicht die allgemeine Achtung ein Trost gewesen. Zu jeder heiligen Zeit brachte der Briefbote ein Schreiben ihres Sever; er redete wenig von Lieb' und Treue, erkundigte sich aber genau, ob es ihr wohl gut gehe, und erzählte dann, wohin ihn der Marsch überall geführt, von Städten, Ländern und Flüssen. Nur einmal kam ein Brief, nachdem der andere kaum vierzehn Tage alt geworden. Er verkündete ihr kurz, der Major habe ihn zum Unterjäger ernannt.

So verfloß Stunde um Stunde, Tag um Tag, Woche um Woche, Monat um Monat, endlich waren die vierzehn Jahre voll. Es drohte Krieg, die Ausgedienten wurden nicht entlassen, und so mußte auch Sever noch ein Jahr aushalten,

es kam ihm länger vor als die vierzehn, die er bereits ertragen. — Die Stunde der Befreiung schlug auch ihm. Als er Gewehr und Bajonnet ablegte, dachte er nur an die Maurerkelle und den Hammer, die er jetzt führen werde, um nicht mehr zwangsweise kaiserliches Brot, sondern das eigene zu essen. Sorgfältig wickelte er den Abschied in Papier und steckte ihn in die Brusttasche. In eine abgetragene Montur gekleidet, den Zwilchsack auf dem Rücken machte er sich auf den Weg. Zu Botzen schrieb er an Stanzl und bezeichnete ihr Tag und Stunde seiner Ankunft. Als er hinter Steinach den wohlbekannten Grat des Joches, der ober ** hinzieht, erblickte, jauchzte er seit funfzehn Jahren zum erstenmal wieder auf und erschrak dabei fast über sich selbst. Hätte er nicht an Stanzl geschrieben, so wäre er trotz der Ermüdung die ganze Nacht marschirt, um sie zu überraschen. So blieb er in Steinach beim Wilden. Der nächste Tag war das Pfingstfest. Andächtig wohnte er in der Pfarre dem Hochamt und der Predigt bei, und machte sich, nachdem er ein mäßiges Frühstück genommen, auf den Weg. Ueberall blühten die Kirschbäume, die Lerchen sangen, als wäre es ihm zu Ehren, er steckte frohen Muthes ein grünes Zweiglein auf den Hut. Zu Schönberg hielt er Rast und aß Mittag. Erst um vier Uhr brach er auf, um nicht bei Tag anzukommen und so zudringlicher Neugier auszuweichen. An der Ecke, wo die Straße abwärts zieht, stand ein Kreuz zwischen zwei Zirbeln, die jetzt längst niedergeschlagen, zerhackt und auf dem Heerde verbrannt sind. Von dort erblickt man durch einen Ausschnitt des Waldes zuerst das Mittelgebirge und ** mit seiner alten Kirche. Sever hemmte den Schritt, sein Herz pochte heftig an die Rippen, ihm unbewußt schlich eine Thräne über die braune Wange. Er zog den Hut, faltete die Hände und, den Blick zum Kreuz erhoben,

dankte er inbrünstig, daß ihn der Herrgott aus so vielen Gefahren glücklich heimgeführt, und empfahl ihm seine Zukunft. Dann schritt er vorwärts.

In der Schupfen, einem Wirthshause etwa eine Stunde von Innsbruck, wollte er noch einkehren; etwa hundert Schritte, ehe er sie erreichte, kam ein Weibsbild bäuerlich gekleidet des Weges, er sah sie verwundert an — sie ihn —

Sever! Stanzl!

Nachdem sie sich von der ersten Ueberraschung erholt, betrachteten sie einander, in die Freude des Wiedersehens mischte sich Wehmuth, denn jedes trug vom andern ein schönes Bild in der Seele, das schöne, glänzende Bild der Jugend.

„Gelt', Stanzl," begann Sever mit der Hand über das dünne Haar an den Schläfen streichend, „ich bin älter geworden!"

„Ich auch nicht jünger," erwiderte sie treuherzig, „und wärst du hundert Jahr', wollt' ich dich immer an den Augen kennen!"

Er hatte freilich das vierzigste Jahr schon beträchtlich überschritten, sie war in dasselbe soeben eingetreten; ihr Gesicht hatte den Reiz der Jugend verloren, um Wangen und Lippen lagen Fältchen, fast so viel als an der reinlichen weißen Halskrause.

Sie vergaßen alles; die heilige Treue, die sie für einander trugen, sollte der Boden sein, wo die alte Liebe neue Blüten trieb — fort und fort bis ins graue Alter.

Ueberlassen wir sie den Gefühlen der Erinnerung und einer freudigen Gegenwart; auch ihre Gespräche in der Schupfen, wo Sever eine Halbe vom Bessern aufstellen ließ, und beim Heimweg haben wir überhört, nur des Planes für die Zukunft sei kurz gedacht.

Sever wollte sich zu ** bloß kurze Zeit aufhalten und dann schnell nach Schwaben, um dort als Maurer zu verdienen; nach seiner Rückkehr im Spätherbst war die Hochzeit angesetzt. Er hatte einiges Geld von früherer Zeit erspart, auch ihr Kasten barg einen alten Strumpf — dieser pflegt nämlich das Portefeuille armer Knechte und Mägde in Tirol zu sein, — einen alten Strumpf bis zur Ferse voll Zwanziger — etwa hundert Gulden, das konnte für den Anfang ausreichen. Vor seiner Abreise reichte Sever dem Gemeindeausschuß das Gesuch um Heirathsbewilligung ein, bis zu seiner Rückkehr konnte es erledigt sein, die Ausstattung lag ja schon von früherer Zeit fertig in Stanzls Kasten.

So war alles in schönster Ordnung, nur die Bewilligung des Gemeindeausschusses blieb aus.

Hier waren, seitdem Sever beim Militär diente, die alten Mitglieder, welche ihn gekannt und geachtet, ausgeschieden, und neue, zumeist reiche und wohlhabende gewählt worden. Sogar Jonas hatte, trotzdem, daß er überall als schofler Kerl galt, Zutritt erlangt, er wolle jetzt, sagte er, die Gemeinde wirthschaften lehren. Der neue Ausschuß machte es zur Hauptsorge, nach Kräften die Vermöglichen vor jeder Last zu schützen und ihre scheinbaren Vorrechte mit einem wahren Dorngehege zu umzäunen, so daß den Mittellosen selbst der Anspruch auf die uralten Menschenrechte beschränkt wurde. Da wurde gemurrt, daß man so viel zur Unterstützung armer Witwen und Waisen zahlen müsse; allsogleich beschloß man, keinem Arbeiter mehr die Heirath zu gestatten, wenn er nicht Grund und Boden besitze, und auch letztere Ausnahme wurde nur gemacht, weil die Regierung in diesem Fall als höhere Instanz stets gegen die Gemeinde entschieden hätte.

Es kommt mir nicht leicht etwas so komisch vor, als die

Einbildung unerfahrener Städter, die vom idyllischen Zustande im Dorf schwärmen, als wäre hier nur Unschuld, Frieden, Tugend und Kraft zu sehen. Was die Unschuld betrifft, so wolle man die Taufregister nachschlagen; bezüglich des Friedens weiß jeder Advokat Auskunft zu geben; was die Tugend anbelangt, muß man erst die Kriminalstatistik Lügen strafen, und die Kraft — da geben die Bauern Aerzten und Apothekern ziemlich viel zu verdienen.

Man entschlage sich aller unreifen Ansichten und halte an dem einen fest: Die Menschen sind überall Menschen, wenn auch Beschaffenheit und Charaktere von den Verhältnissen, in welchen sie wachsen und leben, abhängig sind. Insbesondere hört die Gemüthlichkeit der Bauern beim Geldbeutel sogleich auf, und man hat wohl kein Recht, unsere Zeit als die vorzüglich materielle zu schelten und dabei sehnsüchtige Blicke auf die Vergangenheit zu werfen, wo sogenannte konservative Stände den Ton angaben. Du lieber Gott! als ob der Egoismus mit der Dampfmaschine auf die Welt gekommen wäre! Jene Stände jammern eben nur, weil ihrem Egoismus der Egoismus aller entgegentritt und sie geschehenes nicht ungeschehen machen können. So ist oft gerade den sogenannten geschichtlichen Mächten die Geschichte am unbequemsten — wenn sie wieder ein Stückchen Menschenrecht verwirklicht.

Darum weg mit aller falschen Romantik, nimm die Dinge überall wie sie sind, und glaube ja nicht, daß sich die natürlichen Voraussetzungen des menschlichen Daseins und somit das Wesen desselben deinen Träumen zu lieb ändere. Daher erlauben wir uns, den fanatischen Dorfgeschichtlern gegenüber zu sagen, daß uns der Bürgerstand auf einer weit höheren Stufe zu stehen scheint, wir halten ihn für ein bedeutsameres Glied in der Kette menschlicher Entwickelung und glauben, daß ein

Fortschritt zum Bessern vorzüglich durch ihn möglich wird und bis jetzt angebahnt wurde. Kehren wir nach diesem Ausfluge, welcher uns die drohenden Wolken über dem Haupte unseres Brautpaares am fernen Horizonte gezeigt, wieder nach ** zurück.

Stanzl hatte, um nicht üble Nachrede aufzurühren, im Lauf des Sommers sich nie um das Loos des Gesuches beim Gemeindeausschuß gekümmert; hätte sie das höhnische Gesicht des Jonas bemerkt, wenn er ihr zufällig begegnete, sie würde es leicht errathen haben. Nach Kirchweih kam Sever aus Schwaben, er zeigte ihr die ersparten Thaler, welche in der Zeit des Papiergeldes doppelten Werth hatten, voll Freude, und verabredete mit ihr noch einiges. Am nächsten Morgen begab er sich zum Gemeindevorsteher, — sollen wir den Schmerz des Armen schildern, als er den abschläglichen Bescheid erhielt, einen Bescheid, der ihm auch für die Zukunft, wenn er nicht auf die Hülfe eines außerordentlichen Zufalls rechnete, die Ehe unmöglich machte. Was half es ihm, daß er auf seine gesunden Arme, auf die Erwerbfähigkeit Stanzls, auf das ersparte kleine Kapital verwies! Das überzeugte die Engherzigkeit der Geldprotzen im Ausschuß, wo Jonas schürte, nicht im mindesten. Freilich half sich mancher dadurch, daß er mit der Erkorenen in wilder Ehe lebte, wo sodann die kurzsichtige Gemeinde unversehens die Sprößlinge erhalten mußte, bis endlich mit Ingrimm die langersehnte Heirathsbewilligung ertheilt ward; diesen Ausweg hätte Sever nie betreten, nicht einmal die leiseste Versuchung empfand er dazu.

Stanzl hörte weinend die Unglücksbotschaft; hatte sie ihn einst in der Kirche aufgerichtet, als er vor dem Abmarsch zum Militär verzagen wollte, so war es jetzt seine ruhige männliche Fassung, die ihr zur Stütze diente. „Aushalten! liebe Stanzl," sagte er schmerzlich bewegt, „aushalten muß unsere Parole

sein, der Herr weiß Grund und Ursache zu allen Dingen; hat er uns so weit geführt, wird er uns auch jetzt nicht verlassen."

Aushalten! sie blieben bei ihrer Parole, die Treue, welche sie sich gegenseitig bewahrten, lieh ihrem Bewußtsein die heilige Weihe eines Sakramentes und erfüllte sie in trüben Tagen mit einer Art Beruhigung.

Eine alte Freundin rieth Stanzl, in die Lotterie zu setzen, diese trügerische Zuflucht der Verzweifelnden, denen durch ein Hazardspiel manchmal der letzte Bissen vom Mund, das letzte Kleid vom Leibe geschwindelt wird. Sie wies es zurück, nicht weil sie an der möglichen Wirksamkeit dieses Volksmittels zweifelte, sondern weil sie Gott nicht versuchen wollte, der es ihr und Sever auferlegt, sich durch die redliche Kraft der Hände den Herd zu gründen. Wollte Gott zu solchen Mitteln greifen, werde er's selbst thun, ohne daß sie es ihm nahe gelegt.

Weder Sever noch Stanzl dachten mehr an Jonas; er war ihnen fremd geworden, lagen doch viele Jahre zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart. Allein um so öfter dachte er an sie, sein Groll besänftigte sich mit dem Alter nicht, ein Zeugniß für seine ursprünglich schlechte Natur. Es war ihm nicht genug, nach Möglichkeit beizutragen, daß sie ihrem Ziele fern blieben, sie sollten nicht einmal im Winter die Freude des Umganges und gegenseitigen Trostes haben. Bei einer Sitzung des Gemeindeausschusses, wo der Pfarrer zugegen war, erhob er sich; nachdem er lang über die schlechten Zeiten geschimpft, wo jeder Proletarier ein Herr sein wolle, gab er als Grund alles Elendes die wachsende Sittenlosigkeit an, und bezeichnete als die wesentlichste Pflicht der Gemeinde, diese in der Wurzel zu zerstören, dann werde auch der Segen des Himmels wiederkehren. Er blickte seufzend nach oben, einige seiner Zuhörer stießen sich schmunzelnd mit den Ellenbogen. „Ich

getrau' mir's kaum zu sagen," fuhr er fort, „es sind arme Leute, aber arme Leute sind nicht immer gute Leute. Da ist dieses Bettelvolk Sever und Stanzl. Sie diente zuerst als Bauerndirne, jetzt ist sie zur strengen Arbeit zu faul, läuft in die Stadt und hilft bei Herrschaften aus, angeblich, weil sie mehr verdiene. Die hat ein Verhältniß zum Sever, ihr kennt ja den Maurer, das Verhältniß dauert zu lange, um noch sittlich zu sein." — Das Gesicht des Pfarrers verfinsterte sich; Jonas sprach heuchlerisch die Augen gesenkt und bemerkte es daher nicht.

Er machte eine Pause; als niemand das Wort ergriff, begann er von neuem: „Ums anzudeuten — gerade heraus darf man es mit bäurischem Maul nicht sagen, weil uns der Hochwürdige beehrt, also ich meine — — die Zwei gehen vor der Messe zum Opfer, und da sollt' die Gemeinde die Sünde hindern, und sich dreinlegen, und da sollt' sie eines von beiden abschaffen." — Er schwieg. Alles blickte auf den Pfarrer, welcher sich unruhig auf dem Sessel bewegte und dann rasch aufstand. Ueber sein Gesicht flog die Röthe des Zornes; er zerrte, wie er es im Unwillen zu thun pflegte, am blauen Perlcollar und sprach heftig: „Solche unchristliche Anklagen wagt ihr ohne Beweis vorzubringen? Ihr, Herr Jonas" — sein Blick bohrte sich wie funkelnder Stahl in das Auge des erschreckenden Bauern, — „ihr hebt den Stein gegen Stanzl auf? Ihr schneidet Sever die Ehre ab, das einzige, was er, ohne euch erst um Erlaubniß zu fragen, besitzt? Das thut ihr! Ich aber sage euch, daß Sever und Stanzl seit Jahren meine Beichtkinder sind, und ich mein', das Himmelreich wär' uns näher, wenn es viel so fromme Leut' gäbe. Das sag' ich als Seelsorger, und klagt euch das Paar wegen Verleumdung, so steh' ich als Zeuge vor der weltlichen Obrigkeit, als Zeuge ge-

gen euch! Wie der Herrgott die Heuchler richtet, habt ihr vielleicht aus dem Katechismus nicht vergessen?"

Jonas war vernichtet und verstummte.

Seine Absicht war vereitelt, bald wurde die Geschichte offenkundig; alle dankten dem Pfarrer, daß er dem elenden Menschen, den noch niemand zu stillen vermocht, das Maul gestopft; auch Stanzl und Sever erfuhren den ganzen Hergang. Es erfragte ihn jedoch noch jemand: ein Advokat, bei dem sie hie und da arbeitete, und der wegen ihrer Rechtlichkeit gar viel auf sie hielt. Dieser beschloß, gegen Advokatensitte, hier etwas umsonst zu thun und dem Paar nicht bloß Genugthuung zu verschaffen, sondern auch gründlich zu helfen.

Was hätten Sever und Stanzl, selbst wenn es ihr Wille gewesen, gegen den reichen Jonas ausgerichtet? So setzte ihnen der Advokat die Klagschrift auf, reichte sie beim Landgerichte ein und vertrat beide als Kläger. Das gab freilich einen großen Aufruhr, als Herr Jonas, der reiche Pütrichbauer, sich verantworten mußte, daß er eine arme Magd und einen Maurer beleidigt. Wurde er nicht verurtheilt und eingesperrt, so hatte er es nur der Gnade des armen Paares zu verdanken, welches sich zufrieden erklärte, wenn er vor dem Gemeindeausschuß dem Pfarrer gegenüber seine Aeußerung zurücknehme und Sever abbitte.

Es wurde eine Sitzung anberaumt. Das Gericht sandte einen Kommissär in voller Uniform; daß sich Jonas für diesen Auftritt besonders geputzt, wird nicht erzählt. Vor dem Gemeindehause versammelten sich trotz des Werktages viele Arbeiter, Kopf an Kopf guckten sie durch das Fenster, denn es galt einem der ihrigen. Wie Jonas blaß und zitternd seine Abbitte, die zu Protokoll genommen ward, gestammelt und unterzeichnet hatte, erhob sich lautes Jubelgeschrei.

Unsicher trat Jonas aus der Thüre, um sich zu entfernen. Beim Anblick der versammelten Menge wollte er scheu zurückweichen; ein Zimmermann packte ihn hohnlachend beim Arm und hob ihn empor: „Da, schaut ihn an, diesen ecce homo, der brave Menschen verleumdet hat, pfui Teufel!" Rasch bildete sich eine Gasse; unter Geschrei, Johlen und Klatschen flog Jonas wie ein Ball von Hand zu Hand und hinkte, nachdem er so fast Spießruthen gelaufen, eiligst davon.

Der Kommissär wurde mit Jubel begrüßt, die Männer nahmen die Hüte ab und brachten der Gerechtigkeit ein lautes Vivat! Ein Arbeiter schüttelte ihm die Hand und lud ihn ins Wirthshaus, sie möchten ihm gern eine Halbe zahlen, weil er die Sache so gut gemacht.

Lachend machte sich der Beamte los und eilte ins Büreau, dort Bericht zu erstatten.

Die Protzen waren freilich untröstlich über das, was einem der Ihrigen widerfahren, und glaubten sich absichtlich beleidigt. Sie versuchten, ihn für die Beleidigung, welche ihnen in ihm widerfahren war, zu entschädigen und schlugen ihn bei der nächsten Wahl zum Vorstand vor, drangen jedoch diesmal noch nicht durch, und erst später gelang es, ihn zu diesem hohen Posten emporzuschieben, wo er sodann einige Jahre auf seinen schmutzigen Geldsäcken thronte.

Der Advokat hatte sich, wie gesagt, unseres alten Brautpaares Loos zu Herz genommen und wollte ihm den Bauern zu Trotz helfen. Er besaß zu ** ein sehr schönes Gut; ein Stück guten Grundes, der in dieser Lage sehr theuer ist, konnten sie ihm nicht abkaufen, er bot ihnen daher für sehr bescheidenes Geld jene Erdzunge in der Oede, die zu seinem Wald gehörte. Dankbar nahmen sie den gütigen Antrag an und begannen schnell mit Ausrodung der Stauden und dem Bau

der Hütte, die wir geschildert. Nun mußte der Gemeindeausschuß das Gesuch bewilligen, um so mehr, da der Advokat die Drohung einer höheren Instanz angehängt hatte.

„Dem Teufel und dem Bettelvolk gelingt alles, wenn es ernstlich will!“ brummte Herr Jonas, als ihm einige Bauern spöttisch zu dem Nachbar auf dem neuen Gut Glück wünschten.

Stanzl und Sever waren voll Freude ganz verklärt, Arm in Arm gingen sie herum, als ob die Leute erst jetzt erfahren sollten, daß sie Brautleute seien. Sogar ins Wirthshaus wagten sie sich; der Wirth fragte zweimal, ob es Ernst sei, als der sparsame Sever eine Halbe Rothen bestellte. Und er hat ihnen geschmeckt. Sie stießen mit den Gläsern an; Aug' in Auge ließen sie den wackeren Advokaten leben, der ihnen geholfen, ihnen, dem „alten Brautpaar“, wie sie fast sprichwörtlich hießen, denn auf Severs Scheitel hatte es bereits angeschneit und die Fünfzig klopften an, während Stanzl gar wohl die Patriarchin Sarah zum Vorbild wählen durfte. Freilich sah sie in Folge angestrengter Arbeit älter aus, als sie war; zu vierundvierzig Jahren bekennt sich aber auch eine Dame in der Stadt selten gern.

Sonntags gingen sie miteinander zur Kirche. So mag der armen Seele im Fegfeuer das Engelswort klingen, wie ihnen jetzt die Stimme des Pfarrers klang, als er sie zum erstenmal verkündete. Sie durften einander vor Rührung nicht ansehen, Sever schämte sich vor der ganzen Gemeinde seiner Thränen und blickte starr zu Boden.

Vor der Kirchthüre warteten ihrer ein Polier des edlen Maurerhandwerks und ein Zimmermann, beides wackere Arbeiter.

„Gott grüß' euch,“ begann jener, „wir sind da, um euch im Namen unserer Handwerke zu sagen, daß wir alle zur Hochzeit kommen und euch nach Kräften eine gute Ehrung thun

wollen. Und die Pöller sollen auch krachen, wie bei der reichsten Bauernhochzeit, damit die Leute sehen, daß wir zusammenhalten und einen braven Kameraden zu ehren wissen."

Sever dankte gerührt.

„Und daß ihr euch nicht lang um Brautführer umschaut," begann der Zimmermann, „so haben uns die Handwerke aufgetragen, euch hierin zu dienen, wenn ihr's halt annehmen wollt!"

„O mein Gott!" rief Stanzl, „muß ich denn in meinen alten Tagen noch so viel Ehre erleben!"

„Männer!" fuhr Sever fort, „Gott vergelt's euch, ich kann es nicht, und so nehme ich denn eure Liebe dankbar an auf den St. Kathreintag. Die Stanzl wird schon, wie's der Brauch ist, für jeden ein Nagerl mit Rosmarin herrichten. Am Kathreintag hochzeiten wir, unser Herr wird nichts mehr dawider haben!"

Er hatte nichts mehr dawider.

Als es am Vorabend von St. Kathrein finster geworden, trafen Sever und Stanzl, die sich zusammenbestellt, auf dem Friedhof zusammen. Sie gingen in die dunkle Kirche zum Seitenaltar, wo das Bild der Mutter Gottes stand. Dort hing der Kranz, den sie vor fast zwanzig Jahren hinterlegt, die Farben abgeblaßt, die Glanzflitterchen trüb, — Severs Hand zitterte, als er danach griff. Er hielt ihn eine Weile vor sich in der Hand, vor seiner Seele glitten jene Jahre des Schmerzes und der Entsagung noch einmal vorüber, dann seufzte er tief und drückte ihn auf die Stirne seiner Stanzl. Beide knieten nieder, Hand in Hand opferten sie, was sie bisher gelitten, dem heiligen Herzen Mariens, das ja auch einst von sieben Schwertern durchbohrt worden. Nach einem langen, stillen Gebet erhoben sie sich und schieden am Thore des Friedhofes.

Um sechs Uhr früh krachten die Pöller vor der Kirche; der Marsch, aufgespielt von etlichen Arbeitern, schreckte die Kinder vom Schlaf auf, um sieben Uhr öffnete sich die Thüre des Bauernhauses, wo Stanzl zuletzt gedient und noch wohnte; einige Kranzeljungfrauen erschienen, kleine Mädchen mit dem Rosmarinkranz und einer weißen, gefranzten Schürze, ihnen folgte zwischen Zeugen und Brautführern das alte Paar hocherfreut von all der Ehre, welche ihnen jetzt widerfuhr, einer Ehre, die sie als Krone eines edlen, reinen, arbeitsamen Lebens betrachten durften. Auch Stanzl trug die weiße Schürze und den vergilbten Kranz; auf dem Brustlatz von Severs langem, braunem Rock prangte ein üppiger Strauß, den ihm ein alter Kamerad, der Gärtner Zeppart, zugesandt, um den Hut war eine neue Tresse geschlungen. Hintennach die Gäste, Zimmerleute und Maurer, wie sie einst auf Josephs Hochzeit in Nazareth erschienen sein mögen, und ihre Weiber, die mit Stanzl auf der Schulbank gesessen, und nun die Töchter, welche noch nicht geheirathet, als Kranzeljungfern vorausschickten.

Sie hatten die Kirche bald erreicht.

Dort erwartete sie der Geistliche im Chorrock; das Brautpaar trat vor und wurde eingesegnet. Der Priester sprach einige Worte, pries ihre Geduld und Ausdauer, forderte sie auf, den Feinden zu vergeben und schloß damit, daß er sie der versammelten Gemeinde als Muster der Tugend und Rechtschaffenheit vorstellte. Stanzl schluchzte laut, Sever warf einen wehmüthigen Blick auf die Mutter Gottes, da fiel mit einem furchtbaren Tschin, tschin, tschin der ** Marsch ein, und der Zug ordnete sich neu.

Im Schiff der Kirche stand Jonas. Er hatte sich an der Ecke einer Bank aufgestellt, so daß man sich an ihm vorbeidrängen mußte. Höhnisch lächelnd schaute er Sever und Stanzl

an und sagte dann, daß es nicht bloß sie, sondern die nächsten daran noch deutlich hörten:

„So haben die Bettler Hochzeit gemacht!"

Sever trat einen Schritt zurück, sein Auge flammte, er hob die Faust und ließ sie wieder sinken, denn er dachte jenes Wortes, man solle dem Feind vergeben, das er soeben am Altar gehört, doch schweigen konnte er nicht.

Hoch aufgerichtet maß er Jonas mit einem Blicke der Verachtung und rief: „So ist dir die Kirche nicht heilig genug, um deine niederträchtige Zunge zu bändigen? Schon einmal hast du mich und Stanzl verleumdet, — die Gebenedeite dort auf dem Throne weiß, daß jeder Hauch eine Lüge war; du hast das Glück meiner Jugend zerstört, uns die schönsten Tage abgestohlen. Dafür mag jener mit dir abrechnen, der in der Hostie auf dem Altar gegenwärtig ist; wenn du auf dem Todbett liegst, mag er abrechnen mit dir, ich überlasse ihm die Rache!"

Laut hallten vom Gewölb die Worte wieder, Getümmel erhob sich, das Brautgeleit Severs wollte sich auf Jonas stürzen, um diesen schaarte sich seine Sippe; da sprang der Geistliche, der noch den Chorrock nicht abgelegt, dazwischen und hinderte die Entweihung des Gotteshauses.

Die Geschichte wurde, verschieden ausgeschmückt, erzählt, das Gericht leitete eine Untersuchung ein, Jonas ward zu einer ansehnlichen Geldstrafe, und Sever, der Arme, zu drei Wochen Arrest verurtheilt — wegen Religionsstörung! Der passende Paragraph des Strafgesetzes klappte allerdings, aber wer von uns hätte anders gehandelt als Sever?

Jonas nahm wenige Jahre darauf ein trauriges Ende. Es befiel ihn das Asthma, daß er oft mehrere Nächte nacheinander vor Angst keuchend auf dem Lehnstuhl zubringen mußte, er sank zusammen und magerte ab. In einer kalten Dezem-

hernacht, wo er, um Holz zu sparen, nicht einheizen ließ, packte ihn das Uebel mit vollem Grimme; Morgens lag er todt im Bette. Das Fenster nebenan war eingeschlagen, er hatte sich mit beiden Armen an den Stäben festgeklammert, weit offen starrte das vorquellende Auge hinaus. Die Bauern behaupteten steif und fest, der Teufel habe seine Seele geholt und sei mit dieser, weil die Thüre mit den Namen der Dreikönige bezeichnet war, durch das Fenster gefahren. Da gerade in jener Nacht eine Sternschnuppe mit feurigem Schweif über das Dorf gegen das Gebirg, wo viele verbannte Geister sich aufhalten, hinschoß, so war die Sache um so wahrscheinlicher. Ein altes Mütterchen, das eben zum Fenster hinaussah, wollte sogar Jonas, auf dem der Teufel ritt, erkannt und sein fürchterliches Schmerzgeheul gehört haben. So ist das Volk; wo das Gericht den Sünder nicht trifft, verfällt er der poetischen Gerechtigkeit der Sage.

Vor einigen Wochen besuchte ich Sever. Er saß vor der Thüre im Sonnenschein, gebückt und matt. Ich fragte: „Wie geht's?"

„Wie's geht?" erwiderte er, „da schauen Sie!"

Er streifte den wollenen Strumpf hinab, das Bein war dick geschwollen, ich drückte mit dem Finger darauf, in der teigigen Haut blieb eine Grube, die nur langsam schwand.

Wassersucht! dachte ich und zuckte mit den Achseln, als mich Stanzl ängstlich besorgt anblickte.

Vor einigen Tagen stieg ich auf den Höhen bei ** herum. Ich sah von meinem Platz auf den Friedhof, ein frisches Grab gähnte mich an. Die Glocken begannen zu läuten, auf dem Weg nahte ein langer Zug, voran ein Sarg mit einer schlichten Decke.

Da bringen sie den Sever! dachte ich und stieg hinab, so nahe, daß ich alles genau erkennen konnte.

Ja, der Sever! Hinter der Bahre wankte, gebeugt von der Last des Grames, Stanzl; ihr einziges Trauergewand war eine schwarze Schürze, in der Hand hielt sie einen alten Kranz. So oft sie ein Gebet beginnen wollte, erstarb ihre Stimme in Thränen.

Mitleidig blickte ich über die Friedhofmauer. Die Träger stellten die Bahre nieder, die Todtengebete wurden gesprochen. Dann ließ man den Sarg an Seilen in die Tiefe, aus der noch keiner wiedergekehrt ist. Stanzl trat hinzu und warf den Kranz hinab — es war der alte Brautkranz.

Gestern betrat ich wieder den Friedhof. Auf dem Grab stand ein ärmliches Kreuz, umflochten von einem Kranz schlichter Feldblumen und Almrosen.

Ich suchte Stanzl auf. Sie war ruhig und gefaßt. „Ich konnte es ja voraus wissen," sagte sie, „und dennoch traf mich Gottes Rathschluß sehr schwer. Wie er so dalag in seiner Krankheit und kein leises Murren der Ungeduld über seine Lippen schlich, da hab' ich ihn weitaus am liebsten gehabt, lieber als in den schönsten Tagen seiner Jugend. — — Jetzt bin ich allein! — — Wenn Sie beten, so schenken Sie auch ihm ein Vaterunser, er wird an Gottes Thron auch für Sie vorbitten; ist es doch mein einziger Trost, fest zu glauben, daß er nach so viel Leiden ohne Fegfeuer vom Mund auf in den Himmel fahren durfte!" — —

* * *

Wenn Stanzl ihrem Sever nachgefolgt ist, werd' ich dem freundlichen Leser davon Nachricht geben.

Pichler, Adolf

Allerlei Geschichten aus Tirol

Jena 1867